Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Friedrich der Erste

und

die Quitzows.

Historische Bilder

von

Adolph Streckfuß.

Zweiter Band.

Hohenzollern.

Historische Bilder

von

Adolph Streckfuß.

Zweiter Theil.

Friedrich der Erste

und

die Quitzows.

Zweiter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Julius Springer.

Friedrich der Erste

und

die Quitzows.

Historische Bilder

von

Adolph Streckfuß.

Zweiter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Julius Springer.

Inhaltsverzeichniß.

Capitel 1.

Die Eroberung von Schloß Friesack.

Mitten im wilden und sumpfigen havelländischen Luche erhebt sich, einer Insel gleich, eine Landstrecke, welche das Land Friesack genannt wird; auf der nördlichsten Spitze, am Flusse Rhin, lag das feste Schloß Friesack, wohin Dietrich von Quitzow den größten Theil seiner Mannen gezogen hatte, und in welchem er glaubte, der Macht des Burggrafen lange widerstehen zu können.

Schloß Friesack galt in jener Zeit als eine der festesten Ortschaften der Mark; im Sommer erschien eine Einnahme fast unmöglich, denn die tiefen Sümpfe des havelländischen Luches waren mit Reitern und Geschütz gar nicht zu passiren, da sie an vielen Stellen als völlig unergründlich galten.

Die schmalen, durch das Luch führenden Wege waren mit kleiner Truppenmacht gegen das größte Heer zu vertheidigen, und nur im Winter, wo der Sumpf gefroren einer Heeresabtheilung leichtern Zugang gestattete, war es überhaupt möglich, eine Belagerung von Friesack zu unternehmen; aber auch in dieser Zeit erschien dieselbe sehr bedenklich, denn Dietrich von Quitzow hatte das Schloß

stark durch dicke Mauern und tiefe Gräben befestigt; auch die Besatzung war zahlreich genug, um unter der Führung des tapfern Quitzow gefährliche Ausfälle machen zu können. So mußte denn eine bedeutende Heeresmacht zusammengebracht werden, wenn der Burggraf es wagen wollte, das wohlvertheidigte Schloß zu belagern.

Dietrich von Quitzow glaubte in Friesack gegen jeden Angriff gesichert zu sein; sollte aber dennoch ein solcher erfolgen, so war er überzeugt, in kürzester Frist Hilfe von Plaue oder einem anderen befreundeten Schlosse zu erhalten, denn er konnte nicht ahnen, daß der Schlachtplan des Burggrafen und seiner Verbündeten dahin ginge, alle die bedeutendsten Festen der Quitzows an einem Tage zu umstellen.

Am 5. und 6. Februar des Jahres 1414 war weit in der Umgegend von Friesack die Landstraße belebt von Kriegerschaaren, welche von allen Seiten nach dem Schlosse hinzogen. Schaar nach Schaar erschien, ein ritterliches Banner nach dem andern wurde aufgepflanzt auf der kleinen Hügelreihe, welche im Süden des Schlosses sich hinzieht, über alle hinweg aber ragte das Banner des Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Am 6. Februar war das Schloß bereits dicht umlegt. Im weiten Umkreise zog sich das Lager der burggräflichen Truppen hin.

Die Städte der Mark hatten reichliche Contingente gestellt, sie hatten alle ihre Kraft aufgeboten, um den Burggrafen zu unterstützen bei dem Feldzuge gegen den mächtigen Adel; keine Kosten waren gescheut worden, denn der Kampf sollte und mußte ein entscheidender sein, und

was die Städte thun konnten, um den Sieg für den Landeshauptmann zu erkämpfen, das wollten sie thun. Die Geschichte meldet uns, daß der Stadt Frankfurt a. O. allein die Belagerung von Friesack 538 Schock böhm. Groschen, eine für damalige Zeiten ungeheure Summe, gekostet habe.

Der Morgen des 7. Februar brach mit hellem, klarem Sonnenschein an, ein heiterer, schöner Wintermorgen! Ein leichter Frost, stark genug, um das Luch für alle Truppenmassen passirbar zu machen und nicht so stark, daß das Belagerungsheer dadurch belästigt wurde, begünstigte den Burggrafen.

Hunderte von Zelten waren um Schloß Friesack aufgeschlagen. Nicht fern von dem burggräflichen Zelte selbst stand das unseres Freundes Henning von Stechow, welcher sich Friedrichs großer Gunst erfreute. Henning hatte alle seine Mannen dem burggräflichen Heere zugeführt; nur einen Augenblick war er schwankend gewesen. Dietrich von Quitzow war ihm, besonders seit der Taufe des Knaben, ein lieber Freund geworden, denn in jener Zeit bildete die Pathenschaft ein stärkeres Band, als heut zu Tage; aber dennoch hatte er sich entschlossen, treu zu dem Burggrafen zu stehen und seine kleine Macht mit dem Heere desselben gegen Friesack zu vereinigen.

Gehrke Suteminn war wieder persönlich in Stechow gewesen und hatte Henning zu überzeugen gewußt, daß das Recht auf Seiten des Burggrafen sei, und daß Jeder, der es mit der Mark treu meine, die heilige Pflicht habe, in diesem Streit Partei zu ergreifen, umsomehr, da der größere Theil des märkischen Adels träge und still auf seinen Schlössern blieb, ohne den Burggrafen zu unter-

stützen, ohne aber auch gleichwohl zu wagen, die Partei der geächteten Quitzows zu nehmen.

„In der Zeit der Gefahr," sagte Gehrke ernst, „darf der wahre Ritter nicht schwanken! Seid Ihr, edler Freund, überzeugt, daß den Quitzows Unrecht geschieht, daß dieselben kämpfen für eine heilige, gute Sache, dann zieht zu ihnen, vereinigt Eure Macht mit der ihrigen, kämpft bis zum Siege oder bis zum Tode! Es ist dies Eure Pflicht! Nicht die Freundschaft für mich, nicht die Anhänglichkeit an den Burggrafen darf Euch bestimmen. In so ernster Zeit, wie die heutige, müßt Ihr kämpfen für das, was Ihr als Recht erkennt! — Auf beiden Seiten habt Ihr liebe Freunde, aber die Freundschaft darf Euch nicht zurückhalten, die Partei zu ergreifen, auf deren Seite das Recht ist. — Seht Ihr nun aber ein, daß unser Landesherr alle Mittel der Geduld erschöpft hat, daß er für sein eigenes und das Recht seines Volkes jetzt endlich gezwungen ist, das Schwert zu ergreifen, daß die Quitzows, obwohl Eure Freunde, Rebellen sind, dann habt Ihr nicht weniger die heilige Pflicht, Euer Schwert gegen sie zu kehren und mit aller Eurer Kraft dem Burggrafen beizustehen!"

Henning konnte, so schwer ihm dies wurde, doch nicht umhin, Gehrke's Ansichten zu theilen, und mit betrübtem Herzen zog er daher an der Spitze einer kleinen Schaar gut bewaffneter Knechte gegen Friesack.

Am Morgen des 7. Februar ging er an der Seite Gehrke's durch das Lager, welches ein eigenthümlich bewegtes Leben zeigte. Selten wohl hatten so viele ganz verschiedene Truppenabtheilungen sich in einem Heere ver-

einigt! Am nächsten dem Schloß lagerten die Abtheilungen der Städte, meistens aus jungen wohlhabenden Bürgerssöhnen bestehend; ihre Zelte zeichneten sich vielfach durch reiche Verzierung aus, wenn ihnen auch der Schmuck der adeligen Banner fehlte. Die städtischen Krieger waren vortrefflich bewaffnet, viele der jungen Patrizier hatten eine fast rittermäßige Ausrüstung.

Neben den Zelten der Städter zogen sich die des Burggrafen und seiner fränkischen Ritter hin. Der Burggraf war schon am frühen Morgen thätig. Eilboten flogen nach den fernen Punkten des Lagers, wieder Andere kamen und überbrachten Meldungen, während die fränkischen Ritter ehrfurchtsvoll der Entwickelung der Pläne des Feldherrn folgten. Ein hoher, gewaltiger Mann in glänzender Stahlrüstung stand dem Burggrafen am nächsten und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte desselben; es war der Ritter Otto Pflug, der mit einer ausnehmend starken Reiterschaar Friedrich zu Hilfe gezogen war.

An die fränkischen Zelte reihten sich die einiger märkischer Adeliger; nur sehr wenige, denn, wie wir bereits mitgetheilt, die schloßgesessene Ritterschaft der Mark hatte es zum größten Theil vorgezogen, parteilos zu bleiben.

Friedrich war zu klug, um den Adel zu drängen; er war überzeugt, daß es ihm mit Hülfe seiner übrigen Verbündeten gelingen werde, die Macht der Quitzows vollkommen zu vernichten, und er wußte sehr wohl, daß, wenn er vom märkischen Adel eine Parteinahme forderte, ein großer Theil desselben nicht für, sondern gegen ihn in den Reihen der Quitzows gekämpft haben würde; so be=

gnügte er sich denn für den Augenblick mit dieser Neutralität.

Den Zelten der märkischen Ritter folgten die des Edlen Hans von Bieberstein, des Ritters Otto Pflug, des Fürsten Balthasar von Werle und die mehrer anderer ausländischer Ritter.

Der Kreis des Lagers wurde geschlossen durch die Heeresabtheilung des Grafen Ulrich von Lindow, der, ein Vetter der Quitzows, früher ein eifriger Freund und Bundesgenosse derselben gewesen war, jetzt aber mit dem Burggrafen sich vereint hatte, weil ihm das Wohl des Landes wahrhaft am Herzen lag. Auch ihm ging der Kampf für das Recht weit über ein früheres Freundschaftsverhältniß, und, nachdem er erkannt hatte, daß kein Mittel der Versöhnung die wilden Quitzows zu bändigen im Stande war, faßte er den Entschluß, mit aller Kraft dem Burggrafen beizustehen!

Auf der kleinen Hügelreihe, welche südlich vom Schlosse Friesack sich erhebt, war das Treiben am lebendigsten, dorthin begaben sich nun Henning von Stechow und Gehrke Suteminn, denn sie hatten gehört, daß auf dem Mühlenberge das große Geschütz aufgestellt werden solle, welches der Burggraf vom Landgrafen Friedrich in Thüringen sich hatte kommen lassen. Auch mehrere andere kleine Geschütze, welche zum Theil in Berlin gegossen worden waren, sollten auf den benachbarten Hügel postirt werden, ebenso die Bliden, ein in jener Zeit beliebtes und gefürchtetes Belagerungsgeräth.

Die Freunde mußten auf ihrem Wege nach den Hügeln das Städtchen Friesack passiren, welches vor dem

Schloß sich hinzog und ohne Kampf von den Belagerern genommen worden war, da es keine Vertheidigungswerke besaß. Rings um das große Geschütz hatte sich eine Volksmenge gesammelt; Jeder wollte das Ungethüm sehen, von welchem man schon so viel gehört hatte, und nur die strengsten Befehle der Bewachungsmannschaft konnten mannichfachem Unfug steuern.

Mit dem Feldherrnblick, welcher den Burggrafen überall auszeichnete, hatte derselbe für die Aufstellung der faulen Grete (wir wollen ihren Namen adoptiren, weil er in den Mund des Volkes übergegangen ist, wenn auch seine historische Berechtigung zweifelhaft erscheint) den günstigsten Platz gewählt; sie war weit genug entfernt vom Schlosse, um von den Geschützen*) desselben, welche eine geringere Tragkraft hatten, wenig zu leiden, und doch nahe genug, um die ganze fürchterliche Gewalt ihrer eigenen Kraft zu entfalten.

Der Geschützmeister und seine Leute waren emsig beschäftigt einen Wall aufzuwerfen, welcher die faule Grethe gegen einen etwaigen plötzlichen Angriff oder Ausfall vom Schlosse her schützen sollte, eine Arbeit, welche in dem gefrornen Boden nicht ganz leicht war! Außerdem wurden Schanzkörbe geflochten, mit Sand gefüllt und vor das Geschütz gestellt, um dasselbe vor den Kugeln der Belagerten möglichst zu sichern.

Ungeheure Kugeln, aus behauenen Steinen bestehend, welche die Donnerbüchse bestimmt war, gegen die Mauern

---

*) Dietrich von Quitzow besaß vier kleine Donnerbüchsen.

des Schlosses zu schleudern, lagen in große Haufen geschichtet neben der faulen Grethe.

Hinter dem Geschütz, von demselben durch eine feste Wand getrennt, standen die Fässer mit Schießpulver. Man hatte den Raum, in welchem dieselben sich befanden, von allen Seiten sorgfältig geschlossen und auch überdacht, damit nicht ein Funken zufällig ins Pulver falle und ein Unglück anrichte.

Mit tiefem Staunen betrachtete Henning das ungeheure Geschütz; man hatte bis dahin in der Mark von solcher Donnerbüchse keine Ahnung gehabt.

„Welche seltsame Veränderung wird diese merkwürdige Erfindung in der Kriegskunst zu Stande bringen!" sagte er zu Gehrke. „Welches Schloß soll sich fernerhin noch halten, wenn solche Mittel gegen seine Mauern angewendet werden können! Als wir vor Schloß Friesack zogen, glaubte ich, es sei ein vollkommen hoffnungsloses Unternehmen, die mächtige Feste zu belagern, da Dietrich ausgerüstet ist mit Proviant auf viele Monate, und da er eine Besatzung im Schlosse hat, stark genug, um jeden Sturm zurückzuschlagen; jetzt aber, wo ich diese kolossale Donnerbüchse sehe, zweifle ich nicht, daß Friesack dem Untergange geweiht ist. Welches Schloß soll sich wohl fernerhin halten, wenn selbst Friesack, nächst Plaue das festeste aller märkischen Schlösser, fallen wird?"

„Keines, hoffe ich!" entgegnete Gehrke. „Das eben ist der Segen dieser gewaltigen Erfindung, daß künftighin kein Schloß fest genug sein wird, um einen Raubritter zu schützen vor der Rache des Gesetzes. Wenn bisher der Adel des Landes gesichert war durch seine festen

Schlösser im Widerstande gegen den Landesherrn, wenn es ihm durch dieselben möglich wurde, jedes Recht zu verhöhnen, so wird in der Zukunft ein solcher Schutz ihm genommen sein! Er wird gezwungen werden, sich dem Gesetz ebenso zu unterwerfen, wie jeder Bürger, ein Unterthan seines Fürsten zu werden, wie dieser."

„Wird dann aber nicht die Macht des Fürsten derartig wachsen, daß Adel und Bürger gleichmäßig unter derselben leiden? Wird der Fürst diese Macht nicht mißbrauchen, um selbst Gesetz und Recht zu verhöhnen, wie es, ich muß leider gestehen, bisher vielfach der Adel gethan hat?" —

„Wie sollte das möglich sein, edler Freund? Wenn Adel und Bürgerschaft nicht mehr, wie bisher, feindselig sich gegenüberstehen, sondern treu zusammenhalten, wenn sie nicht mehr neidisch sind auf ihre gegenseitigen Rechte, sondern bereit, dieselben vereint zu schützen, dann kann kein Fürst es wagen, das Gesetz zu verletzen; der Fürst wird dann nur der höchste Richter im Lande sein, ein um so weniger parteiischer, weil er über Beiden steht. Von unserem edlen Burggrafen wenigstens dürfen wir dessen vollkommen versichert sein, und für die Zukunft wird Gott wohl ferner sorgen."

Gehrke schritt weiter, Henning folgte ihm, nicht durchaus überzeugt, aber ohne im Stande zu sein, den Freund zu widerlegen, da er selbst sehr wohl einsah, daß, mochte kommen, was da wolle, vor Allem dem Adelsunwesen in der Mark ein Ende gemacht werden mußte.

Die Freunde nahmen nun auch die Bliden in Augenschein, welche Henning ebenfalls noch nicht kannte. Es waren

dies große zweirädrige Maschinen; auf den Rädern ruhte eine lange Stange mit einer löffelförmigen Endung. Sie dienten dazu, Steine, verwestes Vieh, Fässer mit Koth, brennende Theerfässer und andere ähnliche Gegenstände in den belagerten Platz zu werfen. Vermöge eines besonderen Mechanismus konnte man mit ihnen, indem die Stange kräftig übergeschlagen wurde, die Wurfgeschosse sehr weit schleudern.

Die Bliden hatten eine größere Kraft, als man heut vielleicht glauben möchte und waren ein sehr gefürchtetes Belagerungsgeräth, weil die in enge Räume eingeschlossenen Belagerten durch die herabfallenden Steine und den bösen Geruch der schmutzigen Gegenstände außerordentlich belästigt wurden, und weil außerdem bei der damaligen Bauart die mit Stroh bedeckten Ställe und Scheunen durch geschleuderte brennende Theerfässer leicht in Brand gesteckt werden konnten.

Auch Mauerbrecher, gewaltige, mit Eisen beschlagene Balken, welche man gegen die Thore und selbst gegen die Mauern stieß, um dieselben zu zertrümmern, waren vorhanden.

Gehrke und Henning wanderten weiter durch das Lager, die Belagerungsarbeiten beschauend, welche überall mit dem größten Eifer betrieben wurden.

Der Burggraf selbst beaufsichtigte die Arbeiter und flößte ihnen Lust und Liebe zum Werke ein, indem er bald hier, bald dort war, immer mit freundlichen Worten die Fleißigen und Strebsamen belobte und die Lässigen ermahnte.

Fortwährend vergrößerte sich das Heer der Belagerer, denn stündlich trafen neue Zuzüge von hier und dort ein.

Am folgenden Tage waren alle Vorbereitungen getroffen, um das Zerstörungswerk zu beginnen. Die angesehensten Führer des Belagerungsheeres waren vom Burggrafen eingeladen worden, dem ersten Abfeuern der faulen Grethe beizuwohnen. Auch Henning und Gehrke hatten diese Einladung empfangen; obgleich sie ihrem Stande und ihrer Bedeutung im Heere nach wohl kaum zu derselben berechtigt waren, so hatte doch der Burggraf, der eine besondere Vorliebe für unsere Freunde hegte, ihnen dadurch eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollen.

Auf einem Hügel, nicht fern von dem, auf welchem sich die das Geschütz enthaltende Batterie befand, stand der Burggraf mit den eingeladenen Rittern; er gab Befehl, die faule Grethe abzufeuern, der Büchsenmeister schwang die brennende Lunte und gleich darauf ertönte ein wahrhaft ohrzerreißender Knall! — Einen Moment später schlug die ungeheure Steinkugel durch einen der Thürme des Schlosses. Prasselnd und krachend durchbrach sie die Mauer und verschwand im Innern. —

Mit bangem Staunen schauten die Ritter einander an. Das hatten sie nicht erwartet, eine solche furchtbare gewaltige Macht hatten sie selbst der kolossalen Büchse nicht zugetraut! —

Die starke Mauer eines Thurmes war mit einem Anschlage der Kugel durchbrochen; in wie kurzer Zeit mußte da ein Schloß in Grund und Boden geschossen werden! Dies war ein Resultat, welches weit über alle Begriffe jener Zeit hinausging.

Mancher Ritter mochte dabei wohl im Geheimen mit

Zagen daran denken: wie wird es dir ergehen, wenn du selbst dich dem Willen des Burggrafen nicht unterwerfen willst, der so mächtige Zwangsmittel mit sich führt? —

Eine lange Pause erfolgte, — das Laden eines Geschützes war zu jener Zeit keine leichte Sache, — dann donnerte der zweite Schuß los. — Das Geschütz war zu hoch gerichtet, die Kugel flog daher bei den Mauern und den Gebäuden unschädlich vorüber. Der dritte Schuß hatte wieder eine wahrhaft furchtbare Wirkung; er traf denselben Thurm, einige Fuß unter der Stelle, in welche die erste Kugel eingeschlagen war. Wieder krachte und prasselte es, das Mauerwerk zerstob, ein großes Loch in demselben zeigte die Stelle, an welcher die zweite Kugel durchgedrungen war. Gleich darauf stürzten auch die über dem Loche befindlichen Steine, welche keinen Halt mehr hatten, nach, und eine klaffende Oeffnung in dem Thurme war das Resultat dieser beiden Schüsse.

Die Belagerten hatten mit dem höchsten Entsetzen die gewaltige Wirkung des Riesengeschützes beobachtet; Alles mußte ihnen jetzt darauf ankommen, dasselbe zum Schweigen zu bringen.

Die vier kleinen Büchsen, welche Dietrich besaß, wurden deshalb sofort auf einen der Thürme an der Südseite gebracht, um den Hügel kräftig zu beschießen, auf welchem die faule Grethe postirt war.

Manche Kugel aus dem Schloß schlug auch wirklich unter die Bedienungsmannschaft ein, aber bald hatte dieselbe sich durch neue Schanzkörbe hinreichend gedeckt und konnte mit Feuern fortfahren, ohne wesentlich durch die Büchsen der Belagerten gestört zu werden.

Ununterbrochen donnerte nun die faule Grethe, nur so viel Zeit blieb zwischen den einzelnen Schüssen, daß das Rohr sich einigermaßen abkühlen konnte, weil man fürchtete, dasselbe zu zersprengen, wenn zu hastig geladen wurde.

Auch die Bliden wurden in Thätigkeit gesetzt; sie schleuderten in Verwesung übergegangene Thier-Leichen in den Schloßhof; ein Faß, mit kleinen Feldsteinen gefüllt, folgte und machte den Aufenthalt in dem Hofe gefährlich, weil die sich in einen Hagel zerstreuenden Steine zwar die schwer bepanzerten Vertheidiger nicht schwer verwunden konnten, aber doch unangenehme und schmerzhafte Quetschungen hervorbrachten; demnächst wurde ein Theerfaß auf eine Blide gesetzt, angezündet und nach dem Dache eines einzeln stehenden Stalles geschleudert. Im nächsten Augenblicke schon schlugen die Flammen aus dem Gebäude hervor, und die Besatzung des Schlosses mußte alle Kräfte aufbieten, um das Feuer zu löschen.

Die sinkende Sonne machte endlich den Belagerungsarbeiten ein Ende. Das Pulver war ein zu kostspieliger Artikel und zu schwer zu beschaffen, als daß man während der Nacht dasselbe auf unsichere Schüsse verschwendet hätte; die Geschütze schwiegen daher, auch die Bliden rasteten.

Burggraf Friedrich gestattete dem Heere während der Nachtzeit die vollkommendste Ruhe, weil er den folgenden Tag die Arbeiter um so mehr anzustrengen beabsichtigte; aber trotzdem verabsäumte er keine Maßregel der Vorsicht. Ueberall wurden zahlreiche Wachen ausgestellt, man mußte vorbereitet sein auf einen Ausfall der Belagerten, denn Dietrich war zu sehr bekannt als ein tapferer Held, als daß man jetzt nicht hätte erwarten müssen, er werde alle

seine Kräfte aufbieten, um durch einen Ausfall das Belagerungsheer zu schwächen, vielleicht sogar die faule Grethe zu erobern. —

Diesen furchtbarsten Feind machtlos zu machen, lag so sehr in des Quitzow Interesse, daß Burggraf Friedrich an der Südseite des Schlosses eine besonders starke Macht concentrirte, welche jeden Ueberfall des Geschützes wirkungslos machen mußte. — Auch auf der äußersten Seite des Lagers wurden Wachposten ausgestellt, denn es schien nicht unmöglich, daß einer oder der andere der bisher unthätigen Quitzowschen Freunde sich doch entschließen möchte, dem Schlosse zu Hilfe zu ziehen.

Burggraf Friedrich war ebenso vorsichtig, als tapfer, er versäumte deshalb nichts, um jedem Unfalle möglichst vorzubeugen.

Am folgenden Tage begann schon mit dem frühen Morgen, sobald die Sonne sich erhoben hatte, von Neuem das Werk der Zerstörung.

Gehrke Suteminn hatte sich abermals auf dem gestrigen Beobachtungsposten eingefunden; ihn interessirte es ganz besonders, die Wirkung des Geschützes zu verfolgen, aber er war mit der Richtung desselben nicht zufrieden. Wenn auch die Kugeln gegen die Thürme und Gebäude eine bedeutsame Wirkung ausübten, hier und dort ein furchtbares Loch aufrissen, so führte dies doch eigentlich nicht zum Ziel. Er wendete sich deshalb zu Henning, der ihn begleitet hatte und sagte:

„Wir können lange vor Friesack liegen, wenn der Büchsenmeister fortfährt, so ungeschickt zu schießen. Was nützt es, wenn die Thürme niedergelegt werden? Dietrich

von Quitzow wird sich eher unter den Trümmern begraben lassen, ehe er das Schloß übergiebt!" —

„Ihr habt sicher einen anderen Plan, Gehrke?" fragte ihn freundlich Burggraf Friedrich, welcher, unbemerkt von den Sprechenden, hinter dieselben getreten war. „Sprechet ohne Scheu, ich nehme dankbar jeden Rath an, und immer steht es ja bei mir, denselben zu verwerfen, wenn ich ihn nicht für gut halte."

„Verzeiht, gnädiger Herr!" entgegnete Gehrke ehrfurchtsvoll. „Ich wußte nicht, daß Ihr uns zuhörtet, sonst würde ich zurückhaltender gesprochen haben."

„Das hoffe ich nicht, Gehrke, denn gerade Eures Freimuths und Eurer Offenheit wegen seid Ihr mir lieb; aber sagt mir, weshalb war der Büchsenmeister ungeschickt? Ich dächte, er habe seine Büchse recht wohl gerichtet und schon glänzende Erfolge erzielt!"

„Freilich, gnädiger Herr, er hat einen großen Thurm bereits erschüttert; aber nicht über diesen wollen wir Sturm laufen in das Schloß! Eine ganz andere, viel furchtbarere Wirkung müßte es haben, wenn das Geschütz gegen einen Punkt der Festungsmauer gerichtet würde und jede Kugel immer wieder gegen ein und dieselbe Stelle schösse; in kurzer Zeit müßte dann eine Bresche gebrochen sein, welche uns gestattete, das Schloß mit Sturm zu nehmen."

Friedrich sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Ihr könnet vielleicht Recht haben, Gehrke; bedenkt aber, daß die Mauern von Schloß Friesack so stark sein sollen, daß ihnen schwerlich selbst die Kugeln der großen Büchse etwas anhaben können."

„Der Tropfen höhlt den Stein aus, gnädiger Herr! Auch die stärkste Mauer muß endlich gebrochen werden, wenn wieder und immer wieder an derselben Stelle mit solcher Gewalt die Kugel einschlägt. Das erste Mal wird sie nur ein kleines Loch in den Stein reißen, das zweite Mal ein größeres und wenn 50 Kugeln, eine nach der anderen, gegen die Mauer geschlagen sind, dann werden wir eine Bresche in derselben haben, so breit, daß Dietrich von Quitzow gezwungen sein wird, Friesack ohne Kampf zu übergeben."

„Eure Idee ist gut, Gehrke, jedenfalls müssen wir den Versuch machen, dieser kann uns nichts schaden." —

Der Burggraf ertheilte darauf sofort dem Büchsenmeister den Befehl, das Geschütz gegen die Umfassungsmauer zu richten, und immer wieder auf dieselbe Stelle zu zielen. Allerdings schüttelte der Mann den Kopf, er vertraute selbst nicht darauf, die mächtige Mauer umlegen zu können, aber er folgte dem Befehl und schon nach kurzer Zeit zeigte sich, daß der Erfolg ein weit über Erwarten großer war.

Kugel nach Kugel schlug gegen die Mauer, jede ein Stück derselben herabreißend; als der Abend herangekommen, da war sie an einer Stelle bereits in ihrer ganzen Dicke durchschlagen.

Auch während des folgenden Tages fuhr das Geschütz fort in gleicher Weise zu feuern; als wiederum die Sonne sank, hatte die Bresche schon eine solche Breite, daß Alles für den Sturm gerüstet werden konnte. —

Der Burggraf gab den Befehl, daß mit dem folgenden Morgen das Heer zum Sturm bereit sein solle; während

der Nacht möchten die Krieger sich tüchtig ruhen, um zum heißen Kampf des nächsten Tages frisch und bereit zu sein.

Dietrich von Quitzow hatte inzwischen mit schweren Sorgen gekämpft. Schloß Friesack, die Perle seiner Besitzungen, auf dessen Festigkeit er gebaut, welches er bisher uneinnehmbar geglaubt hatte, war schon nach einigen Tagen der Belagerung eine halbe Ruine, und er erkannte es vollkommen, nicht mehr haltbar. Ein Sturm, den der Burggraf mit voller Kraft versuchte, mußte gelingen, dies war unzweifelhaft! — Vielleicht konnte er mit Aufbietung aller seiner Kräfte einmal, auch zweimal die Stürmenden zurückschlagen, dann aber mußten seine Leute erschöpft sein, während Friedrich immer neue Schaaren ins Feld zu führen vermochte, um die Zurückgeschlagenen zu ersetzen. — Friesack war verloren und er selbst, er, der gefürchtete Dietrich von Quitzow, wurde ein Gefangener des Burggrafen, seines erbittertsten Feindes! — Dem durfte er unter keiner Bedingung sich aussetzen; in des Reiches Oberacht erklärt, war er rettungslos verloren, wenn er sich gefangen gab. Der Burggraf konnte ihn ganz ohne Weiteres hinrichten lassen, auf ritterliches Gefängniß hatte er keinen Anspruch. —

Dietrich rief seine beiden Söhne, Kuno und Dietrich, junge Leute von 18 und 16 Jahren, zu sich und nahm Abschied von ihnen und seiner Gemahlin Elisabeth. Er hatte sich entschlossen, einen Ausfall zu machen und während desselben zu entfliehen. Vielleicht gelang es ihm, eins seiner andern festen Schlösser zu erreichen, dort seine Truppen zu sammeln, sich mit den pommerschen Herzögen

zu verbinden und in offener Feldschlacht den Burggrafen zu besiegen.

Etwas Anderes konnte er nicht hoffen, denn wenn Friesack nach einer Belagerung von kaum einigen Tagen fiel, welche Hoffnung durfte er wohl dann hegen, irgend eines der übrigen Schlösser gegen den Burggrafen zu halten!

Den Söhnen gab er den Befehl, beim Ausfall an seiner Seite zu kämpfen. Sie sollten die Truppen befehligen, er selbst wollte, als Knecht verkleidet, den Schaaren folgen und den Augenblick wahrnehmen, wo er unbemerkt sich flüchten könne. —

Der Abend verging, alle Vorbereitungen zum Ausfall wurden getroffen, und um Mitternacht, als das ganze Lager in tiefster Ruhe sich befand, da ritten die Quitzowschen Mannen über die niedergelassene Zugbrücke. Die Hufe der Pferde waren mit Werg umwickelt, damit kein Schall ins Lager dringe und vorzeitig den Burggrafen warne.

Dietrich wendete sich mit seiner Schaar nach der Nordseite des Schlosses, welches dem dichten Erlenbruche des havelländischen Luches am nächsten lag; dorthin konnte ein Fluchtversuch am leichtesten gelingen.

Dank der Vorsicht des Burggrafen war trotz der tiefen Ruhe, welche im Lager herrschte, doch Alles für einen Ueberfall vorbereitet. Kaum hatten die Quitzowschen Reiter dem Lager sich genähert, als sofort der Alarmruf ertönte, der die Schläfer erweckte und zu den Waffen rief — im nächsten Augenblick war Alles lebendig.

Ein heftiger Widerstand empfing die Quitzowschen, aber

mit unvergleichlicher Tapferkeit griffen dieselben an. Die jungen Söhne Dietrichs bewährten sich als Helden. Mit unwiderstehlichem Ungestüm warfen sie sich auf die städtischen Truppen und zersprengten dieselben. Gefangene wurden in dieser Nacht nicht gemacht, überall traf das Schwert der Quitzowschen tödtlich. — Nach einer Stunde, nachdem sie das Lager durchbrochen hatten und wieder zurückgekehrt waren, um abermals anzugreifen, wendeten sie sich siegreich dem Schlosse zu, denn jetzt war das ganze Lager wach, von allen Seiten strömten Hilfstruppen den Angegriffenen zu, und es blieb daher keine Möglichkeit mehr, mit der kleinen Ausfallsschaar der ungeheuren Uebermacht zu widerstehen.

Die jungen Quitzows ritten an der Spitze ihrer Mannen in Schloß Friesack ein, in jeder Beziehung gekrönt vom Siege, denn der Zweck des Ausfalls war erreicht, — Dietrich von Quitzow war geflohen.

Er hatte den günstigen Augenblick glücklich benutzt. Nachdem die städtischen Truppen durchbrochen worden waren und die Quitzowsche Schaar den Rand des Luches erreicht hatte, drückte Dietrich noch einmal die Hand des Sohnes, der an seiner Seite ritt, dann spornte er sein edles Streitroß an, setzte über den Sumpf und bald war er im weißen Nebel den Augen der Nachschauenden entschwunden.

Dietrich ritt schnell vorwärts; schon glaubte er sich geborgen — da tauchte aus dem Nebel plötzlich vor ihm die Gestalt eines Reiters auf, welcher sich ihm in den Weg warf und das Losungswort begehrte. Zu beiden Seiten des Erlenbusches sprengten auch andere Reiter hervor und umringten den Quitzow.

Das war für den gewaltigen Mann ein furchtbarer Augenblick! — Schon hatte er gehofft, in Freiheit zu sein, schon geglaubt, das Glück habe ihn im letzten Augenblick begünstigt, da sah er plötzlich alle diese Träume vernichtet, sah sich einer Macht gegenüber, der zu widerstehen ihm unmöglich schien, — sah sich ein hilflos Gefangener in der Hand des Burggrafen! —

Ein Gefangener? — Nun und nimmermehr! Lieber wollt' er sterben, fallen im erbittertsten Kampfe, als sein Haupt vielleicht dem Henkerbeile darbieten! —

Er sprengte auf den Reiter zu, welcher ihm zuerst entgegengetreten war, da erkannte er zu seiner unaussprechlichen Freude in diesem — Henning von Stechow.

„Henning," rief er, „Ihr seid es und Ihr tretet mir entgegen? Ihr wollt mich dem Burggrafen als Gefangenen überliefern, damit mein Kopf als der eines Verräthers falle! Ihr, mein Freund, wollt den Pathen Eures Kindes vernichten?"

Henning ließ den Arm sinken, mit welchem er das Schwert erhoben hatte, um den tödtlichen Streich zu führen. Starren Blicks schaute er auf Dietrich von Quitzow.

Was sollte er thun? — Sollte er den Freund als Gefangenen zum Henkerbeile führen? — Sollte er der Treue vergessen gegen den Burggrafen? —

Ein furchtbarer Zweifel ergriff ihn, sein Gefühl sträubte sich gegen Beides. Er vermochte nicht persönlich gegen den Mann zu kämpfen, den er liebte und ehrte, er konnte sich eben so wenig entschließen, ihn gefangen zu nehmen, als ihn fliehen zu lassen.

Was er gethan, er wußte es später selbst nicht. Wie

an einen bösen, wilden, wüsten Traum dachte er an jenen Augenblick zurück; er wußte nur, daß sein Pferd sich scheute, daß es zur Seite sprang, daß Dietrich Quitzow dem eigenen Roß die Sporen in die Seiten stieß und flüchtig grüßend an ihm vorübersprengte!

In dem wilden Luch, zwischen den Erlenbüschen war er entschwunden, ehe Henning einen Entschluß zu fassen vermochte! Die Leute wollten ihn verfolgen, Henning duldete es, aber er befahl es nicht. Sie ritten in den Erlenbruch hinein, aber vergeblich, denn die Pferde strauchelten über die hervorstehenden Wurzeln — der Quitzow war und blieb verschwunden, sie vermochten ihn nicht einzuholen und kehrten schon nach wenigen Minuten unverrichteter Sache zurück. —

Als Henning am folgenden Morgen Gehrke Suteminn den Vorfall der Nacht erzählte, da machte dieser ihm schwere Vorwürfe, aber das Geschehene war nicht zu ändern — Dietrich von Quitzow war entflohen.

Am folgenden Tage ergab sich Schloß Friesack.

Mit der Großmuth, welche den Burggrafen Friedrich bei jeder Gelegenheit auszeichnete, gestattete er der Frau von Quitzow mit ihren Söhnen und allem dem, was sie persönlich besaß, freien Abzug. Auch den Quitzowschen Knechten wurde erlaubt, ihr Eigenthum mitzunehmen.

Als der traurige Zug durch das Lager ging, da grüßte der Burggraf selbst achtungsvoll die Frau seines erbittertsten Feindes, und auch die übrigen Ritter gaben ihr Zeichen des Mitgefühls und der Freundlichkeit.

Sie begab sich zu ihrem Vater nach Schloß Teupitz.

Friedrich legte eine starke Besatzung in Schloß Friesack, dann zog er mit dem ganzen Belagerungsheer am 12. Februar fort, um dasselbe zu anderen Unternehmungen zu verwenden. Die faule Grethe wurde nach Schloß Plaue geschickt, um dort, wie vor Schloß Friesack, Tod und Verderben um sich zu verbreiten.

Capitel 2.

Die Belagerung von Plaue.

Während Burggraf Friedrich Friesack belagerte, hatten sich auch vor mehreren anderen Schlössern*) der Quitzows die Verbündeten, der Verabredung in Zerbst gemäß, mit ihren Heeren eingefunden, um mit einem Schlage die Macht des aufständischen Adels zu vernichten.

Schloß Plaue wurde umlagert durch die magdeburgischen Heerschaaren unter Anführung des Erzbischofs Günther selbst.

Das Schloß Beuthen, in welchem der Quitzow'sche Hauptmann Goswin von Brederlow befehligte, belagerte Hans von Torgow mit den Mannen aus Kloster Lehnin und den Zuzügen der Städte Treuenbrietzen, Beelitz und Jüterbogk.

Vor Schloß Golzow zog Herzog Rudolph von Sachsen

---

*) Klöden erzählt, daß zu gleicher Zeit mit den Schlössern Golzow, Beuthen, Plaue und Friesack auch das Schloß Hundeluft bei Zerbst belagert worden sei, während wir im I. Bande S. 239 dem Leser mitgetheilt haben, daß das Schloß bereits im Frühjahr 1413 durch den Grafen Albrecht von Anhalt erobert worden sei. Wir sind bei dieser Mittheilung den sehr zuverlässigen Nachrichten der alten magdeburgischen Schöppen-Chronik gefolgt, aus welcher Rathmann uns in seiner Geschichte Magdeburgs einen Auszug giebt und im III. Thl. S. 33 ausdrücklich sagt: daß Fürst Albrecht von Anhalt mit den Bürgern von Zerbst schon im Frühjahr 1413 das denen v. Walwitz gehörige Raubschloß Hundeluft erobert habe; dieselbe Jahreszahl giebt auch Riedel für die Eroberung von Schloß Hundeluft an.

mit seinem Heere und umstellte dasselbe bereits am Abend des 5. Februar.

Der Glücksstern der Quitzows war gesunken, unwiederruflich, unaufhaltsam! Ehe noch Schloß Friesack der überlegenen Macht des Burggrafen Friedrich sich übergeben mußte, hatte schon die feste Stadt Rathenow ohne Kampf sich unterworfen.

Die Bürger von Rathenow waren, so lange das Glück den Quitzows hold war, die treuesten Anhänger, die eifrigsten Freunde dieser mächtigen Adligen gewesen.

Wenn Dietrich nach Rathenow kam, wurde er mit lautem Jubel empfangen, Feste wurden ihm veranstaltet und an den Raubzügen in das Magdeburgische betheiligten sich gern die Söhne der Bürger und brachten reiche Beute in die heimische Stadt. Solche Freundschaft ist aber nicht von Dauer, hält nicht Stich, wenn die Stunde der Gefahr und des Unglücks kommt!

Kaum verlautete in der Mark, daß der Burggraf, verbündet mit Sachsen und Magdeburg, wie mit den mächtigen adligen Herren, den Grafen von Lindow und Anderen, die Quitzows angreifen werde, da sank das Vertrauen der Rathenower Bürger. — Sie nahmen die von der Stadt Brandenburg ihnen angebotene Vermittelung in Anspruch und sendeten schon in den ersten Tagen des Februar eine Deputation an den Burggrafen, welchem sie ihre Unterwerfung anboten. Sie versprachen ihm, die Thore der Stadt zu öffnen, seine Truppen als Besatzung einzunehmen und baten nur, daß er sich verpflichte, die auf Rathenow eingeschriebene, dem Dietrich von Quitzow zugesagte Pfandsumme zu übernehmen resp. zu vertreten,

wenn die Stadt deshalb in Anspruch genommen werden solle.

Der Burggraf verpflichtete sich, dies dem Erkenntniß der Landstände nach zu thun und jedenfalls Rathenow wegen jedes Anspruches schadlos zu halten. Damit waren die Unterhandlungen beendet und die Stadt öffnete den Truppen des Burggrafen unter Anführung Bertrams von Bredow ihre Thore.

Die kleine Quitzowsche Besatzung wurde ohne Blutvergießen verjagt und einer der festesten Plätze, auf welchen Dietrich von Quitzow gerechnet hatte, war ohne Schwertstreich für ihn verloren.

Auch Schloß Golzow fiel schon nach wenigen Tagen trotz der tapferen Vertheidigung Wichards von Rochow.

Herzog Rudolph von Sachsen hatte vor das Schloß eine bedeutende Heeresmacht gelegt und dasselbe eng eingeschlossen. Zwar fehlte ihm eine so große Donnerbüchse, wie die faule Grethe, dafür aber war er mit mehreren kleineren Büchsen versehen, welche für Schloß Golzow auch vollkommen genügend waren, denn dasselbe hatte nicht die Stärke, wie Friesack oder Plaue, wenn es auch für ein ziemlich festes Schloß gehalten wurde.

Wichard von Rochow hoffte, daß ihm von Beuthen oder einem der anderen Quitzowschen Schlösser aus Hilfe werde, denn er ahnte nicht, daß Beuthen, Plaue und Friesack zu gleicher Zeit und jedes von überlegenen Streitkräften angegriffen wurden; er widerstand deshalb dem ersten Sturme tapfer.

Die Sachsen wurden mit blutigen Köpfen zurückgeworfen; sie hatten schwere Verluste, aber auch die Bela-

gerten nicht minder! — Jeder Sturm lichtete die Reihen der Vertheidiger, während immer neue und frische Kräfte aus dem bedeutenden Belagerungsheere an die Stelle der abgeschlagenen Stürmer traten, die Verwundeten oder Erschöpften durch andere rüstige und muthige Leute ersetzten.

Schon am dritten Tage der Belagerung sah Wichard von Rochow ein, daß es ihm unmöglich sein werde, das Schloß gegen solche Uebermacht zu halten.

Er begann zu unterhandeln.

Herzog Rudolph von Sachsen wünschte so wenig als möglich Blut zu vergießen; er nahm deshalb die Unterwerfung des Schlosses unter der Bedingung an, daß Wichard sich auf Gnade und Ungnade ergebe, mit einem Strick um den Hals, demüthig bittend vor dem Herzog erscheine und sich diesem als Gefangener des Burggrafen stelle! —

Für Wichard gab es keine Wahl; er mußte entweder untergehen, oder in die ihm gestellten Bedingungen einwilligen, welche dadurch um so annehmbarer wurden, daß Wichards Gemahlin mit ihrem gesammten Eigenthum freien Abzug erhalten sollte.

Die Zugbrücke wurde niedergelassen, Wichard erschien im Büßergewande, um den entblößten Hals den schmachvollen Strick gelegt, und warf sich dem Herzoge zu Füßen! — Er erhielt Begnadigung. Auch Burggraf Friedrich, welchem Herzog Rudolph von Sachsen den Gefangenen überlieferte, war nicht unversönlich und schon in kurzer Zeit werden wir Wichard von Rochow als einen treuen Anhänger und Freund des Burggrafen begrüßen können. —

Nicht fern von der Stadt Brandenburg, da, wo die seeenreiche Havel plötzlich ihren Lauf ändert und nach Norden fließt, lag auf einer in den Fluß strebenden Landzunge, auf der äußersten Spitze derselben, das feste Schloß Plaue, in der Nähe des gleichnamigen offnen Städtchens.

Plaue galt als das festeste der Quitzowschen Schlösser. Es wurde in der Mark, nachdem Johann von Quitzow es Jahre lang besessen und seinen Reichthum vorzugsweise darauf verwendet hatte, die Festungswerke mehr und mehr zu verstärken, für uneinnehmbar gehalten.

Nur auf einer Seite mit dem Lande in Verbindung, auf der anderen aber durch die Havelseen und die Havel selbst bespült, bot Schloß Plaue einer Belagernng im Sommer unüberwindliche Hindernisse dar.

Im Winter war es eher möglich, an eine Umstellung des Schlosses zu denken; aber auch in dieser Jahreszeit schienen die gewaltigen Festungswerke jedem Versuche eines Sturmes zu spotten.

Johann von Quitzow hatte bedeutende Summen auf den Ausbau der Festung verwendet.

Schloß Plaue war die Beherrscherin des Havellandes, jenes fruchtbaren Landstriches, in welchem der größere Theil der mächtigen, dem Burggrafen feindlich gesinnten Ritterschaft ansässig war.

Von hier aus war es Johann von Quitzow möglich, theils die Magdeburgischen, theils die Märkischen Lande zu befehden und bei jedem Zuge in dem festen Schloß einen sicheren Rückhalt zu finden. — Erst durch den Besitz von Plaue hatte Johann die gefürchtete Macht gewonnen,

welche ihm, in Verbindung mit seinem Bruder, fast die Herrschaft in den Marken verschafft hatte.

Wenn schon früher durch Johann von Quitzow bedeutende Summen auf die Befestigung des Schlosses verwendet worden waren, so hatte er, seitdem der Kampf mit dem Burggrafen wahrscheinlich geworden war, alle seine Geldkräfte aufgeboten, das Schloß zu einem uneinnehmbaren zu machen.

Die Mauern waren über 14 Fuß dick, so daß man mit einem Wagen auf denselben fahren konnte.

Die massiven, kolossalen Thürme spotteten jedes Angriffs! Auch daran konnte man nicht denken, die Feste auszuhungern, denn Lebensmittel und Vorräthe jeder Art hatte Johann in ungeheuren Massen nach Schloß Plaue bringen lassen, so daß er wohl viele Monate lang eine Belagerung aushalten und dabei mit seinen Mannen im Ueberfluß leben konnte.

Als später Schloß Plaue fiel, da fand man nicht weniger als 700 Speckseiten und alle übrigen Lebensmittel in gleichen Massen.

In Schloß Plaue erwartete Johann von Quitzow den Angriff des Burggrafen ohne Sorgen vor der Zukunft. Er war seiner Sache sicher, mochte kommen, was da wollte, mochte ein Heer sich aufstellen vor den Mauern Plaue's, seiner Besatzung hundertfach überlegen, diese Mauer konnte nicht im Sturm erstiegen, nicht durch Mauerbrecher niedergerannt, — das Schloß konnte nicht erobert werden!

Mit seiner tapferen, jetzt eben sehr starken Besatzung war Johann überzeugt, jedem Angriff widerstehen zu können.

Am 7. Februar 1414 stand Johann mit seinem jün-

geren Bruder Henning auf einem der Schloßthürme und schaute hinaus in das Weite, den erzbischöflichen Truppen entgegen.

Ein Bote hatte ihm gemeldet, daß Erzbischof Günther von Magdeburg im Anmarsch sei und die Absicht habe, das Schloß zu umlagern. Dem Boten waren die ersten Abtheilungen der erzbischöflichen Schaaren fast auf dem Fuße gefolgt; sie lagerten sich rings in einem weiten Kreise um das Schloß.

Johann lachte höhnisch, als er herabschaute auf das Belagerungsheer.

„Sollte man es glauben, Henning," sagte er zu seinem Bruder, „daß der Erzbischof wahnsinnig genug sein kann, mit dieser Hand voll Leute sich vor Schloß Plaue zu wagen! — Er versteht sich sonst ja auch so ziemlich auf einen Krieg, daß ich nicht begreife, wozu er Zeit und Geld verschwendet, um eine Belagerung meiner unbezwinglichen Burg zu versuchen mit einer Truppenzahl, welche nicht einmal genügend ist, das Schloß einzuschließen. Sieh, die ganze Havel haben sie uns frei lassen müssen."

In der That hatten die Truppen des Erzbischofs sich nicht auf dem Eise der Havel ausbreiten können. Zu einem die Burg im vollen Kreise umspannenden Lager war die Heeresmasse des Erzbischofs bei Weitem nicht groß genug.

„Vielleicht erwartet der Erzbischof den Zuzug des Burggrafen Friedrich," sagte Henning; „sonst würde er sicher entweder gar nicht gekommen sein oder wenigstens eine größere Truppenzahl aufgeboten haben."

„Mögen sie immerhin kommen, Friedrich und noch zehn andere Burggrafen! — Plaue ist uneinnehmbar!“

Mehrere Tage vergingen, ohne daß die Magdeburgischen Truppen irgend einen Versuch machten, das Schloß zu stürmen; sie unternahmen keine Feindseligkeiten gegen dasselbe, sondern verhielten sich vollkommen ruhig.

Die Zelte des Lagers wurden der Mauer etwas näher gerückt; das offene Städtchen Plaue nahm der Bischof ein und schlug in demselben sein Hauptquartier auf, sonst geschah nichts im Lager, eine vollkommene Unthätigkeit, eine todte Ruhe herrschte daselbst zu Johann von Quitzows großer Verwunderung.

Die Leute im Schloß brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde im Kampfe zu messen, die Unthätigkeit der Belagerer war ihnen langweilig und ärgerlich und ihre einzige Freude war es, aus den sechs kleinen Donnerbüchsen, mit denen Johann seine Thürme ausgerüstet hatte, hin und wieder einen Schuß nach dem Lager zu thun, welcher indeß fast ohne Wirkung blieb, denn die Belagerer hatten ihre Zelte zu weit entfernt vom Schloß aufgeschlagen, als daß die Kugeln der kleinen Büchsen sie hätten erreichen können.

Tag nach Tag verging in träger Unthätigkeit — da erschien eines Morgens vor dem Schloß ein Herold des Erzbischofs, begleitet von einem Trompeter.

Er begehrte Johann von Quitzow zu sprechen und wurde in Folge dessen, nachdem er sich hatte gefallen lassen müssen, daß ihm die Augen verbunden wurden, in das Schloß geführt. — Johann empfing ihn in seinem Wohnzimmer.

„Was wünscht der hochwürdige Herr Erzbischof von mir?" fragte er spöttisch den Herold. „Ich habe schon so lange das Vergnügen, seine Gnaden vor meiner Feste unthätig liegen zu sehen, daß ich wirklich neugierig bin, die Wünsche des Herrn zu erfahren."

„Spottet nicht, Johann von Quitzow!" entgegnete ernst der Gesandte, „Ihr werdet Euern Hohn bitter bereuen! — Schloß Golzow ist gefallen, Euer Freund Wichard von Rochow hat mit einem Strick um den Hals sich auf Gnade und Ungnade dem Herzoge Rudolph von Sachsen ergeben und ist dem gnädigen Burggrafen von Hohenzollern überliefert worden."

„Ihr erlaubt Euch einen unwürdigen Scherz, Herr!" rief Johann unwillig. „Glaubt Andere mit Euren Mährchen zu täuschen, mich werdet Ihr wahrlich damit nicht fangen!"

„Hört erst weiter, Herr Johann von Quitzow, dann will ich Euch gern gestatten zu zweifeln an meiner Botschaft, denn unglaublich genug mag sie Euch klingen! Rathenow hat die Quitzowschen Mannschaften vertrieben und seine Thore dem Landeshauptmanne geöffnet. — Schloß Friesack, die feste Burg, auf welche Euer Bruder Dietrich sich zurückgezogen hatte, hat sich ergeben, weil es dem Heere des Burggrafen nicht zu widerstehen vermochte."

„Unmöglich!" rief Johann.

„Euer Bruder Dietrich," fuhr der Gesandte mit unverändertem Ernste fort, „ist landesflüchtig. Eine Belohnung wird für denjenigen ausgerufen in allen Städten der Mark, welcher den geächteten Flüchtling lebendig oder todt dem Burggrafen überliefert."

„Schändliche, nichtswürdige Lügen! Haltet Ihr mich für einen Narren, daß Ihr es wagt, mir solche Mährchen aufbinden zu wollen? — Fast bereue ich es, Euch freies Geleit zugesagt zu haben. — Bände mich nicht mein Versprechen, Ihr solltet diese schmachvolle Verläumdung meines Bruders und des edlen Wichard von Rochow schrecklich büßen!"

„Ich schwöre Euch bei meiner Ehre, Herr Johann von Quitzow, daß nicht ein unwahres Wort von mir gesprochen worden ist! Alles ist geschehen, wie ich Euch gesagt. — Das Heer des Burggrafen naht, in wenig Stunden vielleicht schon werdet Ihr die Banner der Grafen von Lindow und Ruppin, des Herrn von Bieberstein, des Herrn von Werle, des Ritters Otto Pflug und die aller der anderen Fürsten und Herren, welche mit dem Landeshauptmann sich verbündet haben, im Lager wehen sehen. Das Heer, welches bisher Eure Feste belagerte, blieb deshalb so lange unthätig, weil es gar nicht beabsichtigte, einen Angriff auf Schloß Plaue zu machen. Ich fordere Euch jetzt im Auftrage meines gnädigen Herrn, des hochwürdigen Erzbischofs, auf, Eure Feste zu übergeben, — Eurer Gemahlin und Euren Leuten soll freier Abzug gewährt werden mit ihrem ganzen Eigenthum. — Ihr selbst aber müßt Euch auf Gnade und Ungnade ergeben!"

„Nun und nimmermehr!" rief Johann wüthend. „Fort mit Euch, Ihr falscher Lügner! Sagt dem Herrn Erzbischof in meinem Namen, ehe soll Schloß Plaue über mir zusammenbrechen, ehe ich es dem stolzen Pfaffen überliefere! — Sagt ihm, er kenne Johann von Quitzow und die festen Mauern des Schlosses Plaue nicht, sonst würde

er eine Belagerung nicht wagen, viel weniger aber noch sich einbilden können, daß ich mich durch so thörichte und plumpe Pfaffenlügen täuschen ließe, wie die von Euch überbrachten!"

Der Gesandte wollte antworten, aber Johann unterbrach ihn wild:

„Nicht ein Wort weiter, ich will nichts mehr hören! Noch eine Viertelstunde dauert Euer freies Geleit, habt Ihr dann nicht mein Schloß verlassen, so laß ich Euch mit Hunden aus demselben hetzen! Fort mit Euch und schämt Euch, der Ueberbringer solcher Lügen zu sein!"

Mit diesen Worten drehte er dem magdeburgischen Ritter verächtlich den Rücken zu und verließ das Zimmer. Die Augen wurden dem Boten wieder verbunden, er entfernte sich schnell aus dem Schlosse, um dem Erzbischof das Resultat seiner Sendung mitzutheilen.

Johann begab sich zu seinem Bruder und seiner Gemahlin und theilte diesen die fabelhaften und unsinnigen Mährchen mit, welche, wie er glaubte, der Erzbischof ihm habe aufbinden wollen.

„Es ist wahrhaft schmachvoll," sagte er, „daß der Pfaffe glaubt, ich werde mich durch so plumpe Erfindungen täuschen lassen."

„Wenn es nun aber keine Erfindungen wären?" fragte Henning ernst. „Wenn nun der Bote die Wahrheit gesprochen hätte? Wenn Friesack und Golzow wirklich gefallen wären, wie dann?" —

„Das ist vollkommen unmöglich! Wenn auch wirklich Golzow gefallen wäre, Friesack ist nicht in wenig Tagen zu erobern; aber auch Golzow kann nicht ohne Weiteres

erstürmt werden, denn Goswin von Brederlow in Beuthen hat Truppen genug, um Wichard von Rochow in jedem Augenblick zu unterstützen. — Dies Alles sind plumpe Lügen, nichts weiter."

„Ich möchte es ebenfalls glauben, Bruder," sagte der junge Henning von Quitzow nachdenklich; „aber es erscheint mir unmöglich, daß der Erzbischof sich zu solcher Falschheit hergeben sollte. — Sieh, die Havel liegt frei vor uns, nichts hindert Dich, einen Boten abzusenden, um Erkundigungen einzuziehen. Thue es zu unserer Aller Beruhigung."

„Unsinn, das ist vollkommen unnöthig!" sagte Johann ärgerlich.

„Thue es mir zu Gefallen, Bruder! — Du kannst außerdem durch einen Kundschafter auch erfahren, ob in der That größere Truppenmassen sich nahen in der Absicht, das Belagerungsheer zu verstärken."

Johann war schwer zu bewegen, den Wünschen seines Bruders nachzukommen; als aber auch seine Gemahlin mit in die Bitten Hennings einstimmte, als sie um das Schicksal Dietrichs große Besorgniß und den heißen, lebhaften Wunsch aussprach, hierüber beruhigt zu werden, da entschloß er sich, nachzugeben.

Lübecke Schwalbe, sein Lieblingsknecht, wurde gerufen und erhielt den Auftrag, sich als Bauer zu verkleiden, um sich über die Havel zu schleichen; er sollte nach Brandenburg gehn, um Kundschaft einzuziehn, und wenn irgend möglich, sollte er bis Rathenow dringen, wo er sichere Nachrichten über die Ereignisse in Friesack erlangen konnte, denn Johann war fest überzeugt, daß Rathenow unter

keiner Bedingung eher die Quitzowsche Besatzung vertrieben und burggräfliche Truppen eingenommen habe, ehe nicht in der That Friesack dem Burggrafen in die Hand gefallen wäre.

Auf Lüdecke Schwalbe's Treue und Klugheit konnte Johann sich verlassen; er gab dem Knechte deshalb die gemessensten Befehle, stattete ihn reichlich mit Geld aus und entließ ihn.

Langsam vergingen den Belagerten die Tage. Vor dem Schloß bemerkte man allerdings ein reges Leben und Treiben. Täglich kamen neue Truppenabtheilungen zu dem Heere des Erzbischofs, täglich, ja stündlich breiteten sich die Zelte im weiteren Umkreise aus, neue Banner flatterten im Lager und schon nach wenigen Tagen waren die Lücken fast ganz verschwunden, welche bisher das Lager gezeigt hatte.

„Wunderbar!" äußerte sich eines Tages Johann gegen Henning, „es scheint in der That, als ob Burggraf Friedrich sein Heer dem Erzbischof zu Hilfe geschickt hätte, denn eine solche Truppenzahl, wie wir jetzt vor uns sehen, hätte Günther von Schwarzburg niemals allein zusammengebracht; aber trotzdem fürchte ich mich nicht und wenn ein dreifach so starkes Herr vor Plaue stände, mich sollen sie nicht zum Zagen bringen, denn Plaue ist uneinnehmbar."

Ein Bote rief die Herren von der Warte, indem er mittheilte, daß Lüdecke Schwalbe zurückgekehrt, aber so ermattet sei, daß es ihm unmöglich wäre, den Thurm zu besteigen.

Schnell eilten die Brüder nach dem Schloßhofe, wo sie den treuen Knecht fanden, dem es nur mit Mühe ge-

lungen war, das Schloß wieder zu erreichen, denn schon waren auch auf den Seen der Havel die Zelte der Belagerer aufgeschlagen, und ein Durchschleichen nicht mehr leicht. Von dem angestrengten Marsche, den er gemacht, war Lüdecke so ermattet, daß er kaum den lebhaften Fragen Johanns zu antworten vermochte; erst nachdem er ins warme Zimmer gebracht und durch einige Becher kräftigen glühenden Weins gestärkt worden war, vermochte er fließend zu reden.

Zum höchsten Staunen und Entsetzen Johanns theilte er demselben mit, daß die Nachrichten, welche der Gesandte des Erzbischofs gebracht, buchstäblich wahr seien!

Bis Rathenow hatte Lüdecke sich durchgeschlichen; er fand die Stadt in den Händen des Burggrafen, Jedermann wußte dort von der Einnahme Friesacks zu erzählen! Nicht einmal ein Sturm hatte stattgefunden, Friesack hatte sich ergeben, trotz eines glücklichen Ausfalls der Belagerten und — Dietrich von Quitzow war entflohen. —

Dies klang so wunderbar, so mährchenhaft, daß Johann kaum wußte, was er glauben sollte. Die Nachricht schien unmöglich und dennoch, sie konnte nicht anders als wahr sein, denn Lüdecke Schwalbe ließ sich nicht leicht täuschen, auch lag Rathenow zu nahe an Friesack, als daß die Bürger der Stadt nicht genau von dem Vorgange dort hätten unterrichtet sein müssen!

Daß Dietrich geflohen und noch nicht wieder gefangen war, ging daraus hervor, daß durch Ausrufer überall eine Belohnung ausgeboten wurde für denjenigen, der den Flüchtling todt oder lebendig einbrächte.

Auch Golzow war gefallen, das wußte jedes Kind in

der Umgegend, darüber konnte kein Zweifel sein. So stand also nur noch Plaue, das mächtige, gewaltige Plaue und dorthin richteten sich die Augen aller derer, die mit tiefer Spannung dem Ausgange des Kampfes entgegensahen.

Lüdecke erzählte, daß ungeheure Truppenschaaren im Anmarsch gegen Plaue seien. —

Der Knecht hatte seine Mittheilung noch nicht vollendet, — — da erschütterte plötzlich ein furchtbarer Donner die Luft! Mit entsetzlichem ohrzerreißendem Krachen stürzte ein Theil der Wand des Zimmers, in welchem Johann saß, ein, und dicht vor seine Füße fiel eine mächtige Steinkugel nieder, die steinernen Tafeln des Fußbodens zertrümmernd. —

Erschreckt war Johann von seinem Sitze aufgesprungen, er starrte das Loch in der dicken Mauerwand an, dann wieder blickte er auf die kolossale schwarze steinerne Kugel, welche zu seinen Füßen lag.

Mit bangem Erstaunen schauten alle Anwesenden einander an. Eine Minute des lautlosen Schweigens verging, dann sagte Johann mit tiefem wehmüthigen Ernst:

„Jetzt begreife ich, daß Friesack und Golzow fallen konnten, solchen Kugeln vermochten die Mauern nicht zu widerstehn; aber Plaue ist trotzdem uneinnehmbar! Meine 14 Fuß dicken Mauern soll der Herr Burggraf selbst mit einem derartigen Geschütze nicht niederlegen! — — Komm, Henning, wir müssen dies Zimmer verlassen, hier ist kein sicherer Aufenthalt mehr. Im ersten Stockwerke sind wir geschützt durch die Umfassungsmauer des Schlosses, dorthin wollen wir uns begeben.“

Henning folgte der Aufforderung des Bruders; sie

hatten kaum das Zimmer verlassen, als ein zweiter Schuß der faulen Grethe donnerte. (Der Leser wird bereits erkannt haben, daß Burggraf Friedrich dieses Geschütz nach der Eroberung Friesacks den Magdeburgern zur Hilfe gesendet hatte.) Die Wirkung der zweiten Kugel war eine fast noch furchtbarere, als die der ersten, sie durchschlug zwei Wände und tödtete einen Knecht Johanns, welcher in einem Hinterzimmer beschäftigt war.

Tiefes Entsetzen ergriff die ganze Besatzung von Schloß Plaue, als sie die furchtbare ungeahnte Gewalt der kolossalen Kugeln sah; jetzt wurde es Allen erklärlich, wie Burggraf Friedrich es möglich gemacht hatte, in so wenigen Tagen die festen Schlösser Golzow und Friesack zu erobern.

Die Knechte fürchteten auch für Schloß Plaue, aber Johann sprach ihnen Muth ein, er zeigte ihnen die gewaltigen Mauern und bewies ihnen klar, wie unmöglich es sei, daß selbst solche Kugeln dem Mauerwerk etwas schaden könnten.

Die Belagerer wendeten fortan alle Kraft an, um durch stete ununterbrochene Thätigkeit das in den ersten Tagen der Belagerung Versäumte nachzuholen.

Schuß nach Schuß folgte aus der faulen Grethe, jetzt aber nicht mehr gegen die Thürme und anderen Gebäude, sondern gegen die Umfassungsmauer.

Der Erfolg, welchen dies Manöver in Friesak gehabt hatte, war zu augenscheinlich gewesen, als daß man nicht auch bei der Belagerung von Plaue denselben Versuch hätte machen sollen! Nur die ersten Schüsse hatten den Gebäuden gegolten, man wollte den Belagerten die Kraft

des Geschützes zeigen und auch den magdeburgischen Kriegern einen anschaulichen Beweis der furchtbaren Wirkung geben. —

Kugel nach Kugel prallte gegen die Festungsmauer, aber die Schüsse schienen kaum eine Wirkung auszuüben; die Steine zerschmetterten sich an dem festen Gemäuer und rissen nur kleine Stücke aus demselben heraus.

Johann von Quitzow lachte, als er sah, daß das Feuer, wie er glaubte, ganz unnütz vergeudet werde; bald indessen sollte auch seine Ansicht sich ändern, denn jede neue Kugel hatte bedeutendere Wirkungen; Stück nach Stück der Mauer fiel.

Nach einigen Tagen konnte man bereits von der Höhe des Thurmes aus sehn, daß an der Stelle, auf welche die Kugeln fast regelmäßig trafen, die Mauer nur noch etwa 8 Fuß dick war. Dies war eine entsetzliche Entdeckung! Wenn es möglich wurde, in 4—5 Tagen die Mauer fast in der Hälfte ihre Dicke zu zerstören, so wurde es augenscheinlich, daß eine ebenso lange Zeit genügen mußte, um sie ganz zu durchbrechen! Eine Bresche mußte kommen und dann war Schloß Plaue, das uneinnehmbare Schloß verloren, wie Friesack und Golzow.

Johanns Muth war erschüttert, aber nicht gebrochen! Noch ein Mittel gab es, das Verlorene wieder zu gewinnen, und dieses Mittel war er entschlossen, zu ergreifen. — Mit dem größten Theile seiner Leute wollte er einen Ausfall machen, sich auf das Geschütz stürzen, dasselbe erobern und wenn er es nicht mit sich führen konnte nach Schloß Plaue, es in die Luft sprengen. Hatte er die faule Grethe, seinen einzigen furchtbaren Feind, unschädlich gemacht,

dann wurde es möglich, Monate lang Schloß Plaue gegen die Belagerer zu halten. Nur dieses Geschütz bedrohte ihn, nicht das gewaltige vor den Mauern stehende Heer.

Ein günstiger Augenblick bot sich jetzt gerade zum Ausfall dar.

Im Lager war großer Jubel, große Freude. Das Fastnachtsfest war gekommen und nach damaliger Sitte mußte dasselbe selbst unter so ernsten Verhältnissen, wie die einer Belagerung, gefeiert werden.

Aller möglicher Mummenschanz wurde von den Kriegern getrieben, die Ritter feierten Ringelstechen und andere Lustbarkeiten, die Knechte vergnügten sich in komischen Aufzügen.

Auch auf dem Schlosse hatte Johann Kuchen backen lassen und seinen Leuten gestattet, sich dem Fastnachtsscherze hinzugeben, um die Belagerer glauben zu machen, daß er sicherlich einen Ausfall nicht beabsichtige. Als aber der Abend gekommen war, da rief er seine Mannen zusammen und hielt eine kräftige Rede an dieselben. Er ermahnte sie, tapfer und treu bei ihm zu stehn, denn dieser Ausfall werde das Schicksal von Plaue entscheiden. Gelinge es, das furchtbare Geschütz zu erobern, dann sei Plaue gerettet. Alle Kraft müsse daher auf diesen Zweck vereinigt werden.

Die Pferde wurden in den Hof geführt, ihre Hufe umwickelte man mit Werg, dann ritt der Zug aus der Ausfallspforte leise und langsam hinaus, und unbeachtet näherte er sich dem Lager.

Niemand sah, Niemand hörte die Nahenden, denn

die allgemeine Fröhlichkeit und Lust hatte selbst die Wachen ergriffen und sie von ihrer Pflicht abgewendet.

Plötzlich erschien der wilde Quitzowsche Haufen mitten unter den singenden und scherzenden Kriegsknechten. Wie ein Würgeengel flog Johann von Quitzow seinen Leuten voran, Alles vor sich niederstreckend, was ihm in den Weg kam. — Mit einem Weheruf flohen die Magdeburger, nirgends hielten sie Stand, nirgends wagten sie einen Kampf gegen die mit wüthender Gewalt einherbrausende Reiterschaar. Schon näherten sich die Quitzowschen der aufgeworfenen Batterie, da warf sich ihnen ein Häuflein fränkischer Reiter entgegen, welches sich schnell gesammelt hatte; aber vergeblich war die Tapferkeit der Franken, Johann mit seinen Leuten durchbrach ihre Reihen und stürmte wild und unaufhaltsam vorwärts. —

Der Alarm hatte sich inzwischen in dem ganzen Lager verbreitet, die Krieger kamen zur Besinnung, die Gefahr weckte die Besonnenheit.

„Zur faulen Grethe!“ — ertönte es in dem Lager und jeder einzelne Krieger fühlte, daß hier der Schwerpunkt des Gefechtes liege.

Ehe Johann es möglich machen konnte, zu dem Geschütz zu gelangen, waren von allen Seiten des Lagers die Kriegsknechte zum Schutze desselben herbeigeeilt. Trotz der höchsten Tapferkeit, welche die Quitzowschen Reiter in dem ungleichen Kampfe entfalteten, war es ihnen doch nicht möglich, das Geschütz zu gewinnen, unverrichteter Sache mußten sie endlich zurückkehren, denn Johann erkannte, daß, wenn er noch einen Augenblick zögere, er umringt und verloren sei mit seinen sämmtlichen Leuten! —

Widerstrebend gab er den Befehl zum Rückzug, und bald war er mit seinen Mannen jeder Verfolgung entronnen; aber der Zweck des Ausfalles, so glorreich der kurze Kampf auch gewesen war, blieb verfehlt, das furchtbare Geschütz hatte er nicht zu erobern oder unschädlich zu machen vermocht.

Am folgenden Tage sah Johann, als er vom Wartthurme herabschaute, daß die Belagerer seinen Plan erkannt hatten und sich vor einer Wiederholung des Ausfalles sicher stellten. Für Reiter uneinnehmbare Schanzen wurden rings um das Geschütz aufgebaut und eine so bedeutende Truppenmacht in dessen Nähe entfaltet, daß jeder Versuch, noch einen Angriff zu wagen, ein vergeblicher und Verderben bringender sein mußte.

Nachdem diese Arbeiten vollendet waren, begann die faule Grethe wieder ihr Feuer auf dieselbe Stelle der Mauer zu eröffnen, welche die Kugeln bisher getroffen hatten; schnell ging das Zerstörungswerk vor sich, Kugel nach Kugel traf und riß immer neue Haufen Steine und Mörtel herab.

Schon nach wenigen Tagen erschallte aus dem Lager ein donnerndes Jubelgeschrei, — die Mauer war an einer Stelle in ihrer ganzen Dicke durchbrochen, eine gewaltige Steinkugel rollte in den Hof, die Bresche war geschossen. —

Schloß Plaue war verloren! — Das sah Johann von Quitzow jetzt ein. — Die Besatzung, obwohl stark und kampfesmuthig, konnte der ungeheuren Uebermacht des Belagerungsheeres den Besitz des Schlosses nicht mehr streitig machen! — Noch einige Tage vermochte Johann vielleicht die Feste zu halten, einen, auch einige Stürme konnte

er abschlagen, dann aber mußte das Schloß genommen werden, wenn er es nicht freiwillig übergab. Jeder Widerstand war nutzlos, kostete Menschenleben und machte die Belagerer nur erbitterter. —

Dietrich von Quitzow war aus Friesack geflohen, weshalb sollte er, Johann, nicht dasselbe thun, wenn sein Bruder es unter viel schwierigeren Umständen möglich gemacht hatte. Vor ihm lagen die mit dichtem Erlen- und Rohrgebüsch verwachsenen Seen der Havel, diese hatte das Belagerungsheer nicht vollständig besetzen können, hier war ein Ausweg, hier war eine Flucht möglich.

Johann besprach sich mit seinem Bruder Henning und seiner Gemahlin, er theilte ihnen den Plan zur Flucht mit und beide billigten ihn; als die Nacht herankam, nahm Johann Abschied von seinem treuen Weibe.

Welche Fehler er auch haben mochte, sie hatte nie durch einen derselben zu leiden gehabt, ihr war er stets der treuste, liebevollste Gatte gewesen, sie hing an ihm mit unverbrüchlicher Zuneigung, verehrte in ihm den tapferen Krieger, den edlen Mann! — Es war ein schwerer trauriger Augenblick für Johann, als er zum letzten Male sein Weib in die Arme schloß, sich endlich von ihr losriß, um zu fliehen. — Zu fliehen! — Gehässiges Wort! Noch niemals hatte Johann von Quitzow dem Feinde den Rücken gezeigt, noch niemals war er geflohen und jetzt mußte er, wie ein Dieb in der Nacht, aus seinem eigenen Schloß sich davon schleichen!

Lüdecke Schwalbe, der treue Knecht, erhielt den Auftrag, das Streitroß des Herrn ihm nachzuführen in das Röhricht, aber er sollte nicht unmittelbar dem Voraus-

eilenden folgen, denn zwischen dem Rohre und den Schloßmauern war eine lichte offene Stelle, und jedenfalls würde es Aufsehen gemacht haben, wenn ein Reiter über dieselbe nach dem Rohre sich gewendet hätte.

Lüdecke hatte deshalb den Befehl, auf der anderen Seite durch eine Ausfallspforte das Schloß zu verlassen und sich im Bogen nach dem Röhricht zu begeben, während Johann in Begleitung seines Bruders Henning auf dem kürzesten Wege grade über das Eis sich dorthin wendete; beide hofften unbemerkt das Rohrdickicht erreichen zu können, um so mehr, da sie in weiße Mäntel gehüllt, nur sehr wenig gegen die mit Schnee bedeckte Landschaft abstachen.

Leisen Schrittes eilten die Flüchtlinge über das Eis und befanden sich schon nach wenigen Minuten vor den Augen der Späher gesichert in dem Rohrdickicht, aber ihre Flucht war offenbar beobachtet worden, denn im Lager erhob sich plötzlich Lärm. — Trompetenstöße erschallten, sie hörten, wie an den Ufern Reitermassen sich bewegten und Commandoworte gerufen wurden. Das war ein böser Unfall, denn jetzt konnte Lüdecke Schwalbe es nicht wagen, ihnen das Pferd zuzuführen, er mußte erst abwarten, bis die Bewegung im Lager sich gelegt hatte. —

„Komm, Henning," sagte Johann traurig zu seinem Bruder, „laß uns in dem Rohr etwas vorwärts gehn, weil möglicherweise sich magdeburgische Späher hierher wenden könnten, um uns zu suchen; Lüdecke wird uns dennoch finden."

Die Flüchtigen entfernten sich mehr und mehr vom Schlosse und wendeten sich der Stelle zu, an welcher sie

hoffen konnten, daß Lübecke Schwalbe das Rohrdickicht erreichen würde. Stumm gingen die Brüder neben einander, endlich sagte Johann mit leiser Stimme:

„Seltsam, wie doch die Zeiten sich ändern, vor etwa 6 Jahren, fast genau um diese Zeit, war Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard mein Gefangener in Schloß Plaue."

„Ich habe davon gehört," entgegnete Henning. „Er versuchte ja wohl zu fliehen, aber er wurde von Deinen Knechten wieder ergriffen?"

„So geschah es," fuhr Johann fort. „In diesem selben Rohr, in dem wir jetzt wandeln, wurde der Herzog Johann zum zweiten Male gefangen. — Ein Bäckergeselle aus Brandenburg hatte sein Leben gewagt, um den Herzog zu befreien. Aus demselben Kerker, in welchen ich Peter von Kotze und Gebhard von Plotho geworfen habe, entfloh der Herzog und es gelang ihm, das Rohrdickicht zu erreichen, aber hier konnte er nicht mehr vorwärts, — seine nackten Füße bluteten, er war nicht im Stande, über die tief einschneidenden Halme zu schreiten. Seine Leute hatten ihn verfehlt und endlich mußte er, zitternd vor Frost, schwach vom Blutverlust, sich meinen Knechten ergeben, welche ihn im Röhricht aufsuchten. Wie seltsam ist es, daß auch ich heut in demselben Rohrdickicht als ein elender Flüchtling wandre! Möge nur Gott geben, daß mir nicht ein gleiches Schicksal beschieden sei!" —

Stunden vergingen, vergeblich warteten die Flüchtlinge auf Lübecke Schwalbe. Die Bewegung im Lager hatte sich wieder gelegt, Alles war still geworden, offenbar

hatten die Belagerer geglaubt, durch ein falsches Geräusch getäuscht zu sein.

An einer etwas lichteren Stelle im Rohre ließen Johann und Henning sich nieder, um ein wenig auszuruhn. Johann legte sein Schild und seinen Gürtel der Bequemlichkeit wegen neben sich, hier erwarteten sie die Ankunft des Knechts. Endlich ertönte Hufschlag auf dem Eise, Johann sprang auf und eilte gegen das Rohr, da sah er mit unendlicher Freude Lüdecke Schwalbe auf dem geliebten Streitrosse nahen. —

„Gott sei Dank," rief er aus, „fast hatte ich schon die Hoffnung aufgegeben, Dich zu sehn, Lüdecke, fast fürchtete ich, Du seiest in die Hände der Magdeburger gefallen!" —

„Es war auch nahe daran, gnädiger Herr," erwiederte der Knecht freundlich; „aber ich habe sie an der Nase herumgeführt. Im weiten Bogen bin ich, so schnell das Roß mich tragen konnte, geritten und dann endlich, als die Verfolger meine Spur verloren hatten, habe ich mich hierher gewendet, wo ich Euch zu treffen hoffte. — Gott und allen Heiligen sei es gedankt, daß es mir gelang!" —

Er stieg vom Pferde und führte es dem Herrn zu, Johann streckte die Hand aus, um den Zügel zu ergreifen, — — da scheute plötzlich das edle Roß, — hoch stieg es empor, riß sich los von dem Knechte und setzte in gewaltigen Sprüngen über das Eis; in wenigen Secunden war es den Blicken der entsetzt nachschauenden Flüchtlinge entschwunden. —

„Verloren!" rief Johann trostlos. „Jetzt ist jede Flucht unmöglich! Laßt uns zurückkehren nach Plaue, denn

zu Fuß würden mich in wenigen Stunden die Verfolger einholen."

„Nicht doch, gnädiger Herr," entgegnete Lüdecke Schwalbe, „vielleicht gelingt es mir noch, das Roß einzufangen. Haltet Euch hier in der Nähe. Ich werde dem Pferde nacheilen."

So geschah es, — und mit gespannter Erwartung und hochklopfendem Herzen schaute Johann dem treuen Diener nach, in dessen Hand jetzt sein Schicksal lag.

Während Johann von Quitzow in dem Rohrdickicht auf die Rückkunft seines Knechtes wartete, wandelte an der äußersten Grenze des magdeburgischen Lagers ein einsamer Mann gedankenvoll auf und nieder.

Er hatte den Alarmruf ergehen lassen, als Johann Schloß Plaue verlassen, diesen Ruf, der fast die Flucht des Quitzow vereitelt hatte.

Ein Wunsch lebte seit Monaten in dem Herzen dieses Mannes — der Wunsch nach Rache für einen gemordeten Schwiegersohn, für eine dahingeschiedene Tochter, welche in Folge der Mißhandlungen der Quitzowschen Knechte gestorben war. Balzer Kopken, der Schulze von Ferchland, hatte sich racheglühend dem magdeburgischen Heere angeschlossen, als er hörte, daß es auszöge zur Belagerung von Plaue.

Tag und Nacht hatte er gewacht und die Havelseen beobachtet, denn hier allein konnte Johann von Quitzow einen Fluchtversuch wagen! Der gefürchtete und gehaßte Feind sollte in seine Hände fallen, er wollte ihn den Händen der Rächer überliefern, das war Balzers tiefster innigster Wunsch. —

Wie er so hinüber schaute nach Schloß Plaue, da sah er plötzlich ein edles Streitroß im vollen Lauf aus dem Rohrdickicht hervorbrechen; er rief seine Leute und diesen gelang es, das scheue Pferd einzufangen; augenblicklich erkannte es Balzer, ein Blick genügte ihm, es war das Roß Johanns von Quitzow. — In jener Nacht, als der furchtbare Reiter regungslos vór seinem Hause in Ferchland hielt, als er die Mord= und Brandbefehle gab, da hatte sich ein unauslöschliches Bild in das Gedächtniß Balzers eingegraben, er erkannte deshalb das Streitroß Johanns sofort wieder.

Schnell folgte er den Spuren im Schnee, er eilte nach dem Rohrdickicht hin, und wo das Roß dasselbe verlassen hatte, da drang er leise, verstohlenen Schrittes in das Gebüsch ein. Bald hörte er flüsternde Stimmen, — lautlos schritt er vorwärts, da erkannte er Johann und Henning von Quitzow, welche eben sich darüber besprachen, ob sie noch länger auf Lüdecke Schwalbe warten oder versuchen sollten, zu Fuß die Flucht zu wagen.

Schnell entschloß sich Balzer nach dem Lager zurückzukehren, da fiel sein Blick auf ein Schilfbündel, neben demselben lag das Schild Johanns von Quitzow, er ergriff dasselbe, um den Beweis zu liefern, daß in der That Johann im Rohre versteckt sei, dann eilte er geflügelten Schrittes und dennoch so leise, daß die Versteckten ihn nicht hörten, dem magdeburgischen Lager zu.

Mit lautem Jubel wurde die Nachricht begrüßt, welche er überbrachte; eine Reiterschaar wurde sofort ausgeschickt. Die Anführung derselben übertrug der Erzbischof dem

rastlosen Balzer Kopken, das Rohr wurde umstellt und jeder Ausweg den Flüchtlingen unmöglich gemacht.

Noch ahnte Johann nicht das Schicksal, welches seiner wartete. In dem Rohr versteckt, war es ihm unmöglich, die Bewegung der Feinde zu beobachten. Plötzlich hörte er Hufschlag und freudig rief er aus:

„Lüdecke kommt, wir sind gerettet, Henning!“

Aber bitter sollte er sich getäuscht sehen, denn statt des treuen Knechtes sprengte ihm Balzer Kopken *) entgegen und rief höhnisch: „Du bist gefangen, Johann von Quitzow! Ergieb Dich, Räuber!“

Johann zog das Schwert, um sich zu vertheidigen, aber im nächsten Augenblick stürmten von allen Seiten her bewaffnete Reiter auf ihn ein; sie rissen ihn zu Boden, banden ihm die Arme auf den Rücken und schleppten ihn mit sich fort.

Auch Henning ergriffen und banden die Magdeburger, ebenso Lüdecke Schwalbe, welcher eben zurückgekehrte, um dem Herrn zu melden, daß es ihm unmöglich sei, das Pferd wiederzufinden.

Die Gefesselten wurden ins Lager gebracht und mit lautem Jubel und Hohngeschrei dort empfangen. Balzer

---

*) Eine alte Chronik (in Försters Preußischer Staatsgeschichte abgedruckt) meldet uns, daß der Schulze des magdeburgischen Dorfes Schmitzdorf Johann von Quitzow gefangen habe; wir hoffen, der Leser werde uns verzeihen, wenn wir dem Schulzen von Ferchland diese That unterschieben. — Eine solche kleine licentia poetica, an dieser und an anderen Stellen, rechtfertigt wohl der novellistische Rahmen unserer historischen Bilder. —

Kopken ritt neben Johann von Quitzow und überschüttete ihn mit grausamen kränkenden Spottreden.

Der Erzbischof, welchem man die Mittheilung von der Gefangennehmung Johanns gemacht hatte, ließ denselben nicht vor sich führen, sondern befahl mit kalter Verachtung, ihn in die Kirche der Stadt Plaue in den Stock zu legen; dort sollte er den Blicken der Knechte im Heere blosgestellt und ihrem Spotte preisgegeben werden. — Man führte ihn durch das Lager, überall empfingen ihn Spottworte, überall Verhöhnungen.

Johann hatte in dem magdeburgischen Lande sich so verhaßt gemacht, daß Jeder jetzt sein Schärflein zur Qual des Gefangenen beitragen wollte. — In der Kirche des Städtchens Plaue war der Stock aufgestellt, durch welchen Johann die Füße und Arme stecken mußte, dann wurde er gefesselt mit schweren Ketten und so ließ man ihn die Nacht unter der furchtbarsten Qual zubringen. Balzer Kopken verließ ihn nicht; als alle Andern schon zur Ruhe sich begeben hatten und überdrüssig waren des jammervollen Schauspiels, da blieb er allein noch zurück und weidete sich an den Leiden seines Opfers. Am folgenden Morgen wurde Johann von Quitzow, stark gefesselt, fortgeführt und in Kalbe in ein tiefes Kerkerverließ geworfen, in welchem er in unritterlicher Gefangenschaft lange schmachten mußte.

Schloß Plaue ergab sich; der Frau von Quitzow wurde großmüthig mit ihren Leuten freier Abzug gewährt, selbst ihr gesammtes Eigenthum durfte sie mit fortnehmen.

Capitel 3.

Die Flucht.

Dietrich von Quitzow ritt vorwärts, so schnell ihn sein Pferd zu tragen vermochte; er kannte jeden Busch, jeden Strauch des Luches; an jeden Stein knüpfte sich eine liebe, freundliche Erinnerung, denn hier hatte er fast täglich zur Winterszeit gejagt, wenn ihn nicht eine Fehde von Schloß Friesack fern hielt.

Kein anderer Reiter würde es vermocht haben, im schnellen Trabe den wilden dicht verwachsenen Busch zu durchstreifen; er konnte es, er fand nirgends Hindernisse, denn sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge erkannte ohne Mühe den richtigen Weg zwischen dem Schilf und dem Dickicht. Bald hatte er alle Verfolger hinter sich gelassen, Keiner vermochte ihn zu erreichen. Kaum einige Minuten vom Lager entfernt, war er doch in vollkommener Sicherheit, denn ihm allein waren ja die Schleich- und Streifwege durch den dichten Sumpf bekannt, dessen hart gefrorener Boden sein Roß sicher trug.

Noch einmal schaute Dietrich zurück nach Schloß Friesack, nach dem Orte, welcher so lange seine Heimath gewesen war, in welchem heute noch alle diejenigen zurückgeblieben waren, an denen er mit inniger Liebe hing. Sein sehnsuchtsvoller Blick suchte durch den Nebel das schöne Schloß, welches morgen vielleicht schon ein Schutt- und Trümmerhaufen sein sollte, wenn es dem stolzen Burggrafen beliebte, die herrliche Veste niederzureißen, sie der Erde gleich zu machen.

Der Nebel hatte sich gesenkt, hier und dort ballte er in dichten Massen sich zusammen, unheimliche formlose Gestalten bildend, welche sich zu bekämpfen schienen und sich gegenseitig überstürzten, über und ineinander rollten, ein wunderbar unheimlich seltsames Spiel treibend!

Mit starren Blicken schaute Dietrich die eigenthümliche Erscheinung an. War es ihm doch, als sähe er zwei Heere vor sich, welche sich bekämpften in wilder Wuth!

Die formlosen Gestalten nahmen in seiner Phantasie festere Umrisse an, er erkannte die Reiter des Burggrafen, ihre im Winde dahin flatternden weißen und schwarzen Fähnlein, er erkannte seine eigenen Leute, sah, wie sie tapfer kämpften gegen die Uebermacht, aber vergeblich, wie sie wieder und wieder zurückgeworfen wurden und endlich unterliegen mußten.

Der Kampf der Nebelbilder erschütterte ihn tief, er vergaß, daß in den Sumpfgegenden solche Erscheinung nicht selten sei, daß er sie häufig schon gesehen und Nichts dabei gedacht habe; heut ergriff sie ihn, wie ein spukhaftes Mährchen, sie schien ihm sein eigenes Schicksal zu deuten. —

Der Kampf war beendet, mehr und mehr verzogen sich die Nebelwolken und in strenger Hoheit entschleierten sich die gigantischen Formen von Schloß Friesack vor den Blicken Dietrichs von Quitzow! — Weithin vor dem Schloß erstreckte sich ein langer Lichtstreif, gebildet durch zahllose kleinere Wachtfeuer, welche vor den weißen Zelten der Belagerer brannten!

Wie klein und ohnmächtig erschienen diese Zeltlein gegenüber dem kolossalen großartigen Bau des edlen Schlosses und dennoch — — — am folgenden Tage

sollte der herrliche Bau fallen, vernichtet werden von den Pigmäen, die sich wie elendes Gewürm zu seinen Füßen krümmten.

„Seltsam, seltsam!“ murmelte Dietrich vor sich hin, ganz versunken in das Anschauen der herrlichen Veste. „Auch ich glaubte allmächtig zu sein, glaubte diese Städter, diese kleinen Ritter verachten zu dürfen. Weit standen sie unter mir, kaum wagten sie zu mir aufzublicken; ein gnädiges Lächeln von mir entzückte sie, ein drohender Blick setzte sie in Furcht und Schrecken — — und heut bin ich ein elender, jammervoller Flüchtling! Sie haben mich überwunden, diese kleinen Städter, mein herrliches Friesack wird morgen in ihre Hände fallen, von ihnen zerstört werden! — Ein Mann war es, ein einziger Mann, der ihnen Leben und Geist eingeflößt hat, dessen Odem hinreichte, die furchtsame, zitternde Schaar zu ermuthigen, sie zum Siege zu führen. Dieser Mann ist Friedrich von Hohenzollern!“ —

Dietrich von Quitzow konnte den Gedanken an den Burggrafen kaum ertragen. Seine Hand ballte sich und er erhob sie drohend nach der Gegend hin, wo das Panier des Burggrafen vor dem Zelte desselben wehte.

Ein wildes Gefühl der Rache durchglühte seine Brust. Er legte einen heiligen Schwur ab, sich nun und nimmermehr zu versöhnen mit Friedrich von Hohenzollern, ewig ihm gegenüberzustehen im bittern Kampfe, so lange er lebe alle Kraft aufzubieten, dem gehaßten Manne zu schaden! Lieber wollte er in der Fremde umherirren, ein Bettler, nur angewiesen auf sein eignes Schwert, als wiederum eintreten in seinen Güterbesitz unter der Bedingung, daß

er fortan ein Diener sei Friedrichs von Hohenzollern! — Dies schwor er sich hoch und theuer.

Er warf noch einen tiefen traurigen Blick zurück auf sein schönes Schloß, dann riß er wild sein Pferd herum, stieß ihm die Sporen in die Seiten und raſ'te fort im wilden sausenden Galopp.

Das immer dichter und undurchdringlicher werdende Erlengebüsch zwang ihn endlich, den Schritt des Pferdes zu ermäßigen. Er konnte nicht länger in so rasender Eile vorwärts, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß das edle Thier über Gestrüpp und Baumwurzeln stürze und sich verletze. Er ritt deshalb langsamer; die Gesundheit seines Pferdes war ja für ihn im Augenblick ein wahrhaft unschätzbares Gut.

Die Vergangenheit lag jetzt abgeschlossen hinter ihm; mit dem letzten Blicke auf Schloß Friesack hatte er alle Rückerinnerungen verbannt, sein frischer, starker, thatkräftiger Geist richtete sich nur auf die Zukunft.

„Was soll ich thun?" fragte er sich, „wohin fliehen?"

Rings im Lande lagen seine und seines Bruders Johann Burgen und Schlösser zerstreut, in jeder derselben konnte er erwarten, eine gastliche Aufnahme zu finden, denn unmöglich war es, daß mit einem Schlage der Burggraf alle festen Quitzowschen Schlösser belagert und genommen haben könne; aber was nutzte es ihm, wenn er sich nach dem einen oder anderen dieser Schlösser wendete? — Der Burggraf vermuthete ihn sicher dort, verfolgte seine Spur bis dahin und schon nach wenigen Tagen umlagerte abermals eine Armee die Burg, welche ihm Aufnahme gegeben hatte.

Wenn das feste Friesack, welches er für vollkommen unbezwinglich gehalten hatte, nicht im Stande gewesen war, dem furchtbaren Geschütz zu widerstehn, wenn seine Mauern gesunken waren, seine Thore sich öffnen mußten, auf welchem Schlosse konnte er dann noch hoffen sicher zu sein? Ueberall drohte ihm Gefahr, überall der Untergang. — So traurig diese Aussicht schien, so durchglühte doch seinen starken Geist ein lichter freudiger Gedanke! — „Noch bin ich frei!" so rief er jubelnd aus, und streckte die gewaltigen Glieder. „Keine Kette umfängt mich, keine düsteren Kerkermauern drücken Geist und Körper nieder, und frei will ich bleiben, frei, wie der Adler in der Luft!"

Er beschloß, nach der pommerschen Grenze zu fliehen zu den jungen Herzögen Kasimir und Otto von Pommern-Stettin; bei diesen war er überzeugt, gastliche Aufnahme zu finden, diese mußten ihn schützen; freundlich würden sie ihn sicher aufnehmen, ihn an die Spitze eines pommerschen Heeres stellen. Mit Entzücken dachte er daran, wie er wieder einrücken würde in die Mark Brandenburg, Alles vor sich her niederwerfend, Städte und Dörfer verwüstend, Furcht und Entsetzen verbreitend! Der Name Quitzow sollte wieder durch das Land schallen und den Burggrafen selbst zittern machen! — „Nach Pommern also," so rief er sich zu und trieb sein Pferd abermals zum schnelleren Trabe an, der jetzt möglich geworden war, weil er das feste Land erreicht hatte.

Schnell ritt er vorwärts; da tauchten plötzlich vor ihm im Nebel dunkle Gestalten auf und im nächsten Augenblick sah er sich umringt von 5 bis 6 Reitern.

„Wer seid Ihr?“ tönte eine gebieterische Stimme ihm entgegen. „Wo kommt Ihr her, wo wollt Ihr hin?“

Dietrich hatte sofort das Schwert gezogen, er nahte sich dem Hauptmann der kleinen Schaar.

„Beim heiligen Blut zu Wilsnack!“ rief der Hauptmann, als er sich vorbeugte, um Dietrich ins Angesicht zu schauen, „das ist der Dietrich von Quitzow! Greift ihn, ihr Leute! Fort — — — —“ Er vollendete das Wort nicht, denn ein furchtbarer Streich Dietrichs warf ihn schwer verwundet vom Rosse.

Im nächsten Augenblick sprengte Dietrich mitten zwischen die Andern. Zweimal hob sich sein Schwert, zwei weitere Reiter wurden bügellos, dann hatte er das Feld frei vor sich und flog dahin im sausenden Galopp, die vor Schreck erstarrten Angreifer weit hinter sich zurücklassend; Keiner wagte es, ihn, den Furchtbaren, zu verfolgen! — Dietrich von Quitzow war so gefürchtet in den Marken, daß er selbst für drei schwer bewaffnete Männer als ein zu gefährlicher Gegner erschien.

Nach wenigen Minuten sah sich Dietrich vor jeder Verfolgung gesichert; er mäßigte wiederum den Schritt seines Pferdes und ritt langsamer vorwärts. Der plötzliche Ueberfall, so glücklich und siegreich er ihn bestanden hatte, war für ihn von bedeutsamer Folge, er zeigte ihm nämlich, daß seine Verkleidung durchaus unzureichend sei. Wie Henning von Stechow ihn augenblicklich erkannt hatte, so rief auch der fremde Ritter beim ersten Blick sofort seinen Namen. Wo er sich sehen ließ, mußte er bei der unvollkommenen Verkleidung erkannt werden, denn überall in der ganzen Gegend war er so ge-

nau bekannt, daß es kaum ein Kind gab, welches den wilden Quitzow nicht gesehen hätte. —

Am fernen Horizonte zeigte sich bereits das erste Roth der aufsteigenden Sonne. Der Tag mußte bald anbrechen und dann begann für Dietrich die höchste Gefahr, denn wohin sollte er sich wenden, um unerkannt zu bleiben, wo einen Ruhepunkt finden, auf welchem er nicht befürchten mußte verrathen, gefangen und dem Burggrafen überliefert zu werden? — Die Flucht nach Pommern erschien unter solchen Umständen für den Augenblick unausführbar; vorläufig durfte er nicht an dieselbe denken, er mußte einen Zufluchtsort möglichst nahe in der Mark selbst sich suchen.

Er dachte an seine vielen, vielen Freunde, an alle die Männer, welche in der Zeit des Glücks zu ihm als ihrem Führer aufgeschaut, ihn als ihren Abgott, ihr Vorbild betrachtet hatten, an die Männer, welche seine Gäste auf Schloß Friesack gewesen waren, mit ihm gesungen, gezecht hatten, mit ihm in den Krieg gezogen waren und die Beute getheilt hatten, an die Männer, deren Lippen stets überflossen von Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit. Aber wo waren diese Freunde im Glück heut?

Alle hatten sie ihn verlassen! In dem Lager, welches Friesack umringte, da wehten die Banner der Grafen von Lindow und Ruppin, seiner lieben Vettern und alten Freunde, da lag Henning von Stechow, dessen Sohn nach seinem Namen getauft war, da lagen noch so manche andere märkische Ritter, welche früher sich als die treusten Freunde der Quitzows gebehrdet hatten, und die andern, wo waren die? Wenn sie auch nicht mit vor Friesack ge-

zogen waren, um dem Burggrafen zu helfen bei der Zerstörung des Schlosses, so hatte doch Keiner von ihnen gewagt, dem Bedrängten zu Hilfe zu eilen.

Wo waren die Uchtenhagen, die Bredow, die Alvensleben und alle die alten Freunde von früher her? —

Auf Einen freilich, da hätte er Berge bauen mögen, dies war Wichard von Rochow. Aber er war ja, wie er schon in Friesack erfahren, ebenfalls besiegt. — Schloß Golzow war gefallen, wie Schloß Friesack fallen mußte. — Keinem traute Dietrich von Quitzow mehr, Keinem! —

Er war überzeugt, wohin er sich auch wenden möchte, überall Feinde zu finden. Die falschen Freunde von früher her hätten ihn wohl aufgenommen, um ihn dem Burggrafen zu verrathen. Da stieg plötzlich in ihm die Erinnerung auf an Einen, der immer treu und ehrlich zu ihm gehalten, den er aber in letzter Zeit fast mit feindseligen Augen betrachtet hatte, weil er in das Lager des Burggrafen übergegangen war. Er dachte an Werner von Holzendorf auf Schloß Bötzow.

Die Holzendorfs waren stets treue Freunde der Quitzows gewesen; eng verbündet mit denselben, waren sie ihnen gefolgt im Kampf gegen den Burggrafen; sie hatten die Schlacht am Kremmer Damm auf Seiten der Pommern mit durchgekämpft, aber als später der Adel dem Burggrafen gehuldigt hatte, da sprach Werner von Holzendorf seinen Freunden gegenüber offen aus, er werde, wie er bisher ehrlich zu ihnen gehalten habe, ebenso treu auch fortan beim Burggrafen stehen. Er nahm an keiner der Adelsversammlungen mehr Theil, blieb der Verschwörung des letzten Halbjahres fremd, und eine Spannung, ja fast

eine Feindseligkeit hatte sich deshalb zwischen den Quitzows und Werner von Holzendorf erhoben.

An diesen Mann dachte Dietrich von Quitzow in seiner höchsten Noth; bei ihm hoffte er nicht Unterstützung, aber ein Obdach zu finden, bei ihm war er sicher, das wußte er! Werner von Holzendorf, so rauh und ungehobelt er sich benahm, so wenig angenehm er im Umgange erschien, war eine treue, redliche Seele, unfähig den Freund zu verrathen! —

Nach Bötzow also! Aber bis Bötzow waren fast noch vier Meilen, und vier Meilen am Tage zu reiten auf dem von dem unbequemen Wege im Luche angestrengten und ermüdeten Pferde, erschien fast unmöglich.

Bei Tage durfte Dietrich sich ohnehin nicht sehen lassen; er beschloß also, nach einem einsamen Kruge sich zurückzuziehen, welcher in der ganzen Gegend als der Zufluchtsort von Buschdieben und Räubern berüchtigt war. Hier wollte er den Tag über bleiben und erst am Abend seinen Weg nach Schloß Bötzow fortsetzen. —

Bald langte er vor dem elenden Hause an. Er donnerte gegen die Thür und sofort wurde geöffnet, denn zu jeder Tageszeit war der schmutzige wendische Wirth auf plötzlichen Besuch gefaßt. Erstaunt blickte er auf den Ritter, welcher Quartier und Futter für sein Pferd begehrte; auf die Aufnahme eines solchen Gastes war er nicht vorbereitet.

Trotz der Verkleidung Dietrichs sah der Wende augenblicklich, daß derselbe nicht ein gewöhnlicher Knecht sei, denn ein solcher ritt nicht ein so herrliches, edles und reich geschmücktes Streitroß; er erkannte indessen Dietrich

von Quitzow nicht, sein ganzer Wirkungskreis lag in dem engen Raum seines kleinen Hauses, dies verließ er selten, fast nie, er kümmerte sich um nichts als um die Bestellung seines kleinen Feldes, um den Fischfang in dem benachbarten Luchsee und die Speisung der bei ihm einkehrenden Gäste, alles Andere lag ihm fern. Er war zu stumpfsinnig, um irgend ein Interesse an den politischen Ereignissen der Zeit zu nehmen. Wenn auch vom Hörensagen die Namen: Quitzow, Burggraf Friedrich u. s. w. bekannt in sein Ohr tönten, so fühlte er doch für keinen derselben irgend eine Theilnahme.

Dies war ganz der Mann, welchen Dietrich von Quitzow gebrauchte. Mit barscher Stimme befahl er, daß das Pferd in den Stall geführt und gefüttert werde, er selbst forderte sich eine einsame Kammer, in welcher er den ganzen Tag über nicht gestört werden wollte, er verbot dem Wirth ausdrücklich, wenn irgend andere Gäste die Schenke besuchen sollten, diesen zu sagen, daß ein Fremder anwesend sei. Auch das Roß solle er vor ihnen verborgen halten, geschehe dies, dann versprach er eine reiche Belohnung.

Dietrich zog sich auf das kleine Kämmerchen zurück, welches ihm angewiesen wurde, dort legte er sich auf ein Bündel Heu zum Schlafe nieder, und schon nach wenigen Minuten vermochte er Ruhe zu finden. Er schlief, erschöpft von den Anstrengungen der vergangenen Nacht, viele Stunden, so daß die Sonne schon wieder sich zu neigen begann, als er erwachte. Schnell nahm er ein ärmliches Mittagsmahl ein, dann setzte er sich auf sein gestärktes

Pferd, belohnte den Wenden reichlich und ritt im schnellen Trabe nach Schloß Bötzow (dem jetzigen Oranienburg).

Es war schon ziemlich spät am Abend, als Dietrich vor dem Schloß ankam. Lange mußte er warten, ehe er Einlaß fand, denn der alte Thorwart wollte sich durchaus nicht dazu hergeben, die Zugbrücke niederzulassen oder das Thor zu öffnen.

„In dieser schlechten Zeit," rief er dem Dietrich zu, „ist es nicht Mode, alles mögliche, hergelaufene Gesindel in die Burg zu lassen!" Erst als ihm Dietrich sagte, daß er wichtige Nachrichten für Herrn Werner von Holzendorf bringe, da entschloß er sich, den Herrn zu fragen, ob er wohl geneigt sei, den fremden Reiter zu sehen.

Es war ziemlich spät am Abend. Werner von Holzendorf saß in seinem einsamen Gemache, einen Krug schäumenden Bieres vor sich; er war in eben nicht guter Laune, sondern mit sich und der ganzen Welt unzufrieden, als ein Diener die Mittheilung machte, daß ein Reiter vor dem Thore sei, welcher durchaus Einlaß begehre, obgleich ihm der Thorwart denselben bereits mehrfach verweigert habe; er behaupte, eine wichtige Botschaft an Herrn Werner von Holzendorf zu bringen.

„Gewiß wieder ein Schreiben von dem Burggrafen," rief Werner wüthend, „eine Ladung, daß ich ihm Zuzug schicken soll! Er denkt, mich mit Leib und Seele gekauft zu haben, weil er mir Wriezen und Köpenick verpfändet hat. Nun und nimmermehr erhebe ich meinen Arm gegen die Quitzows! Laßt den Boten eintreten, ich will ihn

sprechen, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich irgend mich durch ihn bewegen lasse!"

Nach wenigen Minuten schon erschien Dietrich von Quitzow, geführt von dem Diener. Werner von Holzendorf glaubte seinen eigenen Augen nicht trauen zu dürfen, als er den Freund erkannte. Er wollte ihm entgegenstürzen, aber ein schneller Wink hinter dem Rücken des Dieners belehrte ihn, daß es noch nicht an der Zeit sei, zu sprechen. Dietrich legte für einen Augenblick den Finger auf die Lippen, dann nahte er sich mit tiefer Verbeugung.

„Ich habe eine wichtige Botschaft an den gnädigen Herrn von Holzendorf zu überbringen," sagte er im unterwürfigsten Tone, „muß aber den gnädigen Herrn bitten, mich allein zu hören, denn mir ist das strengste Geheimniß anempfohlen."

Sofort befahl Werner dem Diener, ihn zu verlassen, aber Speise und Trank zur Stärkung des Boten so schnell als möglich herbei zu bringen. Kaum war die Thür hinter dem Forteilenden ins Schloß gefallen, da ergriff Werner Dietrichs Hand und schaute ihm mit schweren, sorgenvollen Blicken ins Antlitz.

„Träume ich, Dietrich von Quitzow, oder wache ich, daß ich Euch hier sehe? Ihr seid nicht in Friesack, tragt die Kleidung eines Knechtes, ich bitte Euch um Gottes und aller Heiligen Willen, spannt meine Erwartung nicht auf die Folter, erzählt mir, was ist geschehn?"

„Noch nicht, Freund," entgegnete Dietrich, „laßt erst Euren Diener zurückkehren und Speise und Trank bringen, deren ich wahrlich sehr bedarf, dann will ich Euch Alles

erzählen; vor allen Dingen aber erst eine Frage: könnt Ihr mich aufnehmen und verbergen? Ich bin flüchtig, ein geächteter Flüchtling, vogelfrei durch des Reiches Oberacht, dem Dolche jedes Mörders verfallen, und wenn Ihr mich aufnehmet, so setzt Ihr Euch der strengen Strafe des Gesetzes aus! — Wollt Ihr es trotzdem thun, Werner von Holzendorf?"

„Und wenn Euch der Kaiser und das ganze Reich verfolgen, bei mir sollt Ihr sicher sein! So lange noch ein Stein in Schloß Bötzow auf dem andern liegt, so lange will ich Euch bergen, und sollte ich Leben und Gu dadurch verlieren!"

„Das erwartete ich von Euch, Werner! Ich danke Euch aus ganzem, tiefem Herzen. Ich hätte Euch auch nicht anders behandelt, und darum nehme ich Euer Anerbieten an."

Werner rief nun ungeduldig den Diener, ließ schnell ein tüchtiges Abendbrot für den späten Gast auftragen, dann aber verschloß er fest die Thür, damit Niemand ihn stören dürfe und hörte Dietrichs Erzählung, welche dieser zum Besten gab, während er das Mahl zu sich nahm. Als Dietrich ihm von den furchtbaren Wirkungen der großen Büchse erzählte und ihm mittheilte, daß die Mauern von Friesack in wenigen Tagen gebrochen worden wären, so daß das Schloß unhaltbar und im gegenwärtigen Augenblick wahrscheinlich schon im Besitz des Feindes sei, da wußte Werner von Holzendorf sich vor Erstaunen nicht zu fassen.

„Was soll aus dem Adel werden!" rief er aus, „wenn man solche Mittel gegen uns gebraucht? Welches Schloß

soll sich fernerhin halten, wenn Friesack nach wenigen Tagen schon gefallen ist? Ich hoffte Euch schützen zu können, Dietrich, aber wie ist das jetzt möglich? Bötzow kann einer Belagerung, die so geführt wird, viel weniger widerstehen als Friesack. Ich glaubte, Ihr seiet auf einem Ausfall abgeschnitten und flüchtig geworden. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß das scheinbar unüberwindliche Schloß in ein paar Tagen genommen werden könne; aber mein Wort bleibt trotzdem mein Wort! Ich halte Euch hier und wenn der Burggraf Euch auf den Fersen ist. Mögen sie mir immerhin ihre Donnerbüchse auf den Hals schicken, ich werde es Euch nicht vergessen, Dietrich von Quitzow, daß Ihr mein edler, treuer Freund viele, viele Jahre gewesen seid! Meine Freundschaft für Euch ist ein Vermächtniß meines edlen Vaters und ihm will ich treu bleiben." —

Er reichte bei diesen Worten Dietrich die Hand über den Tisch, der sie ergriff und herzlich drückte.

Eine schöne Erinnerung war durch die Worte Werners von Holzendorf in Dietrich geweckt worden, er dachte zurück an einen der glänzendsten nnd herrlichsten Tage seines Lebens. Vor 10 Jahren etwa hatte er Schloß Bötzow nach heftigem, aber siegreichem Kampfe den Pommern abgenommen, er hatte es uneigennützig dem frühern Besitzer Gerhard von Holzendorf zurückgegeben. Mit innigem Danke hatte damals Gerhard von Holzendorf die Hand des Freundes ergriffen und ihm gelobt, wie auch die Zeiten kommen möchten, er werde mit seinen Söhnen diese Stunde nie vergessen! Wo jemals Dietrich von Quitzow der Hilfe bedürfe, da solle er Schloß Bötzow als sein Eigen-

thum betrachten, stets werde es ihm geöffnet sein, mit Gut und Leben würden die Holzendorfs immer ihm zur Seite stehen. —

Zehn Jahre waren seitdem vergangen, zehn lange, schwere Jahre, Gebhard von Holzendorf war gestorben, aber Werner hatte das Vermächtniß des Vaters übernommen; bis in die letzte Zeit hinein war er stets ein treuer Freund und Verbündeter der Quitzows gewesen und jetzt zeigte er, daß auch die kurze Spannung ihm den alten Freund nicht entfremdet hatte.

„Ihr seid ein wahrer Freund in der Noth,“ sagte Dietrich gerührt, „wo Alle mich verlassen haben, seid Ihr der Einzige geblieben, der mir treu anhängt in so schwerer Zeit! Laßt uns nun überlegen, was ich thun muß. Lange kann und darf ich nicht bei Euch bleiben, ich würde Euch unnöthig in Gefahr setzen, denn dem Burggrafen muß Alles daran gelegen sein, meiner habhaft zu werden. Erfährt er, daß ich bei Euch in Schloß Bötzow bin, dann wird er sofort mit seinen Mannen hierher ziehen, Bötzow belagern nnd erobern, und ich reiße Euch dadurch mit ins Verderben, ohne daß Ihr mir nützet.“

„Geschehe was da will, edler Freund, ich werde Euch nicht verlassen. Bis jetzt hat Euch nur der eine Diener gesehen, und dieser wird Euch nicht verrathen, er ist mein treuster Knecht. — Bleibt bei mir, verändert Eure Tracht, färbt Euer Gesicht und Euer Haar, dann werden Euch die übrigen Diener, wenn sie Euch sehen, nicht erkennen. Augenblicklich wird es unmöglich sein, nach der pommerschen Grenze zu entfliehen, denn sicherlich hat jetzt schon der Burggraf Nachricht von Eurer Flucht; die

Männer, mit denen Ihr gestern einen Kampf bestanden habt, werden sofort die Nachricht davon ins Lager gebracht haben, wenn auch Henning von Stechow wohl schweigen wird. Der Burggraf ahnt ohne Zweifel, daß Ihr zu den Herzögen von Pommern fliehen wollt, er wird daher Reiterschaaren aussenden, um die Grenzen zu bewachen, und Ihr würdet sicherlich gefangen werden, wolltet Ihr versuchen, Euch durchzuschleichen; Ihr müßt also bei mir bleiben, so verborgen als möglich."

Der Vorschlag Werners erschien so vernünftig, daß Dietrich nicht umhin konnte, auf denselben einzugehen. Er erhielt ein kleines Gemach in Schloß Bötzow, Werner sorgte für eine entstellende Kleidung, und Haar und Gesicht wurden gefärbt. — In jener Zeit, in welcher Fastnachtsspiel und Mummenschanz mit dem höchsten Eifer überall betrieben wurden, fehlte in keinem ritterlichen Hause der Apparat, um tüchtige Verkleidungen vornehmen zu können. — So gelang es denn auch, Dietrich dermaßen zu entstellen, daß Werner behauptete, er selbst würde ihn nicht wieder erkennen, wenn er ihn in Schloß Friesack sähe.

Mehrere Tage blieb Dietrich in Bötzow, er schloß sich in ein einsames Gemach ein, bis die Sonne untergegangen war, erst dann machte er sich die, seinem Körper nothwendige Bewegung durch weite, einsame Spaziergänge. Noch heut bewahrt das Volk seinen Namen im Gedächtniß und hat den Weg, welchen er meistens Abends zurücklegte, den „Quitzowsteig" genannt.*)

---

*) Ballhorn erzählt uns in seiner Geschichte von Oranienburg, daß der noch jetzt dort „Quitzowsteig" genannte Weg auf

Werner von Holzendorf ritt täglich aus, um Nachrichten über die Ereignisse einzuziehen. Er erfuhr und theilte Dietrich von Quitzow mit, daß Friesack gefallen sei, daß Dietrichs Gemahlin sich zu seinem Schwiegervater mit ihren Söhnen zurückgezogen habe. Ueber seine Angehörigen durfte der Flüchtling daher außer Sorge sein; Werner theilte ferner mit, daß der Burggraf mit seiner ganzen Macht vor Schloß Plaue gezogen sei; hierüber lachte Dietrich laut auf.

„Die 14 Fuß dicken Mauern von Plaue,“ sagte er spöttisch, „werden selbst dem furchtbaren Geschütze des Burggrafen widerstehen. Plaue ist uneinnehmbar!“

Auf dieser Ueberzeugung beruhte seine ganze Hoffnung; wenn Johann von Quitzow sich in Plaue hielt, so war die Macht der Brüder ungebrochen. In jener Zeit erschien eine jahrelange Belagerung als ein Ding der Unmöglichkeit, so lange konnte Friedrich ein, aus den verschiedensten Hilfsmannschaften zusammengesetztes Heer nicht vereinigt erhalten. Die Städte würden müde geworden sein und ihre Truppen zurückgezogen haben, die Adligen hätten ebensowenig Lust gehabt, jahrelang unthätig vor einer Feste zu liegen, und es war daher vorauszusehn, daß das Belagerungsheer sich auflösen mußte; dann konnte Johann von Quitzow Friedensbedingungen machen, und, daß eine derselben den Schutz des Bruders betreffen würde, wußte Dietrich sicher genug.

---

einer Karte von 1720 unter dem Namen „Quitzow-Steig“ angegeben ist, und daß derselbe jedenfalls nach Dietrich von Quitzow genannt sein müsse, da man nirgends von dem spätern Aufenthalte eines von Quitzow in Oranienburg eine Spur finde.

Eines Abends kehrte Werner von Holzendorf in großer Unruhe aus Berlin zurück. Er hatte sich dorthin begeben, weil er hoffte, die zuverlässigsten Nachrichten einziehen zu können; zu seinem höchsten Erstaunen war ihm in Berlin mitgetheilt worden, es sei das Gerücht verbreitet, Dietrich von Quitzow wäre in Schloß Bötzow verborgen.

„Euer Aufenthalt ist verrathen, theurer Freund," sagte er, „Ihr dürft nicht länger weilen, ich muß Euch anderweitig verbergen; da Euch das Gerücht bis hierher verfolgt hat, so werden wir bald Spürer auf dem Halse haben, und nach wenig Tagen schon wird man bestimmt wissen, daß ein Fremder sich in Bötzow aufhält. Ist dies erst sicher, so werdet Ihr hier verfolgt und vielleicht auf einem Eurer einsamen Spaziergänge gefangen werden. Ich habe ernstlich darüber nachgedacht, wo ich Euch verbergen kann und glaube, am Besten wird es sein, wenn ich Euch nach Neumühl führe, einem einsam gelegenen Schlosse, wohin selten oder nie ein Fremder kommt; dort wohnt ein alter Diener von mir, dem ich in dem halbverwüsteten Schlosse einen Ruhesitz gegeben habe. Niemand wird Euch in Neumühl suchen, dort könnt Ihr so verborgen leben, als Ihr wollt."

Der Vorschlag war zu vernünftig, als daß Dietrich auf denselben nicht hätte eingehen sollen. — Noch an demselben Abend ritt er in seiner Knechtskleidung hinter Werner von Holzendorf her, der ihn nach Neumühl brachte. Der greise Diener empfing den fremden Gast, welchen er nicht erkannte.

Einige Wochen blieb Dietrich in tiefster Verborgenheit in dem zerstörten Schlosse, aber auch dort sollte er

nicht mehr sicher sein, denn plötzlich kam Werner von Holzendorf und theilte ihm mit, daß auch hierher seine Spur verfolgt worden sei, er führte ihn deshalb nach einem anderen ihm gehörigen Dorfe, Grabsdorf.

Wie es gekommen, daß Dietrichs Aufenthalt auch dort ausgekundschaftet worden ist, das weiß Niemand. Werner glaubte seinen Gast in tiefster Verborgenheit, er wurde daher aufs Unangenehmste überrascht, als eines Tages ein Bote des Burggrafen Friedrich ihm ein Schreiben desselben brachte, in welchem er ernst und gebieterisch aufgefordert wurde, den geächteten Dietrich von Quitzow nicht ferner den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, sondern denselben unter gehöriger Bedeckung nach Berlin zu bringen und an den Burggrafen auszuliefern.

Werner gerieth in einen furchtbaren Zorn.

„Schändliche Zumuthung!" rief er empört. „Meinen innigsten Freund, meinen alten Waffenbruder soll ich feige und verrätherisch ausliefern, ihn dem Kerker, vielleicht dem Henkerschwert übergeben! Nichtswürdiger Hund, wie durftest Du es wagen, eine so niederträchtige Botschaft mir zu überbringen!" so fuhr er den höchst erstaunten Boten an. Vergeblich erwiederte dieser, daß er nur dem Befehle seines Herrn gefolgt sei, für den Inhalt der Botschaft aber keine Verantwortlichkeit habe. Werner war zu wüthend, um auf Vernunftgründe zu hören. Er rief seine Knechte, ließ den burggräflichen Boten von denselben prügeln, bis er kein Glied mehr rühren konnte, dann wurde derselbe fortgebracht und in ein tiefes Kerkerverließ geworfen.

Nachdem die That geschehn, sah Werner allerdings

ein, daß er sich übereilt habe und seinen Jähzorn wohl schwer werde büßen müssen, aber das Geschehene ließ sich nicht mehr ändern, auch durfte er den Boten nicht eher frei lassen, als bis Dietrich von Quitzow in Sicherheit war.

Er ritt deshalb augenblicklich nach Grabsdorf, theilte dem Freunde die Schreckensbotschaft mit, und berieth mit demselben, was ferner zu thun sei. Dietrich erkannte, daß für ihn in der Mark nirgends mehr Sicherheit sein könne, er nahm deshalb Abschied von dem Freunde, noch einmal drückte er ihm die Hand, dann ritt er so schnell, als sein Roß ihn tragen konnte, von Grabsdorf fort der pommerschen Grenze zu. — Er erreichte dieselbe glücklich und war bald auf pommerschem Grund und Boden vor jeder Verfolgung gesichert.

Capitel 4.

Resultate des Sieges.

Schloß Plaue war gefallen, das gewaltige uneinnehmbare Plaue, die Feste, auf welche der gesammte Adel mit der stolzen Zuversicht geschaut hatte: sie werde Monate, ja Jahre lang allen Angriffen des Burggrafen widerstehen können, die Feste, von welcher er erwartet hatte, sie müsse ein unantastbarer Schutz der Adelsmacht in den Marken bleiben.

Nach wenigen Wochen der Belagerung schon war Plaue gefallen. Der Burggraf hatte einen mächtigen Sieg erkämpft, er hatte gezeigt, daß keines der Schlösser, welche die Adligen besaßen, ihm widerstehn könne, wenn er die Eroberung derselben ernstlich wolle.

In den letzten Tagen der Belagerung erst war Friedrich persönlich vor Plaue erschienen, und mit ihm war der Sieg gekommen, aber im Siege hatte er wiederum sich ebenso großmüthig gezeigt, wie vor Friesack. Er hatte nicht nur der Gemahlin Johanns von Quitzow mit allem ihrem Eigenthum freien Abzug gestattet, auf seine Verwendung war sogar Henning von Quitzow, der Bruder der Geächteten, von dem Erzbischof mit einer Präbende beim Dom von Magdeburg begnadigt worden. Die Zukunft des jungen Mannes, der kein persönliches Vermögen hatte, und ganz und gar auf den Schutz seiner Brüder angewiesen war, wurde hierdurch gesichert.

Friedrich zeigte, daß er den Schuldlosen wohl von dem Schuldigen zu unterscheiden wisse, er bewies, daß er

keinen persönlichen Haß kenne, sondern Recht und Gerechtigkeit walten lassen wolle. Gnade für alle diejenigen, welche schuldlos hinein gerissen worden waren in die Bewegung des rebellischen Adels, eiserne Strenge aber denen, welche an der Spitze der Empörung gestanden hatten! Dies war fortan der Grundsatz, welchen Friedrich mit voller Energie befolgte, und welcher sein Ansehn in der Mark und in ganz Deutschland zu einem wahrhaft gewaltigen machte.

Zwischen den Zelten der Belagerer herrschte heiteres, lustiges Leben; die Vorräthe aus der Feste Plaue waren unter die Kriegsknechte vertheilt worden, und diese schwelgten und thaten sich gütlich.

So reiche Mahlzeiten hatte es lange nicht gegeben, so treffliche Speisen, so herrlichen Trank! Große Fässer mit Meth wurden im Lager vertheilt, Würste, Schinken, Speckseiten in unendlicher Anzahl!

Die Führer der Krieger schauten mit Staunen die furchtbaren Festungswerke an, ergingen sich auf den kolossalen Mauern, und konnten nicht begreifen, wie solches Steinwerk zerschmettert werden könne durch die Kugeln auch der mächtigsten Büchse! Der Beweis lag indessen vor ihnen, wenn ihr Blick auf die ungeheure Bresche fiel. — Jedem der magdeburgischen Ritter wurde es jetzt klar, daß ein Widerstand gegen den Landesherrn, der über solche Angriffsmittel geböte, in der Zukunft unmöglich sein müsse. —

Friedrich und der Erzbischof einigten sich über die Zukunft des Schlosses Plaue. Das Raubnest, welches bis dahin sowohl die magdeburgischen Länder als die Marken

gefährdet hatte, sollte niedergerissen werden, aber es war unmöglich, dies im Augenblicke zu thun, denn Kaiser Siegismund mußte dazu ebenfalls erst seine Einwilligung geben. Die Verbündeten kamen deshalb dahin überein, auf ein Jahr lang den Ritter Günzel von Bartensleben als Hauptmann auf Schloß Plaue niederzusetzen, welcher beiden Theilen gewärtig und gehorsam sein solle; inzwischen wollten sie beim Kaiser Siegismund um Erlaubniß einkommen, das Schloß niederreißen zu dürfen, erfolge diese, dann solle es zu diesem Zwecke Günzel abgenommen werden. Wollte der Kaiser die Abreißung des Schlosses nicht bewilligen, dann sollte Friedrich dasselbe übernehmen, dem Erzbischof aber eine Entschädigung von 1250 Schock böhmischer Groschen zahlen. Bis zur Zahlung übernahm Günzel von Bartensleben die Verpflichtung, keinen der beiden Verbündeten, auch wenn dieselben in Streit und Krieg kommen sollten, aus dem Schloß Plaue zu befehden.

Nachdem das Schicksal Plaue's entschieden war, blieb nur noch ein Quitzowsches Schloß zu erobern übrig, Schloß Beuthen an der Nuthe, etwa zwei Meilen südlich von Potsdam belegen.

In Beuthen befehligte der Quitzowsche Hauptmann Goswin von Brederlow, ein tapferer, energischer, tüchtiger Mann und ein treuer Anhänger der Quitzows.

Hans von Torgow hatte mit den Mannen des Klosters Lehnin, der Städte Treuenbrietzen, Belitz und Jüterbogk, sowie mit seinen eigenen Leuten das Schloß umlegt; bisher aber waren alle seine Anstrengungen, dasselbe zu erobern, vergeblich gewesen, denn ihm stand nicht die große Büchse zu Gebote, er mußte also die Belagerung

ganz und gar nach der Art und Weise des alten Krieges führen.

Täglich kamen Nachrichten von den anderen Schlössern, Hans von Torgow theilte sie sofort durch Boten an Goswin von Brederlow mit. Goswin erfuhr, daß Golzow, daß Friesack und daß endlich Plaue gefallen sei, immer noch wollte er sich nicht ergeben; theils glaubte er den Botschaften nicht, theils hoffte er, die Feste halten zu können, bis es den Quitzows möglich sein würde, dieselbe zu entsetzen. — Da aber erschien am 25. Februar die faule Grethe auch vor Schloß Beuthen.

Nur eine Kugel ließ Hans von Torgow gegen das Schloß abfeuern, aber die Wirkung derselben war so furchtbar, daß Goswin von Brederlow jetzt begriff, wie die mächtigen Schlösser der Quitzows so schnell hatten fallen können; jeder fernere Widerstand war vergeblich; er übergab das Schloß, erhielt aber freien Abzug.

Goswin hatte so brav und ritterlich sich während der Belagerung benommen, daß ihm die allgemeine Achtung in der Mark nicht fehlen konnte; er wendete sich nach Brandenburg, und wurde dort vom Bischof freundlich empfangen. Derselbe gewann ein so großes Vertrauen in die Treue dieses Mannes, daß er ihn später zum Schloßhauptmann von Ziesar ernannte. Hier blieb Goswin von Brederlow ein treuer Diener des Bischofs, zugleich aber auch ein steter Freund der Quitzowschen Familie. Er unterstützte die unglückliche Gemahlin Johanns von Quitzow, welche in Brandenburg ihren Wohnsitz genommen hatte, fort und fort mit Rath und That, und verwendete den Einfluß, welchen er als Schloßhauptmann

in Ziesar hatte, um die Lage des gefangenen Kaspar von Putlitz nach Kräften zu erleichtern, ohne dadurch seine Pflicht gegen den Bischof zu verletzten.

Mit dem Falle des letzten Quitzowschen Schlosses war jeder Widerstand des Adels in den Marken gebrochen. Friedrich war jetzt unumschränkter Herrscher im Lande, er hatte keine Widersetzlichkeit mehr zu fürchten.

Die widerspenstigen Adligen zitterten, sie begriffen sehr wohl, daß ihr Schicksal ferner nur von der Gnade des Landeshauptmanns abhinge; diese sich zu erwerben, mußte fortan ihr Bestreben sein, und die Männer, welche bis dahin stolz die Huldigung verweigert, oder nachdem sie dieselbe geleistet hatten, trotzdem die Feinde des Burggrafen geblieben waren, zogen jetzt demüthig an seinen Hof, und gaben ihre Ergebenheit und Unterthänigkeit zu erkennen.

Friedrich hatte nicht die Absicht, Rache zu nehmen für frühere Frevel, aber wohl wollte er jeden Widerstand brechen, seine Herrschaft für immer befestigen in den Marken. Einzelne Beispiele der Strenge mußten deshalb gegeben werden. Gebhard von Alvensleben, der Pfandbesitzer des Schlosses Gardelegen, war nächst Kaspar Gans von Putlitz und den Quitzows einer der entschiedensten und wüthendsten Gegner des Burggrafen gewesen. Er hatte überall sich aufgelehnt, stets alle Befehle des Landeshauptmanns verlacht und verhöhnt, er hatte auf seinen Streifzügen ins Magdeburgische die wildeste Raubgier gezeigt, seine Burg war stets zu Friedensbrüchen mißbraucht worden; Friedrich beschloß deshalb, diesen Mann ebenfalls zu bestrafen. Er nahm ihm Schloß Gardelegen ab und

übergab es dem magdeburgischen Ritter Heise von Steinfurt. Nur auf die Fürbitte der übrigen Adligen erkannte er endlich, im Wege der Begnadigung, die Pfandsumme, welche Gebhard von Alvensleben für Schloß Gardelegen gegeben hatte, als eine Schuld an. Er machte durch diesen Act der Großmuth die bisher stets gegen ihn gestimmten Mitglieder der Familie Alvensleben zu seinen ergebenen Freunden.

Ohne Ausnahme unterwarf sich jetzt der Adel der Mark und der Priegnitz. Wohin Friedrich kam, überall fand er ein demüthiges Entgegenkommen, überall die Versicherungen der tiefsten Unterthänigkeit.

Friedrichs erstes Bestreben war, nachdem er den Widerstand des Adels gebrochen hatte, eine Befestigung des Friedens in den märkischen Landen.

Immerwährende Kriege hatten die unglückliche Mark Brandenburg seit fast einem halben Jahrhundert heimgesucht. Der Wohlstand des Bauern war vernichtet, Friedrich wollte daher vor allen Dingen den Frieden herstellen, um durch diesen Bürger und Bauern zu befähigen, in sich selbst die Quelle neuen Erwerbs zu finden.

Der Bauer, welcher stets fürchten mußte, daß bewaffnete Reiterschaaren seine Felder niedertreten würden, daß das Korn, welches er mühsam geerntet und in die Scheuer gebracht hatte, von irgend einer bewaffneten Rotte mit der Scheuer in Flammen gesetzt werden würde, zog es vielfach vor, das Land wüst und brach liegen zu lassen.

Kehrte der Friede wieder, dann mußte auch der Erwerbfleiß aufs Neue erwachen, dann durfte man hoffen,

daß die bisher so öde und wüste Mark zu neuem Wohlstande emporblühen werde. —

Friedrich berief deshalb die Stände zum 20. März 1414 nach Tangermünde. Alle die geistlichen und weltlichen Herren, die Mannen der Mark und die Städte von beiden Seiten der Elbe sollten dort zusammenkommen; um theils einen allgemeinen Landfrieden zu berathen, theils auch um das Schicksal der besiegten Landesfriedensbrecher rechtlich zu besiegeln. Vorher, am 14. März, hatte Friedrich bereits durch abermalige Schutz- und Trutzbündnisse mit Magdeburg, dem Herzog von Braunschweig und dem Bischof Albrecht von Halberstadt von dieser Seite her den äußeren Frieden gesichert. —

Die Stände kamen in Tangermünde zusammen, Friedrich legte ihnen seine Klage gegen die Quitzows vor. Wohl hätte es in seiner Macht gestanden, ohne Weiteres alle Güter und Besitzungen der im Landfriedensbruch auf frischer That betroffenen und besiegten Feinde für verfallen zu erklären und sie in Besitz zu nehmen; das aber wollte Friedrich nicht. Ihm kam es darauf an, daß das Gesetz richte, nicht die rohe Gewalt des Krieges! Deshalb klagte er bei den Ständen der Mark.

In lichtvoller Weise zählte er alle Verbrechen der Quitzows auf, und trug darauf an, daß diese bestraft werden sollten.

Wohl mochten unter den Ständen Viele mit regem Interesse, mit tiefer Theilnahme auf die geächteten Quitzows blicken, wohl hatten dieselben warme Freunde unter dem Adel, aber diese konnten ihnen nichts nützen, denn ihre Vergehen gegen den Landeshauptmann lagen zu klar am

Tage, als daß das Gesetz ihnen zu Gunsten hätte gebeugt werden können.

Dietrich wendete sich allerdings mit einer Beschwerdeschrift an die Stände, in welcher er mit ungestümen Worten den Burggrafen verklagte, aber seine Mühe war vergeblich. —

Die Landstände erkannten die Quitzows der Verletzung der Lehns- und Unterthanenpflicht, sowie des Friedensbruches schuldig und verurtheilten sie nach dem Gesetze der damaligen Zeit zum Verlust ihrer gesammten Habe, welche dem Burggrafen anheimfiel.

War hiermit ein Theil der Aufgabe des Landtages vollendet, so hatte Friedrich, wie wir bereits sagten, doch noch einen weit höheren, bedeutsameren Zweck bei der Berufung der Stände — die Erzielung eines allgemeinen Landfriedens. — Er legte zu diesem Behufe den Ständen ein strenges Gesetz vor, durch welches er für die künftige Zeit die Landessicherheit zu bewahren beabsichtigte und forderte für dasselbe die Genehmigung.

Der gesammte Adel und die Städte sollten fernerhin wie ein Mann zusammenstehen, um die Feinde des Landes zu bekämpfen, die Räuber im Innern zu verfolgen und zu ergreifen; derjenige, welcher den Aufenthalt von Räubern und Uebelthätern in Erfahrung brächte, sollte verpflichtet sein, Anzeige davon zu machen, unterließ er es, so sollte er dieselbe Strafe erleiden, welche dem durch sein Verschweigen entkommenen Uebelthäter gebührt hätte; alle beim Raube Ergriffenen sollten bestraft, alle diejenigen, welche das Gerücht als Landesbeschädiger bezeichnete, sollten zur Untersuchung gezogen werden. Die Herren

und die Städte erhielten die Pflicht, ordentliche Gerichte zu bestellen, damit Jeder in den Marken fortan sein Recht erhalte.

Auch zu diesem wichtigen Gesetze gaben die Landesstände ihre Zustimmung.

Der Erste, welchen die Strafe des neugegebenen Gesetzes traf, war Werner von Holzendorf. Gern hätte vielleicht Friedrich mit diesem Nachsicht gehabt, aber es war ihm dies unmöglich.

Werner hatte Dietrich von Quitzow, den Geächteten und Verfolgten, aufgenommen, hatte ihn verborgen, hatte sich sogar dem Befehle des Burggrafen, den Flüchtling auszuliefern, widersetzt, den Boten des Landesherrn gemißhandelt und ins Gefängniß geworfen. Ein solches Vergehen konnte und durfte nicht übersehen werden, die härteste Strafe mußte den Uebelthäter treffen, wenn Friedrich wollte, daß ferner Recht und Gesetz in der Mark geachtet werden solle. Ein warnendes Beispiel mußte gegeben werden — Werner von Holzendorf war derjenige, den sein unglückliches Schicksal hierzu bestimmt hatte.

Friedrich mußte strafen, die Nothwendigkeit gebot es ihm, aber er wollte es wiederum nicht eigenmächtig thun, sondern durch sein eigenes Vorbild zeigen, daß es seine Absicht sei, Recht und Gesetz wahrhaft zu schirmen, indem er selbst sich demselben unterwarf. Sein Wahlspruch: Es ist der Beruf des Fürsten, daß durch ihn „das Recht gestärket und das Unrecht gekränket werde", *) sollte auch hier bewahrheitet werden! —

*) Eigne Worte Friedrichs.

Friedrich berief ein ordentliches Gericht, um Werner von Holzendorf abzuurtheilen. Der Edle Hans von Torgow wurde zum Richter ernannt und der Prozeß gegen Werner nach allen Formen der damaligen Gerichtsbarkeit geführt. Friedrich erschien selbst in Berlin vor der besetzten Gerichtstafel, und trug persönlich seine Klage vor, ebenso auch bei der zweiten in Tangermünde abgehaltenen Gerichtssitzung. —

Werners Schuld war zu klar erwiesen, als daß das Urtheil der Richter anders als verurtheilend hätte ausfallen können. Er wurde der Untreue gegen seinen Landesherrn schuldig und seiner sämmtlichen Güter verlustig erklärt. Ohne Widerstand räumte er seine Schlösser, welche ihm erst später durch die Gnade Friedrichs zurückgegeben wurden.

So hatte denn Friedrich einen vollkommenen Sieg erkämpft, einen Sieg, der um so gewaltiger war, als er nicht nur durch die Waffen und im Stürmen der mächtigen Festen, sondern auch durch das Recht und die Gesetzgebung errungen worden war.

Die Mark Brandenburg, bisher der verrufenste Theil Deutschlands, war im Laufe weniger Monate einem geordneten Regimente wiedergegeben worden, man hatte ein altes Sprichwort, welches die bisherigen Zustände der Mark wohl genügend bezeichnete: „Wenn man durch ganz Deutschland unberaubt gezogen ist, in der Mark wird man sicher angefallen!“ so hieß es allgemein, und diese berüchtigte Mark Brandenburg war jetzt im Zeit-

raum von wenigen Monaten der Ruhe und dem Gesetz wiedergegeben. *)

Der widerspenstige Adel war besiegt, das Ansehen des Landesherrn anerkannt und gefürchtet! Dies war ein ungeheures Resultat, welches ein gewaltiges Aufsehen machte, nicht nur in der Mark allein, sondern in ganz Deutschland!

Die Städte und die Geistlichkeit jubelten im Gefühle der Rechtssicherheit. — Unser alter Freund Engelbert Wusterwitz rief aus: „Nun die Quitzows ausgerottet und ihrer Hoffart gesteuert ist, wird's Friede werden in der Mark und die Stimme des Betrübnisses und Geschreies wird verstummen!"

In ganz Deutschland tönte dieser Jubelruf wieder und auch der Kaiser Siegismund begrüßte freundlich die herrliche Thätigkeit seines Landeshauptmanns. —

Friedrich konnte mit Stolz auf sein Wirken zurückblicken, und sich jetzt wiederum den ernsten Sorgen hingeben, welche ihn aus den märkischen Landen fort nach Süden beriefen.

Gewaltige, wichtige Ereignisse bereiteten im deutschen

*) Droysen schildert mit kurzen trefflichen Worten den Zustand der Mark unter dem früheren Regimente folgendermaßen: — „Rauben und Stehlen, sagt ein Zeitgenosse, sei damals in der Mark die größte Kunst und das beste Handwerk gewesen; also daß, sagt ein Anderer, je näher Jemand den Marken kommen ist, je fährlicher er gereiset oder gewandert hat. — Denn wie die mächtigern auf eigene Hand, so führten die zahllosen kleineren von Ritterart in allerlei Vereinigungen ihre Fehden, die dann als Zugriffe, Ueberfahrungen, Nahmen zu förmlichem Raub, Mord und Brand ausarteten." —

Reiche sich vor. — Kaiser Siegismund bedurfte des treuen Freundes, das Reich der einsichtigen, berathenden Stimme des Burggrafen.

Friedrich entschloß sich deshalb, die Mark Brandenburg zu verlassen; er konnte dieselbe der umsichtigen Leitung seines treuen Weibes überlassen und er wußte mit voller Bestimmtheit, daß die schöne Else in seiner Abwesenheit ganz in seinem Sinne regieren werde.

Ehe er sich entfernte, traf er noch Vorsorge, daß für etwaige Kriegsfälle seine Gemahlin durch tüchtige Streitkräfte geschützt sei. Er erneuerte den Dienstvertrag mit dem Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard und schloß mit den Fürsten Balthasar und Christoph, Herren zu Werle, ebenfalls Verträge, nach welchen sich dieselben verpflichteten, falls es zwischen der Mark und den Herzögen Kasimir und Otto von Pommern-Stettin zu einem Kriege kommen sollte, der Mark Brandenburg treu zu dienen. Den Edlen Hans von Biberstein ließ Friedrich seiner Gemahlin als Rathgeber zurück, dann reiste er Ende August des Jahres 1414 nach Süddeutschland, um, wie wir bald sehen werden, dem Reiche seine treuen Dienste zu widmen.

Bruder, den Entschluß des Adels billigten und der Verschwörung sich anschlossen.

Die Fürsten des Luxemburger Hauses lebten seit dem Tode Karls IV. in stetem Streit und Hader. Jeder wollte seine Macht auf Kosten des Anderen vergrößern. Geld- und Ländergier war bei allen Luxemburger Fürsten, mit Ausnahme Johanns von Görlitz, ein gleich hervorstechender Charakterzug.

Jobst und Siegismund hofften, wenn es ihnen gelänge, Wenzel abzusetzen, auf Vergrößerung ihrer eigenen Macht, während sie befürchten mußten, daß bei Wenzels gewaltthätigem Regiment die Verschwörung in Böhmen ausbrechen und dieses Land dem Luxemburger Hause vielleicht entreißen würde.

Die böhmischen Herren, welche jetzt durch die Unterstützung Siegismunds und Jobsts von Mähren sich gesichert glaubten, griffen zu den Waffen, überfielen, unter der Führung des Markgrafen Jobst von Mähren, den König, als er grade im Minoriten-Kloster zu Beraun sein Mittagsmahl einnehmen wollte, und führten ihn als Gefangenen auf das Schloß nach Prag; als sie ihn dort nicht mehr sicher glaubten, wurde er auf eins der Rosenberger Schlösser und demnächst ins Oesterreichische nach einem Schlosse der befreundeten Herren von Staremberg gebracht.

Johann von Görlitz war seinem Bruder treu geblieben, er nahm sich des Gefangenen an und durch seine Hilfe gelang es, den Adel, obgleich nach heftigen Kämpfen, zu beruhigen.

Wenzel erhielt seine Freiheit zurück, nachdem er be-

stimmte Versprechungen gegeben hatte, welche er freilich niemals hielt, denn unmittelbar nach seiner Freilassung fuhr er in seinem gewaltthätigen und furchtbaren Regimente ganz in alter Weise fort. So fiel ihm z. B. ein, daß seine Leibwache wohl hätte den Ueberfall von Beraun verhindern können, er ließ deshalb einen Theil derselben nach dem Schlosse Karlsstein kommen und dort Mehreren ohne Untersuchung, ohne Recht und Gesetz, die Köpfe abschlagen.

Es ist unmöglich, die scheußliche Regierung des Königs noch weiter zu verfolgen, sie bot auch ferner ein abwechselndes Bild von jammervoller Schwäche, träger Unthätigkeit und entsetzlicher Grausamkeit!

Das früher so herrliche, blühende Böhmen war durch innere Kriege und fortwährende Streitigkeiten in sich zerrissen, Aufstände gegen den König, abermalige Gefangennehmung desselben, Flucht und Freiheit Wenzels, Kriege desselben mit seinen Unterthanen, mit Jobst von Mähren, mit Siegismund von Ungarn, kurz, Unheil jeder Art bildeten die ferneren wechselvollen Schicksale des Wenzelschen Regimentes in Böhmen.

Capitel 6.

Drei Könige!

Um Deutschland konnte sich Wenzel unter solchen Verhältnissen wenig oder gar nicht kümmern; er ließ dort Alles gehen, wie es eben gehen wollte, und es konnte daher nicht fehlen, daß er im Reiche alle Achtung verlor, daß Keiner der Reichsfürsten irgend eine Rücksicht auf den Willen des römischen Königs nahm, daß Jeder für sich handelte, wie er handeln wollte, daß die ohnehin ungeordneten Verhältnisse im deutschen Reiche noch verwirrter und unauflösbarer wurden.

Alle die einzelnen Reichsfürsten hatten während dieser ganzen Regierung kein anderes Bestreben, als das, ihre eigne Hausmacht soviel als irgend möglich zu vergrößern und sich selbstständig zu machen, ohne irgend auf die Allgemeinheit des Reiches Rücksicht zu nehmen.

Der eigne Vortheil war das einzig bewegende Princip für alle die hohen Herren im deutschen Reiche.

Der Adel, die Städte und die Geistlichkeit gingen ebenso, wie die Fürsten, von dem Grundsatze aus, daß jedes Mittel recht sei, um Vortheil zu erringen, um ihre Macht zu vergrößern. —

So war denn Deutschland in der höchsten Verwirrung. Stete Kämpfe der Fürsten untereinander, der Fürsten mit den Städten, der Städte mit dem Adel machten das ganze, große Reich zum gewaltigen Kriegstheater, auf dem an allen Orten die seltsamsten Fehden geführt wurden.

Eine so heillose Verwirrung konnte nicht verfehlen, ganz eigenthümliche Verhältnisse zu erzeugen. Die Städte, in welchen der Bürgerstand durch Kraft und Gewerbfleiß mehr und mehr emporblühte, hatten eine Macht errungen, welche ihnen einen bedeutenden Einfluß in der Geschichte des deutschen Volkes sicherte. Sie waren stolz auf ihre Selbstständigkeit und widerstanden häufig in siegreich geführten Kriegen den mächtigsten Fürsten. Ein kräftiges Selbstgefühl erwuchs in den Städten, sie bedurften nicht mehr des Schutzes der Fürsten, sie verließen sich auf ihre eigene Kraft, welche ihnen zur Sicherstellung ihres Handels genügte, da sie in enger Vereinigung und Verbindung untereinander standen. Wurde eine oder die andere bedeutende Stadt angegriffen, so erhielt sie schnell Hilfe von den benachbarten, verbündeten Orten; dadurch wuchs die Macht der Städte mehr und mehr, und erhielt bald ein den Adel bedrohendes Uebergewicht.

Unter solchen Verhältnissen blieb dem Adel nichts Anderes übrig, als sich ganz in derselben Art, wie die Städte, zu verbünden.

Große Adelsgesellschaften traten zusammen, welche sich verpflichteten, ihre Fehden gemeinsam zu führen, sich gegenseitig zu unterstützen, sowohl im Widerstand gegen die Fürstengewalt, als im Kriege mit den immer mächtiger werdenden Städten.

Im ganzen Süd- und Mittel-Deutschland hatten sich solche Gesellschaften unter verschiedenen Namen, wie der Hörnerbund, der Löwenbund, die Schlegler, der Sternenbund u. s. w., gebildet, sie wählten sich ein gemeinschaft-

liches Wappen und die Mitglieder verbürgten sich gegenseitigen Schutz.

Ein fortwährender Kampf dieser Adelsgesellschaften mit den Städten machte für Deutschland eine ruhige Entwicklung fortan ganz unmöglich, die seltsamsten Zustände entwickelten sich, ein kleines Beispiel mag die Eigenthümlichkeit der Kriegführung in jenen Zeiten zeigen.

Graf Eberhard von Würtemberg lag im Kampfe mit den Reichsstädten, zugleich aber auch mit der Adelsgesellschaft der Schlegler, zu welcher Ritter Wolf von Wunnenthal gehörte. Wolf war der erbittertste und ergrimmteste Feind des Grafen Eberhard, aber, als er hörte, daß der Letztere mit den Reichsstädten in Fehde läge, da erbot er sich zur Hilfe, denn er haßte die Städte noch mehr, als selbst den Grafen.

Stolz schlug Eberhard die Hilfe aus. Er wollte allein seine Fehde auskämpfen. —

Die Schlacht begann — der Sieg neigte sich auf Seiten der Städte, da erschien plötzlich ungerufen Wolf von Wunnenthal mit seinen frischen Schaaren auf dem Schlachtfelde. Mit wilder Wuth warf er sich auf die städtischen Truppen, unwiderstehlich drang er vor und jagte die Bürger in die Flucht!

Der Sieg war gewonnen. Eberhard erkannte, daß er denselben nur der thatkräftigen Hilfe Wolfs von Wunnenthal verdanke, er reichte ihm gerührt die Hand und bot ihm seine Freundschaft an; aber Wolf stieß dem Roß die Sporen in die Weichen und sagte höhnisch: „Gute Nacht, Graf Eberhard, mit uns bleibts beim Alten!“ Damit

ritt er davon und war nach wie vor der heftigste und erbittertste Feind des Grafen.

Der heillosen Verwirrung, welche durch solche Zustände im deutschen Reiche erzeugt werden mußte, sah König Wenzel in Unthätigkeit zu; er kümmerte sich um gar nichts, natürlicherweise kümmerte sich aber auch Niemand um ihn. Sein Name war so allgemein verachtet, sein Ansehn so vollständig gebrochen, daß keiner seiner Befehle auch nur im Entferntesten Gehorsam fand.

Der Bischof von Würzburg, Graf Gottfried von Schwarzburg, lebte schon seit langer Zeit in gehässigen Händeln mit den Bürgern der Stadt Würzburg, und diese wendeten sich klagend an König Wenzel.

Würzburg war eine reichsfreie Stadt, welche dem Bischof nicht unterworfen war, sie forderte deshalb, der König möge sie in Schutz nehmen und dem Bischofe mittheilen, daß sie demselben nicht gehorsam zu sein brauche, sondern ihre Befehle lediglich von dem römischen Könige zu empfangen habe.

Wenzel ging auf die Wünsche der Stadt ein, aber Bischof Gottfried kümmerte sich um das Wort und den Befehl des Königs gar nicht. Mit einem Heere griff er die Stadt an, es gelang ihm, einen vollständigen Sieg über die Söldner derselben zu erringen und gegen zweitausend Bürger gefangen zu nehmen.

Mit unritterlicher, furchtbarer Grausamkeit ließ der Bischof am folgenden Tage die Mehrzahl der Gefangenen durch wilde Pferde nach einem freien Platze auf dem Felde schleifen, dort ließ er sie theils rädern, theils enthaupten! Die, seiner Ansicht nach, schuldigsten Bürger, diejenigen,

welche an König Wenzel geschrieben hatten, wurden durch vier Pferde auseinander gerissen, geviertheilt! Ueber die Thore und Mauern ließ er die Köpfe und Gliedmaßen der Ermordeten aufstecken, um der Stadt zu beweisen, daß sein Wille der allein gültige in Würzburg sei!

Alle Klagen der unglücklichen Bürger waren vergeblich. Obgleich sie lediglich dem Befehle des Königs gefolgt waren, mußten sie dennoch die Strafe ruhig hinnehmen, denn Wenzel wollte und konnte ihnen keinen Schutz gewähren.

Der König betrachtete sein Verhältniß zu Deutschland ganz in eben derselben Weise, wie das Luxemburger Haus seit dem Tode Karls IV. die Mark Brandenburg betrachtet hatte; die deutsche Kaiserkrone war ihm nichts Anderes, als ein Mittel, soviel Geld als möglich zu erpressen, welches er in seinen wüsten Gelagen vergeuden konnte. Wo es ihm möglich war, Geld zu erhalten, da verschleuderte er gern die Rechte Deutschlands; so verkaufte er für 100,000 Goldgulden dem Johann Galeazzo Visconti den Titel eines Herzogs von Mailand, ohne die Churfürsten zu fragen, und stellte ihn mit den gebornen Reichsfürsten dadurch gleich.

Solche Zustände waren nicht länger zu ertragen, ein Theil der deutschen Churfürsten vereinigte sich, um eine Aenderung im Regimente zu erzielen.

Im Jahre 1400 traten vier von den sieben deutschen Churfürsten zusammen, decretirten die Absetzung Wenzels, der in jeder Beziehung sich der deutschen Kaiserkrone unwürdig gemacht hatte, und erwählten auf dem Königsstuhl zu Rense Ruprecht von Wittelsbach, den Churfürsten

von der Pfalz und Pfalzgrafen am Rhein, zum römischen Könige.

Wenzel schäumte vor Wuth, als er die Nachricht seiner Absetzung erhielt. Die deutsche Königswürde, welche für ihn fast werthlos gewesen war, gewann plötzlich, da sie ihm entrissen werden sollte, einen neuen Schimmer, einen neuen Werth. Er wendete sich an die Churfürsten und an auswärtige Herrscher um Beistand, aber vergeblich. Niemand wollte dem schwachen und grausamen Könige zu seinem Rechte verhelfen.

Die Fürsten des Luxemburger Hauses, Jobst von Mähren, Wenzels Vetter, und Siegismund, sein Bruder, hätten sich durch das Familieninteresse des gemeinschaftlichen Stammes veranlaßt fühlen sollen, dem entthronten Könige zu Hilfe zu kommen, aber auch sie waren kleinlich selbstsüchtig, sie wollten diese Gelegenheit benutzen, um ihre eigne Macht zu vergrößern. Sie sagten dem Könige ihre Hilfe zu, aber sie knüpften an dieselbe Bedingungen, auf welche Wenzel unter keiner Bedingung eingehen konnte, denn er hätte den größten Theil seiner Hausmacht verloren, um die zweifelhafte deutsche Königskrone sich zu erhalten.

Die Unterhandlungen zerschlugen sich, Wenzel ergab sich endlich in sein Schicksal und erklärte sich bereit, auf die römische Königskrone zu verzichten, unter der Bedingung, daß ihm der Kaisertitel vorbehalten bliebe; auf diesen Titel aber hatte er noch gar kein Recht, da er noch nicht nach Rom gezogen war, um sich daselbst zum Kaiser krönen zu lassen.

Ruprecht konnte auf einen solchen Vorschlag nicht ein-

gehen, denn auch ihm schien grade die päbstliche Weihe zum Kaiser von ganz besonderer Bedeutung! — Auch diese Unterhandlungen zerschlugen sich, aber Ruprecht fand bei Wenzel keinen weiteren Widerstand. Wenn derselbe auch noch immer sein Recht als deutscher König behauptete, so that er doch nichts, um seinem Gegner ernstlich die Krone streitig zu machen, er war bereits zu sehr in Trägheit und Trunkenheit versunken, um sich zu irgend einem thatkräftigen Handeln aufschwingen zu können! —

König Ruprecht war ein thätiger, tüchtiger Mann, beseelt von dem besten Willen. Er trat die Regierung Deutschlands mit der Absicht an, Ordnung in die Verwirrung zu bringen, endlich wieder ein gesetzliches Regiment zu begründen; aber seine guten Absichten waren von keinem Erfolge gekrönt.

Wenzels entsetzliche Regierung hatte einen so wüsten Zustand der Anarchie im deutschen Reiche hervorgerufen, daß nur ein Fürst, der über eine ausnehmend kräftige Hausmacht zu gebieten hatte, im Stande gewesen wäre, Ordnung in dies Chaos zu bringen. Leider fehlte König Ruprecht diese Hausmacht. Ueberall im deutschen Reiche, wohin er sich auch wenden mochte, stieß er auf Widerspruch. So verweigerte ihm zum Beispiel die Stadt Frankfurt den Einzug, weil sie erklärte, sie könne nicht entscheiden, ob Ruprecht oder Wenzel der rechte deutsche König sei, und nur als solchen wolle sie ihn einziehen lassen.

Ebenso erging es dem Könige bei den deutschen Reichsfürsten, selbst bei denen, die ihn erwählt hatten.

Er beabsichtigte nach Rom zu ziehen, um sich dort zum

Kaiser krönen zu lassen, indem er hoffte, hierdurch an Ansehn zu gewinnen; aber auch dieser Zug mißlang ihm, denn Galeazzo Visconti von Mailand, welcher ein treuer Anhänger Wenzels geblieben war, trat ihm als Feind gegenüber und schlug das von Ruprecht geführte deutsche Heer bei Brescia am Gardasee; Ruprecht mußte nach Deutschland zurückkehren. —

Es würde zu weit führen, wollten wir die Anstrengungen Ruprechts, sich Ansehen in Deutschland zu erwerben, ferner beschreiben. Trotz des besten und redlichsten Willens vermochte der König nichts zu erlangen, in keiner Weise Ordnung in die deutschen Angelegenheiten zu bringen. Er starb im Jahre 1410, die Königskrone war eine Dornenkrone für ihn gewesen! —

Jetzt war Wenzel wieder alleiniger König, denn seine Absetzung war ja in den Augen einer großen Parthei eine ungerechtfertigte, sogar eine ungesetzliche gewesen. Dieselben Gründe, welche früher die Churfürsten bestimmt hatten, Wenzel die Krone zu nehmen, bestanden indessen noch fort. Eine Ordnung der Verhältnisse im deutschen Reiche schien unter seiner Regierung ganz unmöglich, und daher eine Neuwahl durchaus nothwendig, aber diese hatte große Schwierigkeit, denn die sieben Churfürsten waren durchaus uneinig unter sich, wen sie erwählen sollten; sie einigten sich endlich dahin, daß der Erwählte dem Luxemburger Hause angehören solle. In diesem Fürstenhause gab es nur zwei Männer, deren Wahl überhaupt möglich war, Siegismund von Ungarn und Jobst von Mähren.

Friedrich, Burggraf von Nürnberg, der treue Freund Siegismunds, bot allen seinen Einfluß auf, um die Krone

für diesen zu erwerben. Es gelang ihm in der That zu bewirken, daß am 20. September Siegismund von drei Churfürsten gewählt wurde, vom Churfürsten von Trier, dem von der Pfalz und dem von Brandenburg. Siegismund gab sich durch Vertretung seine eigene Stimme, denn wie der Leser sich erinnern wird, war Siegismund selbst Churfürst von Brandenburg.

Eine solche Wahl durch drei Stimmen von sieben hatte natürlich an und für sich gar keine Gültigkeit. Die übrigen Churfürsten traten deshalb ebenfalls zusammen, und wählten am 30. September den Markgrafen Jobst von Mähren zum römischen Könige, wobei dieser behauptete, daß er durch die ihm pfandweise übertragene Mark Brandenburg Churfürst derselben sei und daher die brandenburger Stimmen in Anspruch nehmen könne. —

So gab es denn jetzt drei römische Könige in Deutschland, welche alle Anwartschaft an den deutschen Kaisertitel hatten; jeder behauptete, der rechte und einzig gesetzmäßige zu sein, und die Verwirrung im deutschen Reiche drohte daher eine wahrhaft unauflösliche zu werden.

Zum Glück starb der alte, sehr betagte Jobst von Mähren schon nach kurzer Zeit am 16. Januar des Jahres 1411, und es blieb nur noch zwischen Wenzel und Siegismund die Kaiserkrone streitig.

Siegismund unterzog sich, um den Frieden herzustellen, einer abermaligen Wahl; auch bei dieser war wiederum Friedrich von Nürnberg sein treuster Freund und Bundesgenosse.

Dem Ansehen dieses Fürsten, seinen Bemühungen verdankte es der König, daß er am 21. Juli 1411 ein-

stimmig gewählt wurde. Auch Wenzel beruhigte sich und gab seine Zustimmung mit dem Vorbehalt, daß ihm der Kaisertitel bleibe und daß Siegismund sich mit dem eines römischen Königs begnüge.

Siegismund ging vorläufig auf diese Bedingung ein, um nur zuerst seine Wahl gesichert zu sehen, für die Zukunft kehrte er sich an Wenzels Wunsch aber um so weniger, als dieser, wie wir bereits sagten, gar nicht zum Kaiser gekrönt war, und also auch kein Anrecht auf den Kaisertitel hatte.

Capitel 7.

Drei Päbste.

Während in den politischen Verhältnissen Deutschlands eine so entsetzliche Unordnung herrschte, wie wir sie im letzten Capitel mitgetheilt haben, waren auch die kirchlichen Verhältnisse nicht weniger zerrüttet.

Die heilige römische Kirche, deren Gewalt durch ihre innere Einigkeit, ihre systematische Gliederung, eine so ungeheure in Europa geworden war, verlor von derselben mit jedem Tage, eben weil diese Einigkeit plötzlich zertrümmert worden war.

Durch den gezwungenen Aufenthalt des Pabstes in Avignon war der französische Einfluß auf denselben ein außerordentlich großer geworden. Der Pabst war gewissermaßen in Gefangenschaft, er mußte sich in den meisten Fällen dem Willen des französischen Herrschers fügen, und dadurch hatte dieser auf die Geistlichkeit in ganz Europa einen Einfluß gewonnen, der allgemein sehr unangenehm fühlbar war.

Die römischen Cardinäle hatten aus diesem Grunde schon seit langer Zeit die Forderung ausgesprochen, daß der Pabst nach Rom zurückkehre; nur wenn derselbe in seinem alten Stammsitze residirte, war er vollkommen frei, und vermochte das päbstliche Regiment mit derjenigen Kraft zu führen, welche nothwendig war, um der Kirche die frühere weltliche und geistliche Uebermacht über die sämmtlichen Fürsten wieder zu erringen.

Das Jahr 1378, in welchem Kaiser Karl IV. starb,

war auch für die geistliche Oberherrschaft ein entscheidendes, trauriges. — Pabst Gregor IX. starb ebenfalls in diesem Jahre. Sofort nach seinem Tode wählten die römischen Cardinäle den Pabst Urban XVI., die französischen aber behaupteten, die Wahl wäre nicht zu Recht erfolgt und wählten als Gegenpabst in Avignon Klemens VII.

So standen denn zwei Päbste an der Spitze der Geistlichkeit, beide behaupteten zu Recht gewählt zu sein, beide erklärten sich für unfehlbar, bekämpften und verketzerten sich untereinander.

Der Pabst zu Avignon und der Pabst zu Rom erließen Rundschreiben an die gesammte deutsche Geistlichkeit, und forderten sie auf, treu der Kirche anzuhängen, der Kirche, die sich im Pabste concentrire. Sie schleuderten einer den Bannstrahl gegen den andern, jeder verfluchte diejenigen, welche dem Gegenpabste anhingen!

Das Ansehen des Pabstthums mußte unter solchen Verhältnissen leiden, denn die Geistlichkeit und das gesammte Volk schied sich in zwei große Parteien, jede einem anderen Pabste anhängend, jede behauptend, daß der ihrige der allein zu Recht gewählte wäre.

Die ungeheure Kraft, welche der katholische Klerus durch seine fest gegliederte Einigkeit gehabt hatte, mußte durch die Uneinigkeit, welche jetzt in demselben einriß, zu Grunde gehn. Mit jedem Jahre wurde diese Uneinigkeit eine größere; auch als die feindlichen Päbste starben, wurde sie nicht gehoben, denn an der Verstorbenen Stelle wählten die betreffenden Cardinäle sofort wieder in Rom und in Avignon Nachfolger auf den Thron, und so führten zwei Päbste fortan in Europa dauernd das geistliche Regiment.

Schon seit Jahren hatte übrigens die katholische Geistlichkeit bei den Laien sehr an Ansehen verloren, denn eine allgemeine Desorganisation und Demoralisation war unter derselben eingerissen.

Die hohen Würdenträger der Kirche, die Erzbischöfe und Bischöfe, waren regierende Herren. — Wie die übrigen Fürsten Deutschlands zeichneten auch sie sich durch Länder- und Beutegier aus. Ihre Höfe unterschieden sich durch nichts von denen der weltlichen Fürsten, sie waren ebenso vergnügungssüchtig, ebenso sittenlos, als diese.

Nur Wenige, sehr Wenige der hohen kirchlichen Würdenträger waren für ihr geistliches Amt geeignet. Es konnte dies auch in der That nicht anders sein, denn in Rom wurde ein vollständiger Handel mit Bisthümern getrieben. Wer am meisten zahlte, der konnte sicher sein, vom Pabste bestätigt zu werden. So standen denn an der Spitze der Erzbisthümer und Bisthümer Männer, welche ganz ungeeignet waren die Ehrfurcht vor der Kirche im Volke zu erzeugen.

Wir haben im Laufe unserer Erzählung schon gezeigt, mit welcher ungeistlichen Grausamkeit grade die hohen kirchlichen Würdenträger in den Kriegen sich benahmen, und erinnern hier nur an die im vorigen Capitel mitgetheilten Grausamkeiten des Bischofs von Würzburg und an die Fehdezüge des Erzbischofs von Magdeburg in den Marken.

Die Bischöfe ergriffen jede Gelegenheit, um Geld zu erwerben, ihr Schatz mußte vor allen Dingen gefüllt werden, ob auch das Ansehn der Kirche dabei vernichtet

würde! Eine schamlose Ablaß-Krämerei wurde in Deutschland, ja in ganz Europa getrieben. Sündenspäher waren angestellt, geheime Spione, welche in die Häuser der Reichen eindrangen und jede kleine Verletzung der kirchlichen Gebote ausspähten und anzeigten, damit durch dieselben große Sühngelder erpreßt werden konnten.

Die niedern Geistlichen folgten den Beispielen ihrer Vorgesetzten, sie waren nicht weniger demoralisirt als diese, jedes Verbrechen wurde scham- und straflos von ihnen begangen.

Die Diener der Kirche lebten im Cölibat, sie durften nicht heirathen, sie hatten das Gelübde der Keuschheit abgelegt; trotzdem aber lebten sie ganz öffentlich mit feilen Dirnen zusammen; fast jeder katholische Priester hatte seine Haushälterin, die Kinder derselben wurden in seinem Hause ohne alle Scheu vor der Oeffentlichkeit erzogen! Solche Sittenlosigkeit aber wurde von den Bischöfen gebilligt, denn diese legten eine eigne Steuer auf die Priesterkinder.

Die Klöster waren die Pflanzstätten des Verbrechens und der Zuchtlosigkeit; ganz besonders berüchtigt waren auch die Nonnenklöster, in diesen wurden von den jungen Adligen des Landes wüste Orgien und Gelage gefeiert, bei denen die Nonnen mitwirkten als die gemeinsten Buhlschwestern. Derselbe Geist der Sitten- und Zuchtlosigkeit wehte durch die ganze katholische Geistlichkeit.

Die Gerichtsstätten jener Zeit bewiesen häufig, daß die katholischen Priester bei Diebstählen und Raubthaten als Hehler oder Thäter betheiligt waren, aber die weltliche Obrigkeit durfte sie dafür nicht strafen! Mochte

der Geistliche eine Schandthat begangen haben, welche er wollte, er war dem weltlichen Richter nicht untergeordnet, nur der geistliche war berechtigt, über ihn zu urtheilen; die geistlichen Gerichtshöfe aber waren so bestechlich, daß eine Strafe nur denjenigen traf, welcher kein Geld hatte, um sich von derselben loszukaufen.

Recht und Gerechtigkeit war unter solchen Verhältnissen selten oder niemals gegen einen Priester zu erlangen! Wagte es ja einmal der weltliche Richter, einen geistlichen Missethäter zu vernehmen oder zu strafen, dann traf ihn sofort der Kirchenbann. — So hatte in der Stadt Ruppin seit vielen Jahren ein Dieb im Geheimen die Wohnungen der Bürger unsicher gemacht; selbst die Kirche war um ihre kostbarsten Kleinodien bestohlen worden; lange Zeit war es unmöglich gewesen, den Thäter zu erforschen, da gab ein Zufall den Nachweis, daß derselbe ein Geistlicher sei. Die Obrigkeit entschloß sich, eine Haussuchung vorzunehmen und bei derselben fanden sich viele große Kisten voll gestohlenen Gutes.

Das Volk war wüthend, es forderte augenblickliche Untersuchung und sofortige Strafe! Ein Gerichtshof wurde niedergesetzt, der Geistliche des Diebstahls und Kirchenraubes schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt! Man hängte ihn sofort nach abgehaltenem Gericht auf.

Diese That bekam aber den Bürgern von Ruppin sehr schlecht, denn die ganze hohe Geistlichkeit war durch diesen Uebergriff in ihr Recht aufs Aeußerste erbittert.

Vergeblich bewiesen die Ruppiner die Gerechtigkeit ihres Urtheils, vergeblich zeigten sie, daß der Gehängte selbst Kirchendiebstähle vollführt und die Heiligkeit seines

Amtes dadurch entweiht habe — alle ihre Einwendungen halfen ihnen nichts, die Stadt wurde in den Bann gethan, und es dauerte Jahre und wieder Jahre, ehe sie denselben durch große Opfer lösen konnte.

Durch solche Verhältnisse war längst eine allgemeine furchtbare Zerrüttung in die Kirche gekommen, durch den Zwiespalt zwischen den beiden Päbsten wurde dieselbe noch größer und unheilbarer.

Die hohen Würdenträger der Kirche sahen ein, daß ein solcher Zustand nicht von Dauer sein könne, wenn man nicht fürchten wollte, das Ansehen der Kirche werde gänzlich zu Grunde gehen. Eine Aenderung war durchaus nothwendig, die Gewalt der Kirche mußte wieder eine einheitliche werden; sie entschlossen sich deshalb im Jahre 1410 auf einem Concil zu Pisa, beide Päbste abzusetzen und wählten Alexander V. zum alleinigen Pabst der Christenheit. Durch diese Neuwahl wurde aber nichts gebessert, im Gegentheil, der Zustand nur verschlimmert; denn jeder der abgesetzten Päbste behauptete, das Concil habe nicht zu Recht bestanden, seine Absetzung sei nicht rechtskräftig, er sei und bleibe der einzige wahre Pabst.

Alexander V. proklamirte auf Grund seiner Wahl vom Concil die Ungesetzmäßigkeit jeder Handlung, welche von den andern beiden Päbsten ausgehen würde. So hatte man denn jetzt drei Päbste! Auch änderte sich dieser Zustand nicht, als Alexander V. starb, denn an seine Stelle wurde sofort ein neuer Pabst in der Person Balthasars von Cossa gewählt, welcher das päbstliche Regiment unter dem Namen Johann XXIII. antrat.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes giebt uns ein lebendiges Bild von dem Charakter jener Zeit, sie zeigt uns, welche Moralprincipien das so vielfach gepriesene herrliche Mittelalter beseelten; wir wollen sie deshalb mit wenigen Worten dem Leser mittheilen. —

Balthasar war in seiner Jugend Seeräuber gewesen und hatte sich in seiner Laufbahn durch wilde Grausamkeit, durch unersättliche Beutegier ausgezeichnet. Durch welche Zufälligkeiten er Kammerherr des Pabstes Bonifaz IX. wurde, weiß man nicht.

Auch in dieser Stellung blieb er allen Lastern des Seeräubers treu, er versöhnte mit denselben durch keine gute Eigenschaft, wohl aber wußte er die Gunst des Pabstes sich im reichsten Maaße durch Klugheit und Gewissenlosigkeit zu erwerben. Er stand an der Spitze des ganzen Ablaß-Wesens und ihm gelang es durch dasselbe, kolossale Geldsummen für den Pabst zu erwerben, wobei er aber natürlich auch an sich selbst genügend dachte.

Mit den unterschlagenen Schätzen kaufte er sich den Cardinalshut; der Pabst beauftragte ihn mit der Eroberung Bologna's, durch Bestechung wußte er die Stadt zu nehmen, anstatt dieselbe aber seinem Herrn, dem Pabst, zu überliefern, behielt er sie selbst und führte nun als unumschränkter Tyrann die Regierung in Bologna.

Das Regiment Balthasar Cossa's zeichnete sich sogar vor dem Wenzels von Böhmen durch Scheußlichkeiten aller Art aus. Wenn Wenzel in seiner Trunkenheit grausam und unmenschlich war, so war es Balthasar Cossa in vollkommen nüchternem Zustande; mit einem wahrhaft teuflischen Genie verstand er es, aus der unglücklichen, ihm

untergebenen Stadt Geldsummen zu erzielen, welche fast fabelhaft klingen. Er legte Steuern auf jedes zum Leben nothwendige Bedürfniß, er verstand es, durch Furcht den Reichen ihre Schätze abzupressen, wo es ihm nicht gelang, da ließ er diejenigen, welche er im Verdacht bedeutenden Geldes hatte, ohne Weiteres köpfen und erklärte sich zu ihrem Erben. Er selbst richtete in der Stadt öffentliche Freudenhäuser ein und bezog von den Dirnen bestimmte Abgaben aus ihren Verdiensten. Im wörtlichsten Sinne kann behauptet werden: es giebt kein Verbrechen, welches Balthasar Cossa nicht selbst begangen habe, oder welches unter seiner Autorisation und seinem Schutze von seinen Anhängern nicht begangen worden wäre! —

Einen solchen Mann wählten die Cardinäle zum Pabste, dieser sollte fortan das Oberhaupt der gesammten Christenheit sein; er hatte die Gewalt, zu binden und zu lösen, er war unfehlbar, der Vertreter Gottes auf Erden!

Daß eine solche, von der obersten Spitze des Klerus, von dem Pabste an bis zu dem niedrigsten Priester herabgehende Demoralisation der Geistlichkeit in ganz Europa, die Gebildeten aller Nationen zu der Ueberzeugung zwingen mußte, es sei eine Reformation des bestehenden Unwesens nöthig, ist wohl natürlich.

In Deutschland erhoben sich für eine solche Reformation schon früh einzelne Stimmen. Religiöse Fanatiker zogen im Lande umher und predigten in Dörfern und Städten gegen die Laster der Priesterschaft und das Unwesen der Kirche, nicht ohne geistigen Erfolg, denn alle Stände des Landes waren einstimmig darüber, daß eine

Aenderung eintreten müsse. Man nannte diese umherwandernden Prediger in der Wüste Begghardе. Wohin sie kamen, wurden sie mit Aufmerksamkeit angehört, aber ihr Wirken war ein zu ungeregeltes, um eine durchgreifende Wirkung auszuüben. Die gesammte Geistlichkeit, wie sehr sie auch sonst in sich zerfallen und uneinig war, stemmte sich gegen diese Leute, sie wurden aufgegriffen, vor geistliche Gerichtshöfe gestellt und als Ketzer zum Flammentode verurtheilt; in allen größeren Städten Deutschlands wurden dergleichen blutige Opfer dem Bestande des Priesterunwesens gebracht. *)

Ein consequentes Streben nach gründlicher Verbesserung der Kirche zeigte sich zuerst in Böhmen.

Unter Karls IV. glücklicher und segensreicher Regierung war Böhmen, wie schon gesagt, zu Ende des 14. Jahrhunderts das in der Bildung am weitesten vorgeschrittene Land Europa's geworden.

Die Prager Universität war zu einer Macht und Bedeutung emporgeblüht, von welcher wir selbst heute kaum einen Begriff haben; nach den Angaben der meisten Schriftsteller jener Zeit lebten in Prag im Anfange des 15. Jahrhunderts über 30 Tausend Studenten; die Lehrstühle waren besetzt mit nicht weniger als 200 Doctoren und Magistern und über 500 Baccalaren; alle Wissenschaften, welche jene Zeit kannte, wurden in Prag von den Kathedern gelehrt und der Geist der Lehrer war ein

---

*) Wolfgang Menzel erzählt in seiner deutschen Geschichte, daß in Augsburg allein in wenigen Jahren über 200 Ketzer zur Ehre Gottes verbrannt worden seien.

so freier und wissenschaftlicher, wie an keiner anderen Universität der Welt.

Die Prager Universität hatte Böhmen zum Centrum der Bildung des größten Theils von Europa gemacht. Es konnte nicht fehlen, daß in einem solchen Mittelpunkt der Wissenschaft und freien Forschung sich schon frühzeitig Stimmen gegen die um sich greifende Verderbniß der Kirche erhoben.

Conrad Waldhäuser, der Prager Domherr Milic von Kremsier, Matthias von Janow und andere hatten bereits gegen die Demoralisation der Geistlichkeit gepredigt, ohne indessen eine gründliche Reformation der gesammten kirchlichen Verhältnisse zu fordern.

Die reformatorische Bewegung in der böhmischen Hauptstadt wurde eine weit schärfere und bedeutungsvollere unter der Regierung Wenzels. War früher ein entschiedenes Auftreten gegen die Geistlichkeit immerhin gefahrvoll gewesen, so wurde es durch den Streit des Königs mit dem Erzbischof von Prag und dem Haß, welchen derselbe gegen die Geistlichkeit zeigte, jetzt gefahrlos. Die Keime der Reformation waren durch diese, an und für sich so verdammlichen Streitigkeiten in Böhmen kräftig gefördert und zur Blüthe getrieben worden.

Ein Zufall trug dazu bei, daß die vereinzelten Bestrebungen derjenigen, welche eine Aenderung im Kirchenwesen wollten, sich vereinigten und einen festen Grund und Boden gewannen.

König Wenzels liebenswürdige Schwester Anna war an den König von England verheirathet, sie hing mit großer Liebe an ihrem Bruder, stand mit demselben in

steter Verbindung und dadurch hatte sich zwischen England und Böhmen ein reger Verkehr gebildet. Die Schriften des großen englischen Reformators Wiklef kamen nach Böhmen und wurden hier mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen.

Besonders zeichnete sich ein Mann an der Prager Universität durch die kräftige Verbreitung der Wiklefschen Lehren aus, der Magister Johannes Huß.

Capitel 8.

Huß.

Huß, von Eltern niederen Standes in dem Marktflecken Hussinecz geboren, hatte durch sein reines Leben, seinen trefflichen Charakter, seine edle Begeisterung, schon frühzeitig einen gewaltigen Einfluß an der Prager Universität gewonnen. Mit tiefem Ernste, ungemessener Kühnheit, unbeugsamer Redlichkeit hatte er das Banner der Reformation ergriffen. Er lehrte die Wikleffschen Schriften in ihrer vollen Reinheit unter dem außerordentlichsten Zuflusse des Volkes! In seiner Thätigkeit unterstützte ihn ein treuer Freund, ein adliger Magister, Hieronymus von Prag.

Die Predigten, welche Johannes Huß in der Bethlehems-Kirche in Prag hielt, wurden von Tausenden und Abertausenden besucht, seine Beliebtheit im Volke wuchs mit jedem Tage mehr und mehr; bald aber gewann Huß auch auf die Geistlichkeit und die Behörden einen gewaltigen Einfluß, da die Gemahlin Wenzels, die sanfte und fromme Königin Sophie, ihn zu ihrem Beichtvater machte.

Der König selbst sah dem Wirken des kühnen Reformators zu, ohne ihn zu fördern, aber auch ohne ihm entgegenzutreten; theils war Wenzel zu indolent, um sich überhaupt um die reformatorischen Bestrebungen zu kümmern, theils aber auch freute er sich über dieselben, denn er haßte die stolze Geistlichkeit.

Huß hatte zu jener Zeit einen bedeutenden Einfluß sogar auf den Erzbischof von Prag, welcher ebenfalls der

Ansicht war, daß eine Verbesserung der Kirche stattfinden müsse. Als Huß sich in mehreren Predigten über den Mißbrauch bitter beklagt hatte, der mit den angeblichen Wundern getrieben werde, als er das heilige Blut von Wilsnack erwähnt und laut ausgesprochen hatte, daß dort unter dem Schutze der Kirche der Aberglaube befördert werde, daß die Geistlichkeit, um Geld zu erpressen, schamlose Betrügereien verübe, da ernannte der Erzbischof eine Untersuchungscommission von drei Mitgliedern, zu denen Huß gehörte, und als die Commission zu dem Resultat kam und dasselbe öffentlich aussprach, daß alle die angeblichen Wunder des heiligen Blutes nichts als grobe Täuschung, Lug und Trug seien, da verbot der Erzbischof die Wallfahrt nach Wilsnack bei Strafe der Excommunication.

Die Einigkeit zwischen den höchsten Würdenträgern der böhmischen Kirche und dem kühnen Reformator sollte indessen nicht von langer Dauer sein.

Huß sprach sich zu entschieden im Geiste der Wikleffschen Schriften für eine vollkommene Reformation aus, als daß der Erzbischof nicht für die Rechte und den Bestand der Kirche hätte fürchten müssen. Bald, schon im Jahre 1408, kam es daher zum entschiedenen geistigen Kriege zwischen dem Erzbischof und Johann Huß, als der erstere die Auslieferung sämmtlicher Wikleffschen Schriften an die Geistlichkeit verlangte, um dieselben zu prüfen, ob sie nicht ketzerische Lehren enthielten.

Huß vertheidigte mit warmer Rede in seinen Predigten die Schriften Wiklefs gegen die Angriffe, welche die Geistlichkeit wider dieselben erhoben hatte. Der Streit zwischen ihm und dem Erzbischof entspann sich daher

immer heftiger und gehässiger, so daß der letztere sich endlich bewogen sah, Huß das Predigen zu verbieten. Das Verbot hatte indessen gar keinen Erfolg, denn Johannes Huß fuhr nach wie vor fort zu dem in Massen ihm zuströmenden Volke zu sprechen, indem er ausrief: „Ein höheres Gebot, als das des Erzbischofs, das Gebot Gottes, befiehlt mir, das lautere, wahre Wort des Herrn dem Volke zu lehren!" Er fuhr deshalb fort zu predigen, ohne sich an die Befehle des hohen geistlichen Würdenträgers irgendwie zu kehren.

Die Universität Prag nahm an dem Streit zwischen dem kühnen Reformator und dem Erzbischof bald einen regen Antheil. Huß hatte in seinen Predigten sich hauptsächlich an die böhmische Nation gewendet, sein Streben war es gewesen, auf das Volk zu wirken; er war selbst ein glühender, eifriger Böhme, und er hatte deshalb überall Partei für die Böhmen gegen das deutsche Element ergriffen, welches auf der Universität Prag von Jahr zu Jahr immer mächtiger geworden war.

Bei dem ungeheuren Zufluß, welchen die Universität zwar aus allen Ländern Europa's, ganz besonders aber aus Deutschland gehabt hatte, war unter den Studirenden bald das deutsche Element ein weit überwiegendes geworden. Die inneren Angelegenheiten der Universität wurden durch die vier auf derselben studirenden Landsmannschaften, die Böhmen, die Baiern, die Sachsen und die Polen regiert. Jede dieser Landsmannschaften hatte bei den Wahlen und bei Vergebung von Stellen und Präbenden eine Stimme. In dem Kampfe des Erzbischofs mit Johannes Huß hatten sich drei Landsmannschaften gegen Huß entschieden, und

nur die eine böhmische hing mit glühender Begeisterung an dem Reformator.

Schon hierdurch waren unter den Studirenden sowohl, als unter den Lehrern arge Zwistigkeiten eingerissen, dieselben wurden noch vergrößert, als König Wenzel entschieden die Partei von Huß nahm.

Wenzel lag ohnehin schon lange mit der Universität in Streit wegen der Anerkennung des Pabstes; er gab deshalb gern den Bitten der böhmischen Landsmannschaften nach und bestimmte, daß künftighin bei allen inneren Angelegenheiten die Böhmen drei Stimmen, die Fremden zusammengenommen nur eine Stimme haben sollten.

Dieser Befehl Wenzels hatte eine große Aufregung unter den Studirenden zur Folge. Lehrer und Studenten, soweit sie den fremden Landsmannschaften angehörten, beschlossen einmüthig, sich der Königlichen Ordre nicht zu fügen, sondern lieber die Universität zu verlassen. Als der König nun seinem einmal gegebenen Worte treu blieb, da zogen zu vielen Tausenden die Studenten von Prag aus, nur die Böhmen und sehr wenige Ausländer blieben daselbst zurück.

Die Deutschen wendeten sich zum Theil nach Ingolstadt und vergrößerten die dort schon bestehende Academie, ein andrer Theil zog mit seinen Lehrern nach Leipzig und gründete dort eine neue Universität. Die polnischen Studenten ließen sich in Krakau nieder.

Von jener Zeit an hat die Universität Prag den früher so außerordentlichen Glanz verloren und das deutsche Universitätsleben begann in Leipzig emporzublühen.

Der Erzbischof, welcher erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, allein mit eigner Kraft die reformatorischen Lehren des Johannes Huß zu unterdrücken, wendete sich an den Pabst und bat diesen um Hilfe; auf päbstlichen Befehl erneuerte er dann den Prozeß gegen die Bücher Wiklefs, er bedrohte durch ein öffentliches Edict alle diejenigen mit dem Kirchenbann, welche ihm nicht binnen einer bestimmten Zeit die Wiklefschen Schriften, in deren Besitz sie sich befänden, ausliefern würden.

Dieser Befehl brachte eine große Aufregung unter den Studirenden sowohl als unter allen den Leuten hervor, welche im Besitz Wiklefscher Bücher sich befanden; aber er wurde von den meisten befolgt, Huß selbst ging mit einem guten Beispiele voran. Er übergab die ihm gehörigen Wiklefschen Schriften dem Erzbischof mit der Bitte, daß er sie prüfen und die Irrthümer angeben möge, die er darin finden könne! Wäre wirklich in den Wiklefschen Lehren Falsches enthalten, so sei Johannes Huß vor allen Anderen bereit, mit aller Kraft dieselben zu bekämpfen und das Volk zu warnen!

Mehr als 200 Bände, zum Theil die schönsten und prachtvollsten Exemplare, wurden dem Erzbischofe ausgeliefert, eine Untersuchungscommission wurde ernannt und, wie zu erwarten stand, fällte dieselbe das Urtheil, es seien ketzerische Lehren in den Schriften enthalten!

In Folge dessen gab der Erzbischof den Befehl, die Bücher zu verbrennen. Die schon auf der Universität herrschende Aufregung wurde durch ein solches Verfahren noch außerordentlich vergrößert.

Die Studirenden wendeten sich an König Wenzel und

baten ihn die Ausführung des Verbrennungsbefehls zu verhindern, da sie durch denselben schwer in ihrem Eigenthum verletzt würden. Wenzel nahm sich auch in der That dieser Bitte an, aber vergeblich, denn am 16. Juli 1410 versammelte der Erzbischof die gesammten Prälaten und einen großen Theil der Geistlichkeit von Prag in seinem Hause. Eine Masse von Bewaffneten umstellte das Gebäude. In Mitten des Hofes wurden die Schriften Wiklefs aufgeschichtet und, während die Geistlichen ein te deum laudamus sangen, angezündet.

Die herrlichen Werke gingen in Flammen auf! Zu gleicher Zeit ließ der Erzbischof von allen Thürmen Prags die Glocken läuten und verkündete damit dem Volke das geistliche Urtheil. Zwei Tage darauf sprach er über Johannes Huß und dessen Freunde den Kirchenbann aus und ließ denselben in allen Gotteshäusern feierlich verkündigen.

Der Erzbischof hatte einen höchst unklugen Schritt gethan, denn die allgemeine Aufregung im Volke wuchs in bedenklicher Weise. — Bücher waren damals Schätze, noch gab es keine Buchdruckereien, jedes Buch mußte abgeschrieben werden und war daher außerordentlich kostbar. Der Erzbischof hatte die Werke Wiklefs zur Durchsicht verlangt, nicht um dieselben zu verbrennen! Das Verbrennungsurtheil verletzte daher sowohl das religiöse Gefühl der Bücherbesitzer, als auch deren Eigenthumsrecht.

Die Studenten fühlten sich auf das Höchste beleidigt. — Die Predigten, welche Huß gegen den Erzbischof und

dessen unklugen Schritt hielt, fanden überall eine bedeutungsvolle Anerkennung.

Spottgedichte gegen den Erzbischof wurden in Prag verbreitet und von dem Volke auf allen Straßen gesungen. Man nannte ihn einen ABC-Schüler, der Bücher verbrenne, welche er nicht gelesen habe. — Ebenso machte auch der gegen Huß geschleuderte Kirchenbann im Volke viel böses Blut, da Huß allgemein beliebt und verehrt war.

Zwischen der bischöflichen Partei, welche man damals allgemein die deutsche nannte, und den Anhängern des Johannes Huß, die Böhmen genannt, kam es in den Straßen von Prag zu wilden Schlägereien; der Erzbischof selbst, welcher, umgeben von etwa 40 Geistlichen, in der Kirche den Bannspruch feierlich erneuern wollte, wurde durch offnen Aufruhr gezwungen, sich zurückzuziehen; ein andrer Prediger wurde von bewaffneten Männern überfallen und halb todt geprügelt. Ebenso wurden aber auch von den Anhängern des Bischofs die Hussiten bekämpft, und selbst Mordthaten, im religiösen Fanatismus begangen, gehörten nicht zu den Seltenheiten.

König Wenzel sah sich unter solchen Umständen genöthigt, einzuschreiten, aber er that es in höchst unkluger Weise; er bedrohte mit Todesstrafe jeden, der es wagen würde, ferner Spottlieder auf den Bischof zu dichten oder zu singen, auf der anderen Seite jedoch verurtheilte er den Erzbischof zum Ersatz für die verbrannten Bücher, und als derselbe sich dessen weigerte, gestattete er den Bücherbesitzern sich aus dem Eigenthum des Bischofs bezahlt zu machen. Eine solche Erlaubniß mußte naturgemäß zu neuen Conflicten Veranlassung geben.

Zwei böhmische Edelleute, denen man ebenfalls Bücher abgenommen und verbrannt hatte, überfielen die Kirchen, raubten die Geräthe und Kostbarkeiten derselben und hielten sich dadurch für ihren Verlust schadlos; dasselbe thaten auch andere Anhänger von Huß, an deren Spitze besonders auch der schon erwähnte Freund des Reformators, Hieronymus von Prag, stand; der lebhafte, unruhige Geist dieses Mannes trieb ihn oft zu ungerechtfertigten Gewaltthaten.

Pabst Alexander V. war inzwischen gestorben, und an seine Stelle, wie wir bereits mitgetheilt, Johann XXIII. gewählt. Der Erzbischof wendete sich klagend an diesen, und Johann forderte Huß auf, sich persönlich nach Rom zu begeben, um vor dem päbstlichen Hofe zu erscheinen und sich daselbst zu verantworten.

Wäre Huß der Ladung gefolgt, so war seine Verurtheilung und damit sein Todesurtheil unvermeidlich, deshalb drangen alle seine Freunde in ihn, der Vorladung keine Folge zu leisten. Auch die Königin Sophie, welche ihren geistlichen Lehrer innig liebte und verehrte, schloß sich diesen Bitten an, und Huß verweigerte aus diesem Grunde dem päbstlichen Befehle den Gehorsam. König Wenzel wurde durch die allgemein für Huß sich erhebende Stimme des Volkes veranlaßt, persönlich sich an den Pabst zu wenden und von diesem ein Verzichten auf die Verfolgung des Reformators zu verlangen.

Der Pabst leistete diesem Wunsche aber nicht Genüge; in Folge seiner Weigerung, nach Rom zu kommen, wurde Huß in allen Kirchen von Prag excommunicirt, und als trotzdem das Volk ihm anhing, als der König ihn ferner

beschützte, da sprach der Erzbischof das Interdict über die ganze Stadt Prag aus.

König Wenzel war wüthend über diesen Schritt, durch welchen er sich persönlich beleidigt fühlte; schonungslos ergriff er die härtesten Maßregeln gegen den Erzbischof und die ihm anhängende Geistlichkeit; er nahm die Schätze desselben in Beschlag und ließ sie nach Schloß Karlstein führen, er bedrohte die ganze bischöfliche Partei mit so nachdrücklicher Verfolgung, daß der Erzbischof endlich sich gezwungen sah, nachzugeben. Er demüthigte sich vor dem Könige und erbat den Frieden, für welchen auch Huß kräftig wirkte, indem er eine öffentliche Erklärung dahin abgab, er habe niemals gegen die römische Kirche handeln oder sich von derselben trennen wollen; er lehnte mehrere ihm unterschobene Glaubens- und Lehrsätze öffentlich ab, und befriedigte dadurch einigermaßen wieder die Geistlichkeit.

Durch den Tod des Erzbischofs und die Ernennung eines dem Könige ganz ergebenen Mannes, seines bisherigen Leibarztes Albik, zu der hohen Stelle, schien jetzt die Einigkeit gesichert sein, aber schon nach sehr kurzer Zeit sollte von Neuem der Streit sich entfalten, und zwar heftiger als zuvor.

Johann XXIII. lag im Kriege mit König Ladislaus von Neapel; um die Fehde nachdrücklicher führen zu können, verkündigte er einen Kreuzzug gegen den König, und verhieß allen denen vollkommenen Ablaß, welche persönlich an dem Kampfe theilnehmen oder denselben durch Beisteuern an Geldgaben begünstigen würden.

Auf öffentlichem Markte traten die Kreuz- und Ablaßprediger unter Trommelschlag auf und ermahnten das

Volk zu Beiträgen, sei es in Geld oder in Waaren! In den Kirchen wurden Kassen aufgestellt, um die eingehenden Gelder zu sammeln und überall predigten die Geistlichen zu Gunsten des Pabstes.

Einem solchen Unwesen konnte Johannes Huß nicht ruhig zusehn, laut verkündete er von den Kanzeln herab: der Ablaß sei eitel Lug und Trug; er zeigte sogar eine öffentliche Dissertation an, in welcher er gegen Jeden den Beweis antreten wolle, daß der Pabst kein Recht habe, Ablaß zu ertheilen. Trotz eines Verbots des Erzbischofs hielt Johannes Huß die Dissertation unter ungeheurem Zulaufe! Er wurde bei derselben unterstützt durch seinen Freund Hieronymus, der in einer wahrhaft glühenden Rede gegen die Mißbräuche des Pabstes kämpfte und von den begeisterten Zuhörern auf den Händen nach seiner Wohnung zurückgetragen wurde.

Die Aufregung in Prag war in Folge dieser Dissertation gefährlich geworden. Einer der glühendsten Anhänger des Johannes Huß, ein Adliger, Namens Wokfa von Waldstein, veranstaltete in Verbindung mit Hieronymus einen spöttischen Aufzug, der eine Parodie auf die Verbrennung der Wikleffschen Bücher bilden sollte.

Einer der Ablaßprediger wurde aufgefangen und zwischen zwei öffentliche Weiber auf einen Wagen gesetzt. Der Ablaßbrief wurde den bis zum Gürtel entblößten Frauen um den Hals gehängt, und unter jubelndem Zuruf, Gelächter, Gespött und Gekreisch der tobenden Volksmassen durchzog, von Tausenden und Abertausenden gefolgt, der Wagen die Straßen von Prag, während Lustigmacher in den drolligsten, das Pfaffenthum verspottenden Verkleidungen zu

beiden Seiten und vor dem Wagen ihre tollen Streiche trieben. Vor dem Pranger wurde Halt gemacht und dort die päbstliche Bulle verbrannt.

Die Aufregung unter den Volksmassen in Prag wuchs durch diese und ähnliche öffentliche Kundgebung mit jedem Tage mehr und mehr. Vergeblich verbot nun König Wenzel bei Todesstrafe jede fernere Widersetzlichkeit gegen die päbstliche Bulle. Schon am nächsten Sonntage, am 10. Juli 1412, wagten es drei junge Leute aus dem niederen Volke, in der Kirche öffentlich aufzutreten, den Prediger zu beschimpfen und auszurufen, der Ablaß sei nichts weiter als ein Betrug.

Die Ruhestörer wurden sofort verhaftet und nach dem Altstädter Rathhaus gebracht. Die Rathsherren waren zum größten Theil Deutsche und Feinde der Reformation. Sie bildeten sofort einen Gerichtshof und verurtheilten die Ruhestörer zum Tode. Um aber die Strafe möglichst abschreckend zu machen, luden sie die ganze Bevölkerung von Prag ein, der Hinrichtung beizuwohnen.

Mehr und mehr wuchs in Folge dieses Ereignisses die Wuth des Volkes und drohte zur offenen Revolution auszubrechen. Um einen Kampf zu vermeiden und um die Gemüther zu beschwichtigen, verfügte sich Huß an der Spitze von etwa tausend Studenten nach dem Rathhause und bat um Schonung für das Leben der jungen irregeleiteten Leute, indem er erklärte, er selbst sei der Urheber ihrer Verschuldung, denn er habe zuerst öffentlich ausgesprochen, daß der Ablaß Lug und Trug sei, er wolle deshalb auch für dies Verbrechen büßen, wenn es ein Verbrechen sei. —

Die Sturmglocken läuteten, auf allen Straßen sammelten sich die Volksmassen, sie bewaffneten sich und zogen dem Rathhause zu, da erkannten die stolzen Rathsherren, daß es nicht möglich sei, dem Sturm zu widerstehen, sie baten Huß, sich mit seinen Begleitern ruhig nach Hause zu verfügen, das Volk zur Ruhe, zum Auseinandergehen zu ermahnen, indem sie versprachen, den Verurtheilten Gnade zu gewähren. Kaum aber hatte das Volk sich verlaufen, da wurden die Gefangenen von einer großen Schaar Bewaffneter aus dem Rathhause nach der Gerichsstätte geführt; diese vermochte die bewaffnete Schaar indessen nicht zu erreichen, denn das Volk sammelte sich augenblicklich wieder, lawinenartig wuchs die Masse, umdrängte die Reiterschaar und wollte die Gefangenen befreien!

Drohend riefen die Büttel das Volk, aber vergeblich, mehr und mehr wuchs die Gefahr! Da entschloß sich der Anführer des Zuges die Gefangenen auf offner Straße, noch ehe er die Gerichtsstätte erreicht hatte, enthaupten zu lassen. — Es geschah!

Die Volksmassen waren noch nicht zahlreich genug, um der bewaffneten Uebermacht entgegen, die Gefangenen zu befreien. Eine Schaar von Studenten, geführt von einem Anhänger des Johannes Huß, eilte herbei, aber zu spät! Die Unglücklichen waren bereits getödtet, nur die Leichen konnten die Studenten in Empfang nehmen und nach der Bethlehemskirche tragen, wo Huß sie unter dem Gebet vieler, vieler Tausende begraben ließ.

Auf päbstlichen Befehl wurde nun über Huß der Kirchenbann in seiner furchtbarsten Gestalt ausgesprochen und in allen Kirchen von Prag verkündigt. Kein Katho-

lik sollte fortan mit dem Geächteten Umgang haben, in allen Kirchen sollte er, wenn er in seinem Ungehorsam verharre, verflucht werden, Niemand dürfe ihm Speise und Trank oder Obdach geben, kein Gottesdienst durfte abgehalten werden, wo er weilte, und sterbe er, dann werde ihm das Begräbniß verweigert! Auch einen weltlichen Bann schleuderte der Pabst gegen Huß; er befahl, ihn zu ergreifen und der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs auszuliefern, zugleich aber auch die Bethlehems-Capelle, in der er seine Irrlehren gepredigt habe, von Grund aus zu zerstören!

Die Rathsherren der Altstadt empfingen mit Freuden diesen Befehl, sie zogen gegen die Bethlehems-Capelle, in welcher Huß so eben predigte, in der Absicht, dem päbstlichen Befehle gemäß, die Capelle zu zerstören und den Prediger zu fangen; aber unverrichteter Dinge mußten sie zurückkehren, denn die gesammte, begeisterte Gemeinde stellte wie ein Mann sich ihnen gegenüber, bereit zum erbittertsten Kampfe, zum Schutze ihres Gotteshauses und ihres Seelsorgers!

Die Geistlichkeit führte das über Prag ausgesprochene Interdict mit vollster Energie aus, in allen Kirchen wurden die heiligen Sacramente dem Volke verweigert, der Gottesdienst hörte auf, das kirchliche Begräbniß der Gestorbenen wurde untersagt, so lange Huß in Prag bliebe.

Die allgemeine Aufregung nahm in Folge dieser Befehle einen immer unheimlicheren und düsteren Charakter an. König Wenzel wendete sich deshalb persönlich an Huß und bat diesen, Prag zu verlassen, indem er ver-

sprach, für die Aussöhnung und Besänftigung des Pabstes Sorge tragen zu wollen.

Huß kam dem Wunsche des Königs augenblicklich nach. Er begab sich unter dem Schutze eines seiner eifrigsten Anhänger, eines böhmischen Adligen, des Herrn von Austie, nach dem Schlosse desselben. Dort benutzte er die ihm gewordene ruhige Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, und in dieser Zurückgezogenheit sind viele seiner besten und tüchtigsten Werke entstanden; seine Wirksamkeit als Prediger hörte aber auch in der Verbannung nicht auf, denn von allen Gegenden des böhmischen Landes strömten Tausende dem Wohnsitze des kühnen Reformators zu, und oft mußte er unter freiem Himmel bei den Volksversammlungen vor der ungeheuren Masse predigen; auch nach den Märkten der benachbarten Städte wurde er geholt, um daselbst Reden zu halten. Immer weiter verbreiteten sich seine Lehren, immer tiefer wurde das böhmische Volk von denselben durchdrungen und grade die Verbannung des Reformators aus der großen Stadt trug außerordentlich viel dazu bei, daß über das ganze Land Böhmen mehr und mehr sich der Widerstand gegen die Irrlehren des Pabstthums verbreitete.

Während Johannes Huß in der Verbannung lebte, bereitete sich eine großartige Aenderung in den kirchlichen Zuständen durch die Bemühungen des Kaisers Siegismund vor.

Mit der Uebernahme der deutschen Krone hatte Siegismund die heilige Verpflichtung gefühlt, für Beilegung der, die ganze Christenheit erschütternden, päbstlichen Wir-

ren zu wirken. Auf seinem Zuge nach Italien war es ihm gelungen, in Lodi bei einer persönlichen Zusammenkunft den Pabst Johann XXIII. zu bewegen, daß er ein allgemeines großes Concil nach Kostnitz oder Constanz am Bodensee zusammenberiefe, auf welchem die Angelegenheiten der Kirche gründlich berathen werden sollten.

Das Concil sollte die Aufgabe haben, den Streit der drei Päbste auszugleichen, die päbstliche Gewalt dadurch zum Ansehen zu bringen, daß künftig wieder nur ein Pabst die Christenheit beherrsche; es sollte ferner eine Reformation der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche bewirken und endlich über die Lehren von Wiklef und Huß rechtsgültig entscheiden, ob dieselben ketzerisch oder berechtigt seien! —

Johann XXIII. war auf die Berufung eines solchen Concils nach langem Schwanken endlich eingegangen, weil er hoffte, sich als alleiniger Pabst zu halten. Er glaubte durch die große Masse der römischen Cardinäle und Prälaten, welche er dem Concile zuführen wollte, dort ein entscheidendes Uebergewicht über diejenigen Stimmen zu erhalten, welche etwa den anderen beiden Päbsten zufallen möchten, nur deshalb hatte er seine Zustimmung gegeben und zum 1. November 1414 die allgemeine große Kirchen-Versammlung nach Constanz berufen.

Siegismund wendete sich nun sofort persönlich an Johannes Huß und forderte diesen auf, sich ebenfalls in Constanz einzufinden; er bot ihm freies Geleit dahin an und versprach ihm seine Mitwirkung auf dem Concil, um den Streit des Reformators mit der Kirche zum glücklichen Ausgange zu führen.

Gern ging Huß, in der Ueberzeugung seines guten Rechts, auf den Wunsch des Kaisers ein. Er versprach nach Constanz zu kommen, und in Folge dieses Versprechens versöhnte er sich mit dem Erzbischof von Prag. Dieser stellte ihm auf das besondere Verlangen der böhmischen Stände sogar eine Bescheinigung dahin aus, daß Huß niemals eine falsche, von den Worten Christi abweichende Lehre vorgetragen habe.

Das ganze böhmische Volk begrüßte mit Jubel die Zusammenberufung des Concils. König Wenzel ernannte drei vornehme böhmische Herren zu Begleitern des Johannes Huß, er übergab dem Lieblinge der Böhmen Empfehlungsschreiben an die Häupter der Kirchenversammlung mit, und im glänzendsten Zuge, geehrt vom Könige und vom ganzen Volke trat Huß seine Reise nach Constanz an — diese Reise, von der er nicht zurückkehren sollte!

Beim Scheiden hatte Huß die vollkommene Ueberzeugung, daß sein Abschied von den Freunden und Anhängern ein Abschied auf immer sei! Er wußte sehr wohl, daß der Pabst und die hohe Geistlichkeit ihm niemals seine Wirksamkeit verzeihen konnte; er war überzeugt, daß er nicht zurückkehren, sondern den Verfolgungen seiner rachgierigen Gegner unterliegen werde! Ein Schreiben, welches er seinen Freunden in Böhmen hinterließ, beweist dies auf das Deutlichste, denn er ermahnte sie in den dringendsten, glühendsten Worten, treu der Wahrheit, die er ihnen gelehrt, zu bleiben, er selbst wolle mit dem fröhlichsten Muthe den Verfolgern entgegengehen, wolle selbst den schmachvollen Tod des Ketzers gern für die Wahrheit

erleiden, wie er sie gelehrt habe, denn nur leiblich, nicht geistig könne derjenige zu Grunde gehen, der an Gott glaube und an sein lauteres Wort! Mit Thränen und tiefer Trauer nahmen die Freunde Abschied von dem kühnen Vorkämpfer der Reformation — auch sie ahnten, daß sie ihn niemals wiedersehen sollten!

Capitel 9.

Der Ritter von Chlum.

Nach manchen dunklen unfreundlichen Regentagen hatte gegen Ende November des Jahres 1414 die Sonne wieder die schweren Wolken durchbrochen und strahlte ihr freundlichstes Licht nieder, für einige Tage einen kurzen Nachsommer für Deutschland und die Schweiz bringend.

Die warme Witterung wurde von den Bewohnern der Stadt Kostnitz oder Constanz am Bodensee mit um so größerer Freude begrüßt, als die ungeheure zum Concil versammelte Menschenmasse sich in den Häusern und Buden kaum zu bergen wußte.

Auf den Straßen der Stadt entwickelte sich nun das seltsamste lebendigste Treiben, ein Verkehr, wie er noch niemals da gewesen, wie ihn auch wohl weder Constanz noch irgend eine andere Stadt je wieder gesehn hat.

Pabst Johann XXIII. war am 28. October mit einer Begleitung von 18 Hundert Personen, zu denen allein eine Leibwache von 16 Hundert Mann gehörte, in Constanz eingezogen und hatte am 5. November das Concil daselbst eröffnet.

Tausende von Fremden aller Stände und aller Länder strömten zu Pferde und zu Wagen in langen Karavanen nach der Stadt des Concils. *)

---

*) Wenn wir die Menge der zur Zeit des Concils zu Constanz anwesenden Personen bedenken, können wir uns heut kaum mehr einen Begriff davon machen, wie es möglich war, eine solche Menschenmasse unterzubringen und zwar unterzubringen

Während des anhaltenden Regenwetters hatte Alles sich in die dumpfen engen Stuben zusammengedrängt, jetzt

---

für Jahre. — Die Stadt Constanz hatte allerdings damals eine weit größere Bedeutung und Ausdehnung als heut, aber trotzdem erscheinen die von allen Schriftstellern jener Zeit übereinstimmend angegeben Zahlen so kolossal, daß man kaum begreift, wo die Fremden alle Obdach finden konnten. Zur Zeit der höchsten Blüthe und des größten Zusammenflusses sollen in Constanz auf einmal mehr als hunderttausend Fremde gegenwärtig gewesen sein; es wurden daselbst gezählt: 5 Patriarchen, 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 83 Weihbischöfe, 37 Deputirte von Universitäten, 749 Doctoren der Theologie, der Rechte und der Arzneiwissenschaft, 1400 Magister der freien Künste, 39 Herzöge, 32 Fürsten, 131 Grafen, 1500 Ritter, außer den 62 Gesandschaften von Reichsfürsten und 83 Gesandschaften von Staaten, welche nicht zum deutschen Reiche gehörten, unter diesen auch die seltsamsten und abenteuerlichsten gar nicht existirender Staaten. — Viele Betrüger hatten die Gelegenheit benutzt, um sich als Gesandte irgend eines chimärischen Königs oder Kaisers mit einem großen Gefolge beim Concil einzuschmuggeln und daselbst Gaunergeschäfte zu machen. So gab es in Kostnitz Gesandte von 5 Kaisern aus der Tartarei „von da, wo man den Pfeffer herholt!" wie der älteste Historiograph des Kostnitzer Concils, Ulrich von Reichenthal, höchst naiverweise, ohne einen Zweifel an der Wahrheit zu hegen, ausspricht. Außer diesen zum Concile Abgeordneten und bei den Verhandlungen interessirten Standespersonen waren aus ganz Deutschland Fremde aus Neugier, um das bunte Leben zu schauen, zusammengeströmt. Die deutsche Industrie hatte natürlich eine solche Gelegenheit sofort ebenfalls ergriffen. Es wird uns erzählt, daß 67 Apotheker, 58 Goldwechsler, 1400 Handwerker jeder Art, 1700 Spielleute, sowie unzählige andere Geschäftsleute, Juden in ungeheuren Massen, selbst eine große Horde öffentlicher Weiber nach Constanz gekommen waren, um daselbst Geschäfte zu machen. In den

aber, als wieder freundlich die Sonne lachte, strömte die Menge auf die Straßen und ein buntes reges, herrliches Treiben entfaltete sich auf denselben.

Vor den mit reichen Wappenschildern prächtig geschmückten Häusern waren lange Budenreihen durch die meisten Straßen der Stadt aufgeschlagen, in denen alle Bedürfnisse des mittelalterlichen Lebens in herrlichster Pracht feil geboten wurden; dort sah man die prächtigsten Ritterrüstungen, von einem Italiener den vorüberwandelnden Junkern und Herren dargeboten; hier gab es den kostbarsten Frauenschmuck, Gold und Geschmeide jeder Art, feine aus Arabien stammende Tücher, prächtige Spitzen und Seidenstoffe; dort standen Wechsler, wühlend in Haufen von Gold, auf einer feinen Waageschale jedes der dargereichten Stücke prüfend; hier rief ein Kaufmann die Vorüberwandelnden an, seine süßen, italienischen, spanischen und ungarischen Weine zu prüfen, welche er in blitzenden Kristallflaschen ausgestellt hatte! — Handwagen zogen durch die Straßen, auf denen in rauchenden Backöfen umherziehende Bäcker Pasteten und anderes Backwerk lieferten. Gaukler hatten auf irgend einem Platze ihre Gerüste aufgeschlagen und zeigten die erstaunlichsten Kunststücke. — Bären- und Affenführer zogen umher und befriedigten die Schaulust der neugierig Gaffenden. — Hunderte von Ausrufern schrien in allen Sprachen, lockten

---

Häusern, in den Ställen, in den Buden, selbst in leerstehenden Karren, kurz, überall da, wo ein Mensch nur seine Wohnung aufschlagen konnte, hatte sich die Masse der Fremden zusammengedrängt.

die neugierige Menge an, theils Waaren feilbietend, theils zu irgend einer Sehenswürdigkeit, einem Spiel oder einer Schaubude einladend.

Die Trachten und Kostüme aller Nationen, aller Stände wechselten in der bunt zusammengewürfelten Menge. Der geharnischte Ritter wandelte, prächtig geschmückt, neben dem Bettelmönche in seiner schmutzigen Kutte; dort drängte sich durch die Massen ein Kardinal in dem rothen feurig leuchtenden Kleide, dem ein großer Troß niedrer Geistlichkeit folgte, hier kam ein Hausirjude mit dem langen, faltigen Gewande und dem krausen bis auf die Brust hängenden Barte, damals wie heut alle Umstehenden anrufend, ob sie etwas zu schachern hätten! — Geistliche Ritter in ihrer Ordenstracht drängten sich vorüber an den Bewohnern des fernen Ostens, deren kühne orientalische Gesichtszüge sie als Abkömmlige der tapferen Saracenen zeichneten, und welche durch ihre ganz asiatische Kleidung, durch ihre, von reichen Gold- und Perlenschnüren strotzenden Turbane und die krummen, prächtigen Saracenensäbel in dem Gewühl die Augen Aller auf sich zogen.

Zwischen der bunt durcheinander treibenden Menge wandelte ein großer Mann, von gewaltigem Gliederbau, auf und nieder, neugierig das seltsame Leben und Treiben überschauend. Es ist ein alter Freund von uns, den wir fern von der Mark Brandenburg in Constanz wieder begrüßen — Gehrke Suteminn —, den sein unruhiger, Abenteuer liebender Geist nach dem Süden getrieben hatte.

Gehrke war schon seit etwa acht Tagen in Constanz, er hatte keinen anderen Zweck beim Besuch der fremden Stadt, als seine Neugierde zu befriedigen, deshalb wan-

delte er täglich durch die Straßen und ergötzte sich an dem bunten Gewühl der Fremdlinge aus allen Nationen.

Es war Nachmittag, die Glocke einer benachbarten Kirche läutete die Nachmittagsmesse ein, Gehrke folgte den Tönen und trat in die Kirche ein, um dem Gottesdienste beizuwohnen; er drängte sich durch die Menge und wendete sich nach einem Pfeiler, hinter dem er sich aufstellte, mit suchenden Blicken um sich schauend.

Am ersten Tage seines Aufenthalts in Kostnitz war er durch Zufall zur Nachmittagsmesse in dieselbe Kirche getreten, hatte hinter demselben Pfeiler gestanden und als er neugierig sich umgeschaut, war sein Blick auf ein junges, schönes Mädchen gefallen, welches in frommer Andacht knieend, seinen Rosenkranz betete.

Alte Erinnerungen waren da in Gehrke's Seele aufgetaucht, schöne freudige und doch so trübe und wehmüthige Erinnerungen, denn die Züge des Mädchens riefen in ihm ein Bild wach, welches seit vielen Jahren ihm tief im Herzen wohnte, ein Bild, welches er nicht zu vergessen im Stande war!

Eine wunderbare Aehnlichkeit mit seiner vor langen Jahren ihm entrissenen Braut fesselte ihn, er vermochte seinen Blick von dem jungen, schönen Mädchen nicht fortzuwenden, wieder und wieder mußte er nach ihr schauen und immer schöner und treuer trat das Bild der Dahingeschiedenen in der Lebenden vor seine Seele.

Der Gottesdienst war beendet, das junge Mädchen erhob sich und wendete sich langsam und sittig nach dem Ausgange der Kirche.

Halb träumend folgte ihr Suteminn, er konnte den

Blick nicht von ihr lassen, war es ihm doch, als wandele die so lange ihm entrissene Geliebte vor ihm durch das Gotteshaus.

Am Eingange der Kirche warteten zwei Diener auf das junge Mädchen und folgten demselben ehrfurchtsvoll, ein Zeichen, daß die Fremde von hohem Stande sein mußte.

Gehrke konnte nicht widerstehn, er mußte sehn, wohin das Fräulein wandle. — Er ging den Dienern nach, welche oft nur mit Mühe ihrem Fräulein durch die dicht gedrängte Menge Platz zu schaffen vermochten; bald lichtete sich die Menschenmasse ein wenig, denn durch ein Labyrinth enger Straßen wendete sich das Fräulein dem Bodensee zu, wo sie in einem einsam, aber reizend gelegenen Hause Einlaß erhielt.

Gehrke blieb noch einige Minuten regungslos stehen, als die Pforte sich hinter dem jungen Mädchen geschlossen hatte, dann entfernte er sich mit einem tiefen Seufzer, denn der schöne Traum zerrann, — er kehrte zurück in die Wirklichkeit!

Am folgenden Tage konnte Gehrke kaum die Zeit des Nachmittagsgottesdienstes erwarten; in derselben Kirche, hinter demselben Pfeiler stellte er wieder sich auf, und zu seiner höchsten Freude erschien bald auch das junge Mädchen.

Wie gestern folgte er ihr, wie gestern verschwand sie in dem einsam gelegenen Hause.

So hatte Gehrke während beinahe acht Tagen täglich die Fremde gesehen, täglich war ihm dieselbe lieber geworden, ohne daß er je gewagt hätte, ein Wort mit

ihr zu sprechen. Er beobachtete sie im Gebet, er freute sich an der stillen Andacht, an der sittigen Freundlichkeit, an dem holden lieblichen Wesen der Fremden, ohne je daran zu denken, daß eine größere Annäherung möglich sein könne.

Am dritten oder vierten Tage hatte Gehrke mit Erstaunen bemerkt, daß außer ihm auch noch ein andrer Mann ebenso regelmäßig die Kirche besuchte und während des Gottesdienstes kein Auge von dem jungen Mädchen wendete.

Es war dies ein großer, kräftiger Mann, dessen ritterliche Kleidung seinen hohen Stand zeigte. Die Züge des Fremden machten auf Gehrke einen widerlichen und unangenehmen Eindruck. Es lag in denselben eine Wildheit und Rohheit ausgedrückt, eine Härte und Strenge, welche auf einen jähzornigen, unbarmherzigen Charakter schließen ließen; der gewaltige rothe, lang herabhängende Schnauzbart, so wie die Eigenthümlichkeit des Schnittes in der Kleidung des Fremden ließen ihn als einen böhmischen Herrn erkennen.

An den folgenden Tagen bemerkte Gehrke ebenfalls, daß der Fremde in der Kirche anwesend war, keinen Blick von dem jungen Mädchen verwandte, sich dabei aber sorgfältig hütete, von diesem bemerkt zu werden. Er stand nicht fern von Gehrke, stets hinter einem Pfeiler versteckt. —

Auch an dem Tage, an welchem wir Gehrke in die Kirche begleiteten, sah er wieder den Fremden an der gewohnten Stelle stehen, derselbe war umgeben von mehreren Dienern, mit denen er sehr lebhaft sich unterhielt. Das junge Mädchen war in der Kirche noch nicht anwesend,

aber schon nach wenigen Minuten erschien sie, und Gehrke sah, wie die Diener, nachdem der Fremde einige Worte mit ihnen gesprochen hatte, sich umwendeten, das Fräulein mit scharfen Blicken musterten, dann aber schnell sich durch die Menge drängten und sich entfernten.

Eine unbestimmte Sorge, eine Ahnung, daß seinem Liebling Gefahr drohe, bemächtigte sich Gehrke's. Er hatte ursprünglich beabsichtigt, heut nicht wieder der Fremden zu folgen, jetzt aber sah er sich um so mehr veranlaßt, den gewohnten Gang auch heut zu thun.

Der Gottesdienst war beendet, das junge Mädchen verließ die Kirche und nahm ihren gewohnten Weg. Gehrke blieb etwa 20 bis 30 Schritte hinter ihr, um nicht durch seine Verfolgung auffällig zu werden, aber nicht einen Augenblick verließ sein Blick die Vorangehende.

Als die Fremde eben durch eine der entlegenen Gassen der Stadt wandelte, wurde sie plötzlich aufgehalten durch etwa 6—8 zerlumpte Kerle, welche sich ihr in den Weg warfen.

Die Diener sprangen hinzu, um ihr Fräulein zu schützen, aber einer derselben wurde durch einen Stockstreich über den Kopf besinnungslos zu Boden geworfen, während der andere von den drei Kerlen erfaßt, niedergerissen wurde und im Moment gebunden war.

Die Räuber ergriffen zu gleicher Zeit das junge Mädchen, einer warf ihr ein Tuch über den Kopf, um ihren Hülferuf zu ersticken, ein andrer hob sie in den Armen empor, um sie schnell fortzutragen.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes; aber

im nächsten Moment schon war Gehrke inmitten der Angreifer.

Mit einem furchtbaren Schlage seiner gewaltigen Faust streckte er den Kerl zu Boden, welcher die Fremde im Arm empor gehoben hatte, um sie fortzutragen, zwei andere ergriff er, mit jeder Hand packte er einen bei der Brust und schmetterte sie mit den Köpfen zusammen, dann schleuderte er die Bewußtlosen zu Boden.

Mit tiefem Entsetzen hatten die übrigen Räuber die gewaltige Kraftäußerung gesehen, sie wagten es nicht, da auch der eine Diener sich wieder erholt hatte, aufgesprungen war und mit gezogenem Schwerte neben Gehrke stand, ferner anzugreifen, sondern flüchteten schnell in eine der nahen Winkelgassen. Gehrke befreite sofort das junge Mädchen von dem Tuche, mit dem die Räuber ihr Haupt bedeckt hatten.

„Fürchtet nichts, edles Fräulein," sagte er freundlich und mild, „die Gefahr ist vorüber. Erlaubt mir, daß ich Euch nach Eurer Wohnung begleite, da vielleicht die Strolche wiederkehren möchten!"

Die junge Dame konnte ihrem Retter nicht genug danken für seinen tapfern Beistand zu rechter Zeit; sie nahm seinen Schutz gern an und bat Gehrke, als sie vor dem einsamen Landhause eintrafen, doch mit einzutreten, damit sie ihren Retter ihrem Oheim vorstellen könne.

Gehrke konnte nicht umhin, dieser Einladung zu folgen. Er wurde von dem Oheim der jungen Dame, einem kräftigen ritterlichen Herrn, freundlich empfangen.

„Ich kann Euch nicht dankbar genug sein, edler Herr!" sagte dieser, „daß Ihr meine Nichte bei dem räuberischen

Ueberfalle beschützt habt! Ich werde künftig Sorge tragen, daß etwas Aehnliches nicht wieder vorkommen kann! In der That glaubte ich, daß in dem von Tausenden besuchten Constanz ein solches Vorkommniß unmöglich sei und hatte deshalb gar kein Bedenken, meine Nichte Anna, von zwei Dienern begleitet, die Kirche besuchen zu lassen. Ich gestehe Euch, ich begreife nicht, welche Bedeutung dieser Ueberfall haben kann. Wäre ich in Böhmen, so wüßte ich, auf wen ich Verdacht haben müßte, aber hier in Constanz ist mir die ganze Sache vollkommen unerklärlich!" —

„Vielleicht," entgegnete Gehrke, „kann ich Euch einige Aufklärung geben. Seit etwa acht Tagen habe ich das edle Fräulein in der Kirche gesehn, zu gleicher Zeit aber auch bemerkt, daß ein großer Mann in ritterlicher Kleidung die junge Dame unabläßig beobachtete, ich bin überzeugt, daß dieser einen Antheil an dem heutigen Ueberfalle hat!"

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Herr, könnt Ihr mir den Fremden ein wenig beschreiben? War er vielleicht ein Mann mit einem gewaltigen rothen, tief herabhängenden Schnurrbart, mit einer breiten Narbe auf der hohen Stirn, mit langen rothen Haaren?"

„Ganz richtig, edler Herr, Ihr beschreibt den Fremden so genau, daß ein Irrthum nicht möglich ist!"

„Jetzt ist mir Alles begreiflich," erwiderte der Oheim des jungen Mädchens, „mit wenigen Worten kann ich auch Euch den Vorfall jetzt erklären. Mein Name ist Johann von Chlum, ich bin von König Wenzel beauftragt, mit dem edlen Herrn Heinrich von Latzenbock und Wenzel von der Duba den ehrwürdigen Johannes Huß nach Con-

stanz zu begleiten, um ihn zu schützen auf der Reise. Meine Nichte Anna, welche Ihr heute gerettet habt, wurde verfolgt durch die Liebesanträge eines wüsten und grausamen Mannes, der seines entsetzlichen Lebenswandels wegen im ganzen böhmischen Lande im bösesten Rufe steht, sie hat deshalb seine Hand ausgeschlagen. Herr Hinko von Wocza, anstatt wie jeder Ehrenmann sich zurückzuziehen, hatte aber für gut befunden, immer und immer wieder sich aufzudrängen; schon einmal hatte er den Versuch gemacht, meine Nichte zu entführen, schon einmal ist dieser Versuch vereitelt worden! Ich glaubte deshalb, Anna nicht in Böhmen zurücklassen zu dürfen, sondern nahm sie mit hierher nach Constanz, weil ich sie hier vor jeder Verfolgung des Hinko von Wocza gesichert glaubte. Wie mir aber der heutige Vorfall beweist, ist der Elende uns gefolgt. Er hat seinen Plan, meine Nichte zu entführen, noch nicht aufgegeben, und ohne Eure tapfere Dazwischenkunft wäre derselbe sicher gelungen. Ich bitte Euch nun, edler Herr, sagt mir Euren Namen, damit ich weiß, wem ich so sehr verpflichtet bin!"

Gehrke erwiderte lächelnd:

„Ihr nennt mich immer: „edler Herr", Herr Ritter, aber mit Unrecht, ich bin nur ein einfacher Bürgersmann; mein Name ist Gehrke Suteminn!"

Freundlich lächelte der Ritter von Chlum, und Gehrke die Hand bietend, sagte er: „Wenn Ihr auch nicht vom Adel seid, Herr Gehrke, so gebührt doch Euch, wie Wenigen, die Bezeichnung: edler Mann! Euer Name ist in den Marken überall bekannt, die Volkssage hat denselben, ob mancher tapferen That, weit über die Grenzen der Mark

Brandenburg im Liede hinausgetragen. Ich habe Besitzungen in der Lausitz und vielfach habe ich dort Euren Namen rühmend nennen hören; deshalb freue ich mich um so mehr, Euch persönlich begrüßen zu können. Ihr müßt jetzt bei mir bleiben, Herr Gehrke, laßt uns eine Flasche guten Weines zusammen leeren, damit wir näher uns kennen lernen!"

Eine so freundliche Einladung vermochte Gehrke nicht auszuschlagen. Der Wein wurde gebracht und im traulichen Geplauder blieben die beiden Männer zusammen, sich mehr und mehr befreundend, denn Ritter Johann von Chlum in seinem treuen offenen Wesen war ganz der Mann für Gehrke Suteminn. Wie sich von selbst in so aufgeregter Zeit versteht, kam bald das Gespräch auf die neusten Weltbegebenheiten.

„Wahrlich, Herr Gehrke," sagte der Ritter von Chlum, „ihr Brandenburger seid zu beneiden, daß endlich Ruhe und Frieden zurückgekehrt ist in euer Land. Euer Landeshauptmann, Burggraf Friedrich von Nürnberg, ist wahrlich ein trefflicher, tüchtiger Mann! Um ganz Deutschland hat er sich auch in neuster Zeit wieder die größten Verdienste erworben."

„Ich gestehe Euch, edler Herr," sagte Gehrke „daß, seit der Burggraf die Mark verlassen hat, ich wenig von ihm gehört habe. Ich bitte Euch deshalb, mir mitzutheilen, worin die Verdienste bestehen, welche unser trefflicher Landeshauptmann sich um Deutschland in neuster Zeit erworben hat."

„Er hat uns den Kaiser Siegismund erhalten!" entgegnete der Ritter von Chlum ernst. „Seinem Zureden

allein, seinem außerordentlichen politischen Scharfblick, seinem Einfluß über die deutschen Fürsten haben wir es zu danken, daß Kaiser Siegismund nicht, nachdem er kaum die Regierung angetreten, dieselbe auch wieder niedergelegt hat!"

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Herr Ritter! Welchen Grund konnte der Kaiser haben, nachdem er soviel Mühe zur Erringung der Kaiserkrone sich gegeben, dieselbe wieder niederzulegen?"

„Mit wenigen Worten kann ich Euch dies erzählen. Es wird Euch bekannt sein, daß der Kaiser bald nach seiner Wahl sich nach Italien begeben hatte, Ihr wißt, daß die gegenwärtige Kirchenversammlung hier in Constanz aus der Verabredung des Kaisers mit dem Pabst hervorgegangen ist. Nach seiner Reise von Italien wollte Siegismund sich in Aachen krönen lassen und zu gleicher Zeit auch die Geschäfte des Reiches ordnen; er hatte zum 8. Juli die Reichsfürsten Deutschlands nach Speyer berufen, um dort mit ihnen Beschluß über die Errichtung eines allgemeinen Landfriedens für Süddeutschland zu fassen; die schrecklichen, ungeordneten Zustände des Landes sollten endlich befestigt werden, diese ewigen Fehden, welche der Burggraf in der Mark Brandenburg so glücklich beseitigt hatte, sollten auch in Süddeutschland ein Ende nehmen. Aber des Kaisers schöne Bemühungen blieben erfolglos, denn die Fürsten folgten dem königlichen Gebot nicht, sie kamen zum größten Theile nicht nach Speyer, eben so wenig erschienen sie in Koblenz, wohin sie der Kaiser auf die Mitte August berufen hatte. Diese Nichtachtung, welche die deutschen Reichsfürsten ihrem Könige

bewiesen, kränkte Siegismund tief, er glaubte, daß bei solchem Ungehorsam ein gedeihliches Regiment in Deutschland für ihn ganz unmöglich sein werde, er war der Ueberzeugung, daß er, wie sein Vorgänger Ruprecht von der Pfalz, nur ein thatenloses, jammervolles Dasein als Kaiser führen könne, und er entschloß sich deshalb, nach Ungarn zurückzukehren und die Krone lieber ganz niederzulegen, als seine Zeit, sein Leben, seine Mühe dem undankbaren Deutschland zu opfern. Da aber wendete Burggraf Friedrich von Nürnberg seinen ganzen Einfluß an, um den Kaiser von seinen Abdankungsideen zurückzubringen; er bat ihn auf das Dringlichste, noch einen Versuch wenigstens zu machen, er forderte ihn auf, nach Nürnberg einen Versammlungstag der freien Reichsstände zu berufen, um dort einen Landfrieden zu berathen, er stellte ihm die Gefahren vor, in welche eine Abdankung des Kaisers das ganze deutsche Reich werfe, da kein andrer da sei, der zum Kaiser geeignet wäre. Siegismund gab den dringenden Bitten, den energischen Aufforderungen des Burggrafen nach; er schrieb den Versammlungstag nach Nürnberg aus, und wiederum bot Burggraf Friedrich allen seinen Einfluß auf, um den Landtag in Nürnberg so zahlreich besucht zu machen, als irgend möglich. Er wendete sich persönlich an alle Fürsten und bewegte sie, in Nürnberg zu erscheinen, um dem Willen des Kaisers gerecht zu werden; aber damit nicht zufrieden, zeigte Burggraf Friedrich auch ferner die umfassendste Thätigkeit! Seinem Einfluß gelang es in der That, die deutschen Reichsfürsten zu vermögen, daß dieselben nach Aachen sich begaben, um bei der Kaiserkrönung Siegismunds am 8. November ge-

genwärtig zu sein. Eine glänzende Versammlung von Fürsten und Herren wohnte der Krönung in Aachen bei, und Siegismund erkante jetzt, daß es ihm dennoch möglich sein werde, eine gedeihliche Wirksamkeit als Kaiser zu entfalten, um so mehr, da er einen so treuen, tüchtigen und zuverlässigen Freund und Berather, wie den Burggrafen Friedrich, an seiner Seite habe. So hatte denn der Burggraf uns den Kaiser erhalten und Deutschland geschützt vor einer abermaligen Wahl!*).

„Ich glaube gehört zu haben, Herr Gehrke, daß Ihr oft in der Umgebung des Burggrafen seid und denselben genau kennt, Ihr würdet mich sehr verbinden, wenn Ihr mir Aufschluß über die religiöse Ueberzeugung Eures Herrn geben könntet; es wird bei dem bevorstehenden Concil in Beziehung auf meinen ehrwürdigen Freund Johannes Huß mir von der größten Wichtigkeit sein, zu wissen, ob ich

*) Die Anstrengungen des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, den Kaiser Siegismund zu bewegen, daß er die Kaiserkrone nicht niederlege, werden von den meisten Geschichtsschreibern zu wenig anerkannt, doch sind gerade diese für die ganze Entwickelung der deutschen Geschichte von außerordentlichem Einfluß gewesen. Aschbach, der Historiograph Kaiser Siegismunds, giebt uns hierüber detaillirtere Nachrichten, auch der Geheimschreiber Siegismunds, Eberhard Windeck, sagt: „Also reite mit Im der Burggraffe von Nürnberg, des der konig wider um zog an der Reine und die Fürsten zu Im komen und wurden do wol eins, das hette der konig Burggraff Friedrich hernach wol gelonet.“ Hieraus geht hervor, daß Siegismund selbst sehr wohl die Verdienste des Burggrafen zu schätzen und, wie wir auch sehen werden, zu belohnen gewußt hat.

auf die Fürsprache des Burggrafen für denselben rechnen kann."

„Ich glaube, Herr Ritter," entgegnete Gehrke ernst, „Ihr werdet auf Burggraf Friedrich in keiner Weise rechnen können, außer, wenn etwa eine Verletzung des Rechtes und Gesetzes Euren Schützling treffen sollte. Der edle Burggraf ist ein treuer Anhänger der heiligen Kirche, er wird einem Ketzer, wie Johannes Huß es ist, sicherlich nicht beschützen, wenn über denselben Gericht gehalten werden sollte."

Ueber die freie, offne Stirn des böhmischen Ritters flog eine düstere Wolke des Mißmuths.

„Ihr habt mich tief verletzt, Herr Gehrke," sagte er ernst und entschieden, „aber ich verzeihe Euch, ich bin Euch zu großen Dank schuldig, als daß ich Euch ein unabsichtlich gesprochenes Wort übel deuten sollte. Ich bitte Euch indessen, Herr Gehrke, ehe Ihr wieder unseren ehrwürdigen Johannes Huß einen Ketzer nennt, lernt ihn erst selbst kennen! Auf Gottes weiter Erde giebt es keinen edleren Mann als Johannes Huß, keinen Priester, der es wahrer und redlicher mit der heiligen Kirche und dem Worte Gottes meint, als dieser! Wahrlich, wenn Huß ein Ketzer ist, wenn er deshalb eine Strafe verdient, dann mag auch ich nichts ferner von der Kirche wissen! — Lernet erst die reinen, schönen Lehren des ehrwürdigen Huß kennen, Freund Gehrke, und wenn Ihr dann noch Eure Worte gebrauchen wollt, dann gebraucht sie; aber wahrlich, ich bin fest überzeugt, wenn Ihr Huß einmal gehört, einmal gesehen habt, werdet Ihr zurückkehren von Eurer irrigen Meinung!"

Der Ritter von Chlum sprach so ernst und so eindringlich, daß Gehrke sein übereiltes Wort fast bereute, obgleich er in seiner Ueberzeugung, daß Johannes Huß ein arger Ketzer sei, noch nicht irre gemacht worden war. Er hatte in der Mark Brandenburg so vielfach den Namen Huß mit den ärgsten Verwünschungen der Geistlichkeit gehört, daß er nicht umhin konnte, gegen denselben eingenommen zu sein.

„Ich kenne Euren Huß zu wenig," sagte er endlich, „als daß ich Euren Worten widersprechen könnte. Ich wünschte wohl, ihn einmal zu sehen, seine Lehren aus seinem eignen Munde zu vernehmen, aber ich höre, daß der Pabst strenge jedes Abhalten eines Gottesdienstes durch Huß verboten hat!"

„Das ist allerdings richtig," entgegnete der Ritter von Chlum, „einen öffentlichen Gottesdienst darf mein ehrwürdiger Freund nicht abhalten, aber wohl ist ihm gestattet, in einem kleinen Saale, der zu seiner Wohnung gehört, eine kurze Andacht zu halten; wollt Ihr dorthin mich begleiten, so sollt Ihr bald von Eurem Irrthume bekehrt werden; grade heut in den Abendstunden wird unser trefflicher Prediger reden, und ich bin überzeugt, er wird Euch, wie mir, wie allen denen, die es wahr und treu mit der Religion meinen, aus dem Herzen sprechen."

Gehrke war gern bereit, dem neugewonnenen Freunde zu folgen: der Ritter von Chlum konnte ihm nicht genug von den Lehren erzählen, durch welche Huß sich einen so bedeutenden Namen, einen so ungeheuren Einfluß auf das böhmische Volk verschafft hatte. Er erzählte von dem rührenden Abschiede, den Huß von seinen Anhängern ge-

nommen habe, als er Böhmen verlassen, mit der festen Ueberzeugung, nicht zurückzukehren, sondern ein Märtyrer zu werden für den Glauben auf dem Concil von Constanz. Er erzählte, daß die Reise des Johannes Huß durch Deutschland ein wahrer Triumphzug gewesen sei, denn überall, wo Huß erschienen, wo er gepredigt hatte unterwegs, da sei das Volk herbeigeströmt, überall habe das reine Wort Gottes Eingang gefunden in die Herzen der Zuhörer, überall habe die Menge zugejauchzt dem kühnen Prediger der reinen Lehre.

In Constanz angekommen, habe Huß hier predigen wollen, aber es sei ihm dies verboten worden, ja seine Feinde unter den böhmischen Geistlichen seien stets thätig bemüht gewesen, ihn als Ketzer in den Augen der höchsten Würdenträger der Kirche, in den Augen des Pabstes selbst darzustellen, deshalb habe er, der Ritter von Chlum, persönlich sich zum Pabste begeben, um diesen zu fragen, ob dem Johannes Huß in Constanz Gefahr drohe. Der Pabst habe fest versprochen, Huß solle vollkommen ungefährdet bleiben und wenn er, wie der Pabst sich wörtlich ausgedrückt hatte, seinen eignen Bruder erschlagen habe. So sei denn Huß jetzt, trotz den gewaltigen Anfeindungen, welche er von der böhmischeu Priesterschaft erleiden müsse, ziemlich in Sicherheit, freilich nur augenblicklich, denn der Priester Michael de Causis, einer der erbittertsten Feinde des Reformators, suche die höchsten Würdenträger der Kirche dahin zu bewegen, daß sie Huß unter jeder Bedingung verhaften und als Ketzer dem Gericht übergeben möchten; vorläufig aber sei nichts zu befürchten.

Unter solchen Gesprächen war es Abend geworden, und

Johann von Chlum forderte nun Gehrke Suteminn auf, ihn zu Johannes Huß zu begleiten, welcher seine Wohnung in der Paulsstraße bei einer Wittwe, Namens Fida, genommen hatte. —

In einem großen Zimmer neben der Schlafkammer von Huß hatte sich bereits eine nicht unbeträchtliche Menge von Männern aus allen Klassen des Volkes eingefunden, als auch die Freunde eintraten.

Johannes Huß trat dem Ritter von Chlum entgegen und reichte ihm freundlich die Hand, welche dieser ehrfurchtsvoll küßte; dann stellte der Ritter auch seinen neuen Freund Gehrke vor.

Nach wenigen freundlichen, einfachen Worten, welche Huß mit den neu Angekommenen gewechselt hatte, trat er an einen Tisch und begann die Andacht. Er sprach sich über seine Lehren und über die Wiklefs, denen er ja meistens sich angeschlossen hatte, den Versammelten gegenüber aus. Als Thema hatte er das Wunderblut zu Wilsnack, die Beförderung des Aberglaubens, der Priesterwillkür durch solche angebliche Wunder, die Nachtheile der Ablaßkrämerei und der Demoralisation der Priesterschaft, gewählt. Er sprach in so ruhiger, anspruchsloser, überzeugender Weise, jedes Wort, welches er sagte, war so klar, so treffend, eingegeben von dem ruhigen Verstande, daß Gehrke Suteminn, welcher ja selbst die schamlosen Betrügereien in Wilsnack beobachtet hatte, nicht umhin konnte, überall den Worten des Lehrers mit voller Ueberzeugung zu folgen. Aus jedem Wort, welches Huß sagte, leuchtete die tiefste, reinste Gottesfurcht hervor, seine Verehrung vor der Kirche, so weit dieselbe eine

reine, nicht durch menschliche Laster befleckte sei, sprach er so ungezwungen, mit so entschiedenem Nachdrucke aus, daß Gehrke Suteminn, als er an der Hand des Ritters von Chlum am späten Abend den Saal verließ, diesem mit voller Ueberzeugung beim Abschiede sagen konnte: „Ich bin als ein Feind des Magisters Johannes Huß in diese Wohnung getreten, als sein eifrigster Anhänger, sein treu=ster Freund habe ich sie verlassen, und ich bitte Euch, Herr Ritter, gebietet über mich, wenn ich ja Euch oder dem ehrwürdigen Magister in irgend einer Weise nützlich sein kann!"

Capitel 10.

Einem Ketzer braucht man nicht Wort zu halten.

Durch die Bekanntschaft mit Johann von Chlum wurde für Gehrke Suteminn der Aufenthalt in Constanz mit jedem Tage mehr und mehr eine Quelle des Genusses; täglich besuchte er das einsame Landhäuschen am Bodensee, dort verlebte er freundliche, schöne Stunden im harmlosen Umgange mit der lieblichen Anna von Chlum, im freundschaftlichen Gespräche mit dem biederen, ihm in jeder Beziehung geistig so nahe verwandten Ritter.

Abends wohnte Gehrke gewöhnlich den Andachten bei, welche Johannes Huß in dem kleinen Saale der Paulsstraße hielt, Andachten, welche unsern Freund mit jedem Tage tiefer ergriffen, alle die Vorurtheile zerstörten, welche er früher gegen den Reformator gehegt hatte, und ihn zu einem eifrigen Anhänger der Reformation machten.

Huß sprach so mäßig, so ruhig, aber doch so entschieden seine Ansicht aus, er hob seine große Verehrung gegen die Kirche stets mit so rückhaltlosen Worten hervor, daß Gehrke die volle Ueberzeugung gewann, solche Ansichten müßten Jeden, der es wahrhaft wohl mit der Menschheit und der Religion meine, überzeugen, und Johannes Huß werde auf dem Concil zu Constanz einen glänzenden Sieg des Verstandes und der Reformation feiern! Wenn er hierüber mit dem Ritter von Chlum sprach, dann schüttelte wohl dieser bedenklich mit dem Kopfe und sagte ernst und traurig:

„Wiegt Euch nicht ein in freudige und süße Hoffnun-

gen, Freund Gehrke, Ihr kennt die hohe Geistlichkeit zu wenig, sonst würdet Ihr wissen, daß diese alles Andere eher ertragen kann, als ein Rütteln an den Gesetzen der Kirche, wie nachtheilig dieselben auch der wahren Gottesfurcht sein mögen!"

„Ihr seid zu strenge, edler Herr!" entgegnete Gehrke, „Ihr vergeßt, daß ja das Concil hauptsächlich zu einer Reformation der alten Schäden nach Constanz berufen worden ist. Kaiser Siegismund sowohl, als die hohen Fürsten der Kirche haben eingesehen, daß ein Zustand, wie er in Europa jetzt herrscht, unmöglich länger bleiben kann. Drei sich anfeindende, verketzernde und gegenseitig verfluchende Päbste können unmöglich ferner nebeneinander bestehen, ohne die Religiösität im Volke vollkommen zu vernichten; dem Unwesen, welches eingerissen ist in den Sitten der Priester, den schamlosen Betrügereien, welche von der Kirche verübt werden, dem Ablaßkram, der mit höchster Frechheit überall in Europa betrieben wird, muß endlich gesteuert werden! Dies sehen die Kirchenfürsten ja selbst ein, sie wollen, wie sie vielfach öffentlich ausgesprochen haben, eine Reformation der Kirche, müssen sie dann nicht mit Freuden unseren Huß begrüßen, diesen Mann, der nichts Anderes will, als die Reformation, deren Nothwendigkeit er mit so heiligen, schönen Worten dem Volke klar gemacht hat."

„Das eben ist es, was die Kirchenfürsten dem Huß nicht verzeihen können und werden. Sie selbst möchten freilich eine Reformation in der Kirche machen nach ihrer Art, nach ihrem Geschmack, ohne dabei Schaden zu leiden. Die Herren Cardinäle wollen das Scepter führen, von

oben herab wollen sie regieren! Sie wollen vielleicht die schreiendsten Mißbräuche nach und nach aufheben, in der Kirchenzucht des niederen Priesterstandes etwas strengere Seiten aufspannen, aber nun und nimmermehr wollen sie, daß vom Volke die Reformation ausgehe! Während Huß durch seine Predigten den gesunden Sinn der Massen erregt und diese dahin gebracht hat, daß sie mit voller Energie eine Aenderung fordern, möchten die hohen Geistlichen, daß das Volk blindlings sich ihren Anordnungen, wie bisher, unterwerfe, sie selbst wollen die Kirche nur soweit von oben herab reformiren, als ihnen dies nützlich ist! Sie wollen einen Pabst an die Stelle der drei setzen, aber ihre Macht soll dabei in keiner Weise geschmälert werden. Der vortheilhafte, Geld einbringende Ablaßkram darf auch nicht verketzert werden, der Glaube an Allgewalt der Kirche muß unverbrüchlich derselbe bleiben! Glaubt mir, Freund Gehrke, keine heftigeren, keine erbitterteren Feinde hat unser Huß, als grade diese Kirchenfürsten, welche im Concil am lautesten auf die Nothwendigkeit einer Reformation dringen! Ich fürchte, unser Freund wird diesen Kampf nicht bestehen können."

Aehnliche Gespräche führten die Freunde häufig, beide hatten sich den Lehren des Johannes Huß mit glühender Begeisterung hingegeben, beide waren von gleich inniger Ueberzeugung durchdrungen, aber der Ritter von Chlum konnte nicht, wie Gehrke, sich illusorischen Hoffnungen hingeben, er kannte die Kirchenfürsten länger und genauer, als sein Freund. —

Am Nachmittage des 28. November war Gehrke Suteminn, nachdem er Anna von Chlum seiner neuen schönen

Gewohnheit gemäß nach der Kirche begleitet hatte, mit ihr in das Landhaus zurückgekehrt, um Johann von Chlum daselbst zu treffen. Zum höchsten Staunen Gehrke's sowie der schönen Anna, erfuhren beide von der alten Dienerin, daß der Ritter noch nicht zu Hause sei; bereits am Morgen hatte er sich zu Huß begeben, um mit diesem einige nothwendige Geschäftsangelegenheiten zu besprechen, er war nicht zurückgekehrt, selbst das Mittagsmahl hatte er im Stich gelassen.

Mit banger Sorge erfüllte das Ausbleiben des Freundes unsern Gehrke, er wollte hinein in die Stadt, um zu hören, ob etwas vorgefallen sei, aber Anna bat ihn dringend zu verweilen, weil sie sich fürchtete, allein zu bleiben.

Endlich, als es schon dunkelte, konnte Gehrke sich nicht länger halten, er empfahl den Dienern den wachsamsten Schutz ihrer Herrin, dann eilte er in die Stadt nach der Wohnung des Johannes Huß. —

Vor dem Hause der Wittwe Fida wogte auf der Straße eine große Menschenmasse auf und nieder. Wildaufgeregte Gespräche wurden geführt. Die Worte: „Huß, Cardinäle, Pabst", wurden in allen Sprachen hundertfach im Gespräche wiederholt, ohne daß Gehrke indessen etwas Bestimmtes verstehen konnte.

Eine Gruppe von Bürgern hatte sich vor dem Hause aufgestellt und besprach sich mit lebhaften, aufgeregten Mienen; zu diesen trat Gehrke und erfuhr nun, daß am Morgen eine Abtheilung Kriegsvolk die Straßen und die benachbarten Häuser besetzt habe, während mehrere hohe Geistliche sich in der Wohnung des Johannes Huß ein-

gefunden und endlich diesen mit sich genommen hätten. Huß war verhaftet!

Ob irgend etwas Anderes vorliege — das wußte Niemand, denn die widerstreitendsten Sagen und Märchen gingen im Volke um, einige der aufgeregtesten Verehrer des Reformators behaupteten sogar, die Cardinäle hätten ihn ohne Weiteres heimlich ermorden lassen!

Hier war nichts zu erfahren und nichts zu thun; Gehrke beschloß deshalb, zu Anna von Chlum zurückzukehren, da jetzt die Abwesenheit des Ritters Johann, der sicherlich seinen Schützling nicht verlassen wollte, vollkommen erklärt war.

Als Gehrke in dem Landhäuschen eintraf, fand er den Ritter bereits gegenwärtig. Johann von Chlum ging in furchtbarer Aufregung auf und nieder.

„Es ist schändlich, nichtswürdig!" rief er Gehrke entgegen. „Trotz des Kaisers freiem Geleit ist unser Huß gefangen und in den Kerker geworfen worden. Man hat das kaiserliche Wort gebrochen, den Namen Siegismunds entehrt! Ich erwartete Euch, Freund Gehrke, mit wahrer Sehnsucht, wir müssen besprechen, was zu thun ist, um unseren ehrwürdigen Freund zu retten!"

„Vor allen Dingen bitte ich Euch, edler Freund," sagte Gehrke, „erzählt mir genau, was geschehen ist, damit ich rathen und vielleicht helfen kann. Glaubt mir, mein Leben, Alles, was ich habe, will ich freudig daran setzen, um den herrlichen Mann aus der Gefangenschaft zu retten!"

Johann von Chlum erzählte. Er hatte sich grade mit Huß in traulichem Gespräche befunden, als gegen Mittag die Bischöfe von Trient und Augsburg mit dem Bürger-

meister von Constanz und dem Herrn Hans von Baden in der Herberge erschienen und erklärten, sie seien von dem Pabste und den Cardinälen gesendet, um den Magister Huß vor die Cardinäle zu führen, vor denen er sich über seine Lehre verantworten solle. — Johann von Chlum ahnte auf der Stelle, daß hier nicht nur ein Verhör, sondern eine Gefangennehmung des Johannes Huß beabsichtigt sei; er protestirte deshalb auf das Energischste gegen einen solchen Schritt, indem er den Bischöfen zurief, Huß stehe unter dem Schutz des Kaisers, von ihm habe er einen freien Geleitsbrief empfangen, und unter keiner Bedingung dürfe er mit Waffengewalt durch Kriegsvolk abgeführt werden.

Der Protest des Ritters von Chlum war vergeblich, denn mit heuchlerischer Miene sagte der Bischof von Trient, er habe nichts Arges mit Huß im Sinne, in friedlichster und freundlichster Absicht sei er gekommen, er wünsche nur, daß Huß seine Lehren, wie er ja oft sich erboten, vor den Cardinälen vortrüge und die Wahrheit derselben bewiese. Huß selbst erklärte sich bereit, den Kirchenfürsten zu folgen.

„Allerdings," sagte er, „bin ich in der Hoffnung nach Constanz gekommen, nicht vor dem Pabste und den Cardinälen allein, sondern vor dem gesammten Concil, welches die ganze Christenheit repräsentirt, mein Wort zu führen, die Richtigkeit meiner Lehren zu beweisen; aber dennoch bin ich auch gern bereit, den Cardinälen allein Antwort zu stehen; freilich weiß ich, daß ich einen gefährlichen Gang gehe! Die Cardinäle wollen mir übel, und leicht mögen mir Mißhandlungen oder schwere Gefangenschaft bevor-

stehen; aber ich hoffe, Gott wird mir die Kraft geben, auch diese zu ertragen, die heilige Wahrheit zu behaupten, welche Gefahr mir auch drohen möge."

Vergeblich bemühte sich der Ritter von Chlum, Huß zurückzuhalten, mit freundlicher Bestimmtheit sprach dieser seinen Entschluß aus, den Bischöfen zu folgen. Er nahm Abschied von der Hausfrau, welche weinend ihm zu Füßen sank und ihn beschwor, sich nicht in die Gefahr zu begeben; aber auch ihren Bitten widerstand er; er gab ihr mit sichtlicher Rührung seinen Segen, dann bestieg er das Roß und ritt zwischen den Bischöfen der Wohnung des Pabstes zu, wohin ihm auch Johann von Chlum folgte.

Schon hatte sich auf der Straße vor dem Hause des Reformators eine beträchtliche Volksmenge gesammelt, deren wilde Aufregung stürmische Scenen befürchten ließ, aber einige freundliche Worte, von Huß selbst an das Volk gerichtet, besänftigten dasselbe und frei und ungehindert ließ man ihn mit seinen Begleitern passiren.

Die Cardinäle waren versammelt, der Vorsitzende des Rathes wandte sich an Huß und ermahnte ihn ernst. „Es seien," sagte er, „viele Beschwerden über die reformatorische Thätigkeit des Huß an das Collegium der Cardinäle gekommen, er habe in Böhmen schwere Irrthümer gegen die heilige Kirche verbreitet, welche diese unter keiner Bedingung dulden dürfe; darüber solle er sich jetzt verantworten."

Mit freundlicher Milde erwiderte Huß, er selbst verabscheue alle Irrlehre so sehr, daß er weit lieber bereit sei zu sterben, als einen Irrthum zu verbreiten. Grade die Wahrheit zu lehren, das sei sein höchstes, heiligstes

Streben und deshalb sei er freiwillig nach Constanz gekommen, um hier sich zu rechtfertigen; habe er aber geirrt, könne man ihm aus der heiligen Schrift beweisen, daß auch nur eines seiner Worte ein falsches sei, so wolle er in Demuth gern sich bescheiden und sich belehren lassen, dann werde er freudig Buße thun und das Irrige zurücknehmen.

Die stolzen Priester sahen sich bei dieser Antwort mit zweifelnden, halb erstaunten Blicken an, dann aber zogen sie sich zu einer geheimen Berathung zurück, während bewaffnete Wachen im Saale blieben, um eine etwaige Flucht des Huß zu verhindern.

Johann von Chlum blieb bei seinem Freunde, er wollte denselben nicht eher verlassen, als bis dessen Schicksal entschieden wäre.

Am Nachmittage versammelten sich die Cardinäle abermals, sie hatten die Ankläger und entschiedendsten Feinde des Huß ihrer Berathung zugezogen und beschlossen nun, daß Huß verhaftet bleibe. Der Ritter von Chlum wurde bedeutet, daß er sich entfernen möge, Huß sei fortan ein Gefangener.

Der jähzornige böhmische Ritter brauste in wilder Wuth auf! Er weigerte sich, die Wohnung des Pabstes zu verlassen und forderte, Johann XXIII. persönlich zu sprechen. Vergeblich wollte ihn die Wache zurückhalten, er drang ins Sitzungszimmer ein, wo er den Pabst noch inmitten der Versammlung traf. Hier warf er ihm mit heftigen, ungezügelten Worten die Schändlichkeit des ganzen Verfahrens, die schmähliche Ehrlosigkeit, welche in dem Bruch

des kaiserlichen Geleites läge, vor, und drohte mit dem Zorne der kaiserlichen Majestät.

„Die ganze Welt," so rief er, „will ich in Bewegung setzen, um solche Nichtswürdigkeit zu hindern oder zu strafen!"

Der Pabst befand sich in dringender Verlegenheit. Er entschuldigte sich, rief die Anwesenden zu Zeugen auf, daß nicht er die Gefangenschaft des Huß befohlen habe, endlich aber ergriff er den Arm Johanns von Chlum und zog diesen bei Seite.

„Ihr wißt ja, edler Herr," sagte er, ohne seine Verlegenheit bemeistern zu können, „wie ich mit den Cardinälen stehe. Sie schreiben mir Gesetze vor, die Cardinäle haben mir den Gefangenen aufgedrängt, ich mußte ihn übernehmen, ich kann nichts dafür!"

Johann von Chlum mußte sich zufrieden geben; ihm blieb für den Augenblick nichts zu thun übrig, deshalb eilte er schnell nach seiner Wohnung zurück, wo er mit Gehrke Suteminn sich über die nun zu thuenden Schritte berathen wollte.

„Schändlich, abscheulich!" rief Gehrke aus, als der Herr von Chlum die Erzählung beendet hatte. „Für so schwach, so feigherzig hätte ich den Balthasar Cossa, der sich jetzt Pabst Johann XXIII. nennt, nicht gehalten."

„Ihr täuscht Euch, Freund," erwiderte Johann von Chlum ernst. „Der Pabst hat sicher seine Einwilligung zur Gefangennehmung unseres Huß gegeben; er hoffte, indem er hierin den Cardinälen entgegenkommt, diese für sich zu stimmen. Er will das Concil mit Kaiser Siegismund verfeinden und hofft, dies dadurch zu erreichen,

daß die Cardinäle den Geleitsbrief des Kaisers brechen. Der Pabst fürchtet jetzt, daß das Concil ihn vielleicht absetzen werde, und deshalb möchte er gern die Versammlung auseinandersprengen. Erinnert Euch nur, Freund, daß der Pabst nach Constanz gekommen ist in der Hoffnung, durch die vielen mitgebrachten römischen Geistlichen bei jeder Frage den Ausschlag zu geben, daß aber schon vor 14 Tagen das Concil bestimmt hat, es solle jeder Beschluß nicht nach einzelnen Stimmen, sondern nach Nationen gefaßt werden; dadurch ist die Macht des Pabstes auf dem Concil gebrochen, er befürchtet jetzt seine Absetzung und hat nur noch die einzige Hoffnung, aus einer Uneinigkeit zwischen dem Concil und dem Kaiser Vortheil zu ziehen! Nur wenn ein Zwiespalt zwischen diesen beiden Gewalten entsteht, glaubt er, sich auf dem päbstlichen Throne halten zu können, deshalb sucht er ein Mittel, die Cardinäle mit dem Kaiser zu entzweien, deshalb weist er für sich die Theilnahme an der Gefangennehmung des Johannes Huß ab, und schiebt alle Schuld auf die Cardinäle, während er selbst im Geheimen gegen Huß alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat."

Die Freunde beriethen sich nun ernst über die in dieser bedenklichen Lage nothwendigen Schritte.

Johann von Chlum beschloß, sich sofort an Siegismund in einem dringenden Briefe zu wenden, diesem die Treulosigkeit der Cardinäle darzustellen und von ihm zu fordern, daß er mit aller Kraft sich für seinen Schützling verwende, Gehrke Suteminn schrieb an den Burggrafen von Nürnberg, von dessen Gerechtigkeitssinn er

hoffen durfte, Friedrich werde das ganze Gewicht seiner Stimme beim Kaiser verwenden.

Der Herr von Chlum entfaltete jetzt in Verbindung mit seinem Freunde Gehrke eine wahrhaft unermüdliche Thätigkeit zur Rettung des Johannes Huß; aber leider vergeblich! Die Cardinäle waren gegen den kühnen Reformator zu aufgebracht, um irgendwie eine fernere Schonung walten zu lassen.

Nachdem Huß 8 Tage in milder Gefangenschaft im Hause eines Constanzer Kanonikus zugebracht hatte, wurde er am 6. December nach dem am Bodensee belegenen Dominikaner-Kloster geführt und dort in einen dumpfen, dunklen, unterirdischen Kerker geworfen, welcher neben einer Kloake lag, und in dem eine so pestilenzialische Luft herrschte, daß schon nach wenigen Tagen eine schwere Krankheit Huß ergriff. — Man fürchtete für sein Leben! Das war denn doch zu viel; es kam dem Pabste und den Cardinälen darauf an, Huß einen öffentlichen Prozeß zu machen, seine Lehren durch die Macht der Kirche nieder zu drücken, ihn entweder zum Widerruf derselben zu bewegen oder ihn strenge zu bestrafen.

Der Pabst sandte aus diesem Grunde seinen eigenen Leibarzt in den Kerker und ließ Huß auf dessen Rath in ein etwas besseres Gefängniß bringen, wo er bald soweit wieder hergestellt wurde, daß von einer Lebensgefahr nicht mehr die Rede war.

Kaiser Siegismund gerieth in heftigen Zorn, als er die Briefe von Johann von Chlum erhielt. Er schrieb sofort einen Brief an das Concil, in welchem er den Befehl gab, Johann Huß solle auf der Stelle freigelassen

werden. Er forderte Achtung vor seinem Geleitsbriefe und drohte, wenn die Freilassung des Gefangenen nicht sofort erfolge, so sollten die Thüren des Gefängnisses mit Gewalt erbrochen und Huß befreiet werden.

Johann von Chlum empfing vom Kaiser die Mittheilung dieses Briefes. Er forderte laut und öffentlich von den Cardinälen und dem Pabste, daß sie den kaiserlichen Befehl befolgen möchten; aber vergeblich, der Pabst weigerte sich auf das Entschiedenste!

Da erließ Johann von Chlum ein in deutscher und lateinischer Sprache gefaßten Protest gegen die Einkerkerung des Huß; er theilte in demselben allen den auf dem Concile Versammelten mit: unter des Kaisers Schutz und Schirm sei Huß nach Constanz gekommen, um seine Lehre in öffentlichen Sitzungen vor dem Concil darzulegen und zu vertheidigen, aber verrätherischerweise sei er, dem kaiserlichen Schutzbriefe entgegen, gefangen genommen worden. — Wider den Willen des Kaisers sei daher die Verhaftung des Huß geschehen; trotz der höchsten Befehle auf Freilassung des Gefangenen halte man denselben noch immer im dunklen Kerker. Der Kaiser werde deshalb strenge Rechenschaft fordern!

Am 24. December schlugen Johann von Chlum und Gehrke Suteminn diese Schrift persönlich an die Thür der Domkirche zu Constanz an, um sie zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. —

In der Christnacht des 25. December, spät um Mitternacht, hielt Kaiser Siegismund mit einem zahlreichen Gefolge von etwa 1000 Pferden seinen glänzenden Einzug in die Stadt Constanz.

Die höchste Pracht war aufgeboten worden; Siegismund wollte sich gleich bei seinem ersten Erscheinen als Kaiser und wahrer Herrscher zeigen. Er wußte, daß in jener Zeit die Pracht des Kaiserthums einen gewaltigen Eindruck auf das Volk machte und er hatte deshalb Alles aufgeboten, um durch sein glänzendes Erscheinen das Volk zu blenden.

Fast alle die Fürsten und Herren, welche der Krönung des Kaisers beigewohnt hatten, begleiteten ihn; auch seine Gemahlin, die Kaiserin Barbara von Cilly und mehrere andere fürstliche Frauen befanden sich im Gefolge.

Von der anstrengenden Reise in der kalten Winternacht durften die Frauen nur wenige Minuten sich ausruhen und im geheizten Zimmer sich etwas erwärmen, dann begab sich Siegismund mit seinem ganzen Gefolge im feierlichen Zuge, der von mehr als tausend Fackelträgern begleitet wurde, am frühen Morgen in die Kathedrale, in welcher der Pabst heute die Christmesse feierte. Der römische König selbst diente dabei mit der Krone auf dem Haupte am Altar als Diakonus und sang mit schöner Stimme das Evangelium: „Es ging ein Befehl vom Kaiser aus.“ —

Zur rechten Seite des Altars war ein prachtvoller Thron für den Kaiser und seine Gemahlin errichtet, die ersten Würdenträger des Reiches und ihre Stellvertreter umgaben diesen Thron mit den Reichsinsignien. So hielt der Graf Herrmann von Cilly als Stellvertreter des Pfalzgrafen den goldenen Reichsapfel, Churfürst Rudolph von Sachsen das entblößte Reichsschwert.

Der Pabst empfing den Kaiser mit freundlicher Ach-

tung, er übergab ihm nach dem Schlusse der Messe ein von ihm geweihtes Schwert, indem er ihn bat, dasselbe zum Schutz und Schirm der Kirche zu gebrauchen. Kaiser Siegismund versprach dies mit freudiger Bereitwilligkeit.

So einig Pabst und Kaiser bei diesem feierlichen Vorgange zu sein schienen, so brach doch schon am folgenden Tage die Uneinigkeit aus.

Der Kaiser forderte die Freilassung des Johann Huß, aber Pabst und Cardinäle weigerten sich; das Concil sprach sich mit großer Einmüthigkeit dahin aus, daß die einem Ketzer geleistete Zusage ungültig sein müsse, — einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten!

Vergeblich drohte der Kaiser; der Pabst behauptete, nichts thun zu können, da nicht er die Gefangennehmung des Huß befohlen habe, sondern dieselbe von den Cardinälen ausgegangen sei. Die Cardinäle wiederum wollten sich auf keine Unterhandlung einlassen. —

Siegismund wollte ebenfalls nicht nachgeben, er drohte, das Concil zu verlassen, wenn sein Wille nicht geschehe. —

Das war es, was der Pabst gehofft hatte! Verließ Siegismund Constanz wieder, dann mußte das Concil sich auflösen, denn nur durch die großen Bemühungen des Kaisers war es ja überhaupt zu Stande gekommen, dann konnte Johann XXIII. hoffen, nach wie vor Pabst zu bleiben, und an der grenzenlosen Verwirrung, welche die Kirche zerrüttet und dem Pabste den Thron verschafft hatte, wäre nichts geändert worden! —

Viele Verhandlungen wurden gepflogen, Siegismund behauptete, Huß sei sein Unterthan, habe seinen Schutz empfangen und es sei sein Recht, daß dieser frei werde!

Da antworteten die Cardinäle; es sei ein höheres Recht der Kirche, daß die der Ketzerei Verdächtigen dem Kirchengesetz gemäß gerichtet würden! —

Mehrmals schied Siegismund im heftigsten Zorn aus der Versammlung des Concils, endlich entschloß er sich, wirklich Constanz zu verlassen. — Da aber sandten ihm die Cardinäle eine Deputation nach und erklärten ihm, das Concil müsse sofort auseinandergehen, wenn der Kaiser es in seiner Wirksamkeit hemmen wolle. Unter solchen Verhältnissen sah Siegismund sich gezwungen, nachzugeben. Er glaubte sein Gewissen über den Bruch des dem Huß gegebenen Wortes durch die schändliche Lehre, das einem Ketzer gegebene Wort brauche nicht gehalten zu werden, beruhigen zu können, und er gestattete daher, daß der gegen Huß begonnene Prozeß von den Cardinälen fortgesetzt werden könne. *)

---

*) Wie wenig auch die Wortbrüchigkeit Siegismunds und ganz besonders sein späteres Verfahren im Prozeß gegen Johann Huß zu rechtfertigen ist, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß allerdings der Kaiser sich in einer außerordentlich großen Verlegenheit befand. Er hatte die Wahl, seinen Geleitsbrief zu brechen oder die Auflösung des Concils, wenn er auf seinen Befehl bestand, zu bewirken. Wie unumgänglich nothwendig für die Regelung aller kirchlichen Verhältnisse das Concil war, haben wir bereits bewiesen. Siegismund glaubte daher, durch die Aufopferung eines Mannes und seinen Wortbruch ein geringeres Unrecht zu begehen, als durch die Auflösung des Concils. Welche furchtbaren Folgen für ihn, für Böhmen, ja für ganz Deutschland der Prozeß des Johann Huß haben würde, das konnte freilich in jenen Tagen der Kaiser noch nicht ahnen!

Capitel 11.

Die Flucht des Pabstes.

Am 5. Januar war Burggraf Friedrich mit einem zahlreichen Gefolge fränkischer Ritter in Constanz eingetroffen und in dem am Fischmarkt gelegenen hohen Hause, welches einem Herrn von Tettikow gehörte, abgestiegen. Seine Begleitung bestand lediglich aus fränkischen Rittern; märkische Adlige waren ihm nicht nach dem Concil gefolgt, aber vor ihm hatten bereits einige geistliche Würdenträger der Mark, so die Bischöfe von Lebus und Brandenburg in Constanz sich eingefunden; auch Graf Ulrich von Ruppin war mit einem zahlreichen Gefolge zum Concil gekommen.

Gehrke Suteminn hatte auf das Eintreffen des Burggrafen große Hoffnungen gesetzt, er baute auf den bedeutsamen Einfluß, welchen der Burggraf auf den Kaiser ausübte. Er glaubte und hoffte, Friedrich werde sich für Huß verwenden, diesem vielleicht die Freiheit verschaffen können.

Gehrke begab sich deshalb schon am Tage nach der Ankunft Friedrichs in das hohe Haus, und bat um eine Unterredung, welche ihm sofort bewilligt wurde.

Der Burggraf trat Gehrke freundlich entgegen.

„Seid mir willkommen in Constanz, Gehrke Suteminn,“ sagte er, „ich freue mich wahrhaft, Euch zu sehen! In diesem gewaltigen Menschengewühl fühlt man sich nur wohl, wenn man doch weiß, daß auch einige Freunde nahe sind. Ich habe Euer Schreiben erhalten, Gehrke, Ihr

bittet dringend für den böhmischen Ketzer Johann Huß, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich Euch dienen soll."

„Gnädiger Herr," erwiderte Gehrke, „Ihr habt gestritten in der Mark Brandenburg für Recht und Gesetz, oft habt Ihr es ausgesprochen, daß die höchste Pflicht des Fürsten in der Treue an dem Gesetz bestehe, deshalb wendete ich mich mit meiner Fürbitte gerade an Euch, da ich von Euch sicher glaubte, eine Hilfe erwarten zu können."

„Ihr sollt Euch in mir nicht getäuscht haben, Gehrke, aber sagt mir vor allen Dingen, was fordert Ihr von mir, wo soll ich rathen, wo soll ich helfen?"

„Johann Huß," antwortete Gehrke, „ist trotz des freien Geleites, welches ihm Kaiser Siegismund gewährt hat, in den Kerker geworfen worden! Ich flehe Euch an, gnädiger Herr, daß Ihr Euren ganzen Einfluß beim Kaiser verwenden möget, um Huß zu befreien, nicht nur des edlen Mannes selbst wegen, sondern auch um des Kaisers willen, damit das deutsche Volk nicht lerne, an einem Kaiserwort zu zweifeln! Wo soll noch Treu und Glauben walten, wenn der Kaiser selbst sein freies Geleit bricht und gestattet, daß der ihm Vertrauende ins Gefängniß geführt werde!"

Burggraf Friedrich ging mit ernster, nachdenkender Miene im Zimmer auf und ab, den vollen Kinnbart zwischen den Fingern drehend.

„Ihr setzt mich mit Eurer Bitte wirklich in peinliche Verlegenheit, Gehrke. Ich verkenne die Wahrheit Eurer Worte nicht, aber dennoch weiß ich kaum, was ich thun soll. Der Kaiser befindet sich in einer drängenden, schweren Verlegenheit. Er mag sein Wort nicht brechen, und

dennoch kann er auch wieder das Concil nicht auflösen! Ich habe gestern, sofort nach meiner Ankunft, mit unserem kaiserlichen Herrn gesprochen und dieser hat mir versichert, daß er an dem Schicksal des Johann Huß den wärmsten Antheil nehme, daß er ihn schützen werde, so viel er es irgend vermag, aber aus dem Gefängniß befreien kann er ihn nicht, ohne die höchsten Interessen der ganzen Christenheit zu verletzen! — Wie mir aus Eurem Briefe hervorgeht, seid Ihr mit dem böhmischen Priester genau bekannt, Gehrke. Ist dem so?"

„Der edle Ritter Johann von Chlum ist mein Freund, und durch ihn habe ich auch Johann Huß kennen und verehren gelernt, ohne mich aber seiner Freundschaft rühmen zu dürfen."

„Sprecht das nicht so laut aus, Freund Gehrke" sagte der Burggraf lächelnd, „Eure Antwort riecht gewaltig nach Ketzerthum! Es ist gefährlich, den böhmischen Ketzer einen verehrungswürdigen Mann zu nennen, und ich kann Euch nur rathen, dies nicht so offen und frei zu thun."

„Ich werde niemals aus meiner Gesinnung ein Hehl machen!" erwiederte Gehrke ernst und fest. „Ich habe manchen Abendpredigten des ehrwürdigen Huß gelauscht, aber niemals ein unlauteres Wort aus seinem Munde gehört. Es ist eitel Verläumdung, wenn man ihn einen Ketzer nennt, er will nichts als das, was die Cardinäle ja selbst fordern, die Ausrottung des in der Kirche eingerissenen Unwesens." —

„Genug, Gehrke," unterbrach ihn der Burggraf freundlich, „ich will nicht mit Euch streiten über die Hussitischen

Lehren, denn es kommt mir nicht zu, die Gesetze der heiligen Kirche zu deuteln; aber ich wünsche Euch, wünsche dem Kaiser, wünsche dem Johann Huß selbst zu dienen. — Da Ihr mit dem Ritter von Chlum bekannt seid, so sucht durch diesen oder persönlich Huß zu bewegen, daß er sich nachgiebig zeige, dringt in ihn, daß er widerrufe, es soll ihm dies so leicht wie möglich gemacht werden. Spricht Huß auch nur den gemäßigsten Widerruf aus, dann dürft Ihr versichert sein, wird der Kaiser nicht leiden, daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt werde! Beweist dem Manne, daß er ein Verdienst um die ganze Christenheit sich erwirbt, wenn er heute Alles das vermeidet, was Anlaß zu Störungen und Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Concil geben kann, bittet ihn, daß er nicht fest beharre auf seinem Eigensinn! Ist er wirklich ein so trefflicher Ehrenmann, wie Ihr ihn schildert, dann wird er seine kleinlichen eignen Interessen dem Wohle des großen Ganzen unterordnen! Widerruft er, dann verspreche ich Euch, daß auch ich allen meinen Einfluß für ihn aufbieten werde!"

Gehrke schüttelte bedenklich den Kopf.

„Gnädiger Herr, ich fürchte, dies wird zu keinem Ziele führen! Johann Huß ist tief durchdrungen von der Wahrheit seiner Lehre, er wird niemals widerrufen, kein Wort, keine Silbe, denn er müßte in diesem Falle ja die Wahrheit abschwören! Ich selbst habe aus seinem eignen Munde gehört, daß er lieber den Tod für seine Lehre leiden, als dieselbe abläugnen will!"

„Dann fürchte ich," entgegnete der Burggraf ernst, „daß Nichts für ihn zu thun sein wird! Der Kaiser hat

die Untersuchung genehmigt. Ihr wißt selbst, daß das Concil bereits eine Commission ernannt hat, welche sich mit dieser Sache beschäftigt. Beharrt Huß auf seinen Ansichten, dann wird er sicher als Ketzer gerichtet und verurtheilt werden. Der Kaiser kann ihn in diesem Falle nicht schützen, so gern er es auch möchte; mir selbst aber verbietet es meine Pflicht gegen das Reich, gegen die Kirche, deren Spaltungen vor allen Dingen ausgeglichen werden müssen, ein Fürwort für ihn einzulegen, sobald er sich nicht entschließt, zu widerrufen!"

Dies war ein trostloser Bescheid, aber Gehrke kannte den Burggrafen zu gut, als daß er nicht gewußt hätte, jedes fernere Bitten sei vergeblich. Er entfernte sich deshalb, um Johann von Chlum den Auftrag mitzutheilen, welchen er erhalten hatte, obgleich er sehr wohl wußte, daß jedes Bemühen, Johann Huß zum Widerruf zu bewegen, vergeblich sein würde.

Der Ritter von Chlum empfing mit tiefem Schmerze den Bescheid, welchen ihm Gehrke brachte; er besuchte Huß im Kerker und theilte ihm die Worte des Burggrafen mit, aber mit schmerzlichem Lächeln entgegnete ihm Huß, daß keine Gewalt der Erde ihn veranlassen werde, die Wahrheit zu verläugnen. Was auch geschehen möge, er wolle seiner Lehre treu bleiben, damit das böhmische Volk nicht irre an ihm und seinem Glauben werde.

Mit dieser festen Versicherung entließ er Johann von Chlum, indem er diesem noch freundliche Worte des Grußes und Dankes an Gehrke Suteminn auftrug.

Der Prozeß des kühnen Reformators wurde nun von den Cardinälen aufs Eifrigste betrieben, zu gleicher Zeit

aber entwickelte sich vor dem Concil noch ein anderer, ebenso wichtiger, ebenso gewaltiger Prozeß. Das Concil beschloß, daß, ehe zu einer Reformation der Kirche geschritten werden könne, vor allen Dingen die Dreiheit der Päbste aufhören müsse. — Die drei Oberhäupter der Kirche wurden aufgefordert, ihr hohes Amt freiwillig niederzulegen.

Pabst Johann XXIII. befand sich bei dieser Frage in einer ganz besonders üblen Lage; er war in Constanz anwesend, gewissermaßen in der Gewalt des Concils, während seine beiden Gegenpäbste in weiter Ferne gesichert weilten; auf der einen Seite gewährte ihm dies allerdings einen Vortheil, denn er durfte hoffen, durch die römischen Cardinäle einen bedeutsamen Einfluß auf die Würdenträger der Kirche auszuüben, vielleicht wieder gewählt zu werden, nachdem er entsagt hatte; auf der andern Seite wurde ihm aber auch ein lästiger Zwang durch seine Anwesenheit in Constanz aufgelegt.

Immer heftiger wurden die Debatten innerhalb des Concils. Pabst Johann machte Ausflüchte, er weigerte sich nicht grade zu, zu entsagen, aber er konnte sich auch nicht entschließen, dies formell zu thun.

Der Kaiser wendete vergeblich seine ganze Beredsamkeit, seinen ganzen Einfluß auf, um den Pabst zur Abdankung zu bewegen, da erschien plötzlich eine furchtbare Anklageschrift gegen Johann XXIII., welche in Hunderten von Abschriften auf dem Concil verbreitet wurde.

Das ganze, an Scheußlichkeiten reiche Leben Balthasar Cossa's wurde in diesem Aufsatze mit den grellsten Farben geschildert und auf das Klarste und Unwider-

leglichste nachgewiesen, wie unwürdig ein solcher, mit allen Verbrechen beladener Mann des päbstlichen Thrones sei. Keine Todsünde, keine Abscheulichkeit gab es, welche nicht in diesem Aufsatze dem Pabste vorgeworfen wurde, und dennoch enthielt die Schrift nichts als Wahrheit, kein Wort derselben vermochte Johann abzuläugnen. Er durchlas die Schrift mit tiefem Entsetzen, er fühlte, daß, wenn dieselbe in offner Sitzung des Concils berathen und geprüft würde, wenn die Wahrheit aller dieser gegen ihn gemachten Anklagen sich erwies, daß dann das Concil nicht umhin könnte, ihn förmlich abzusetzen. Er erklärte deshalb, abdanken zu wollen, wenn seine Nebenpäbste dasselbe thäten, er that diesen Schritt mit der geheimen Hoffnung, daß seine Nebenpäbste, welche fern von dem Concil in Sicherheit lebten, hierzu keinenfalls bereit sein würden; aber diese Hoffnung sollte ihn betrügen, denn wider Erwarten sprach Gregor XII. seine Bereitwilligkeit aus, dem päbstlichen Throne zu entsagen, und es war auch Aussicht vorhanden, daß der dritte Pabst Benedict XIII. zu einem solchen Schritt durch die Vermittlung des Kaisers, nöthigenfalls mit Gewalt, bewegt werden könne.

Der Pabst Johann glaubte außerdem noch einen anderen Rückhalt zu haben. Herzog Friedrich von Oestreich war ihm eng befreundet, und dieser hatte ihm versprochen, ihn nöthigenfalls gegen Kaiser und Concil zu beschützen, und ihm, wenn kein anderes Mittel mehr bliebe, zur Flucht zu verhelfen.

Den immer dringender werdenden Bitten Siegismunds und der Cardinäle mußte der Pabst endlich nachgeben, er gelobte unter dem höchsten Jubel aller Anwesenden

am 2. März vor dem Altar und dem ganzen versammelten Concil eidlich, daß er bereit sei, abzudanken, wenn dadurch die Trennung der Kirche gehoben werden könne.

Kaiser Siegismund war über diesen Entschluß des Pabstes so entzückt und gerührt, daß er vor ihm niederkniete und ihm die Füße küßte; dasselbe that auch der Präsident der Versammlung, welcher ihm im Namen des ganzen Concils innigst dankte. Zur Verherrlichung dieses Tages wurde in der ganzen Stadt mit den Glocken geläutet, und ein allgemeines Freudenfest gefeiert, denn jetzt hoffte man, daß endlich die Uneinigkeit in der Kirche beseitigt sein würde.

Die Nachgiebigkeit des Pabstes war indessen nur ein Schein gewesen, er hatte sich fest zur Flucht entschlossen und mit dem Herzog Friedrich von Oestreich bereits die nöthigen Verabredungen getroffen. Er wartete nur darauf, daß sich ihm eine Gelegenheit darbiete; diese freilich war schwer zu finden, denn das Gerücht, der Pabst wolle fliehen, hatte sich auf merkwürdige Weise in Constanz verbreitet und alle Maaßregeln waren getroffen worden, um eine Flucht zu verhindern.

Die Thore wurden fest geschlossen, kein hoher geistlicher Würdenträger durfte die Stadt verlassen, ja Siegismund begab sich noch am Abend des 19. März spät in die Wohnung des Pabstes, um sich zu überzeugen, ob derselbe auch anwesend sei und um ihn dringend zu bitten, von jedem Fluchtplan abzustehen. Johann versprach dies, während schon alles für seine Flucht am folgenden Tage vorbereitet war.

Am 20. März hatte Herzog Friedrich von Oestreich

außerhalb der Stadt Constanz auf dem Felde ein großartiges, prachtvolles Turnier vorbereitet. Am ganzen Vormittage herrschte in der Stadt ein Leben, wie nie zuvor. Tausende von Fremden waren aus der ganzen Umgegend herbeigezogen, um dem prachtvollen Schauspiele beizuwohnen, alle drängten sich nach den Schranken.

Nachmittags begann das Turnier. Herzog Friedrich selbst wollte mit dem Grafen Friedrich von Cilli, dem Schwager Kaiser Siegismunds, ein Stechen halten; außerdem hatte sich eine große Menge prächtig geschmückter und reich bewaffneter Ritter eingefunden, welche an diesem Tage ihre Kunst und ihre Tapferkeit beweisen wollten.

Hunderte von Musikern mit Posaunen und Pauken umgaben die Rennbahn, Alles war aufgeboten, was an Pracht und Herrlichkeit das Fest verschönern konnte. Ein ähnliches Schauspiel hatte man in Deutschland noch nicht gesehen.

Edelleute, Ritter aus allen europäischen Ländern ritten in die Schranken in ihren prächtigsten Rüstungen, in ihren herrlichsten Gewändern, vor allen aber zeichnete sich der englische Graf Richard von Warwick aus; er entfaltete eine Pracht, wie kein andrer der Barone, und zeigte eine Tapferkeit und Geschicklichkeit, welcher nur höchst wenige gleichkommen konnten.

Herzog Friedrich, welcher das ganze Turnier nur veranstaltet hatte, um die Flucht des Pabstes zu ermöglichen, war bestrebt gewesen, die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel zu beschäftigen. So hatte er auch eine fabelhafte Gesandtschaft des Sultans von Assyrien zu dem Stechen eingeladen.

Diese erschien in ihren seltsamen Gewändern und zog die Blicke der ganzen gewaltigen Volksmenge auf sich. Mit einem Jubeltusch aller Musiker wurde sie empfangen! Dann schwieg die Musik, denn der Dolmetscher der Gesandtschaft wendete sich an Herzog Friedrich und bat ihn um Gehör. Er fragte, ob der hochgeborne Fürst, Otto, Herzog zu Sachsen, anwesend sei und bat, wenn dies der Fall, möge er sich zeigen.

Herzog Otto von Sachsen-Lüneburg war auf dem Concil nicht anwesend und dies wurde dem Dolmetscher mitgetheilt. Nachdem dieser seinem Gesandten in fremdländischen Lauten einige Worte gesagt hatte, stand derselbe auf und überreichte dem Herzoge eine Urkunde, welcher der Dolmetscher zugleich die Uebersetzung beifügte; durch einen Herold ließ der Herzog diese höchst seltsame Schrift verlesen.

Der mächtige König Soldan von Assyrien forderte in dem Dokumente den edlen Herzog Otto von Sachsen auf zu einem Turniere. Wenn er kommen wollte, so sollten zwei Könige des Sultans den Herzog zu Jerusalem erwarten und ihn führen nach der Stadt Baldarach, wo tausend Ritter, tausend Knappen und viertausend Frauen zu dem Turniere sich einfinden würden. Als Turnierpreis war dem besten Ritter: ein Sittig in einem goldenen Vogelhause verheißen.

In tiefer, gespannter Aufmerksamkeit hatten die Ritter und Herren und das ganze versammelte Volk der Vorlesung des wunderbaren Documents gehorcht, welches dadurch um so eigenthümlicher wurde, daß der mächtige König Soldan von Assyrien grade den Herzog Otto von

Sachsen mit dieser Einladung begnadigt hatte, denn Herzog Otto war lahm und keineswegs besonders geeignet für ein Turnier. Trotzdem aber kam Niemand auf den Verdacht, daß die ganze Gesandtschaft nichts Anderes als ein Streich kühner und verschmitzter Abenteurer war; Jeder glaubte an die Wirklichkeit derselben.

Das Stechen ging nun vor sich, große Kunst, große Tapferkeit wurde entfaltet, kostbare Preise, welche der Herzog ausgesetzt hatte, wurden gewonnen unter dem jubelnden Zuruf der Volksmenge.

Auch unseren Freund Gehrke Suteminn hatte die Neugierde verlockt, dem prachtvollen Schauspiele beizuwohnen. Mit hohem Interesse sah er dem Kampfspiel zu, da fühlte er plötzlich eine schwere Hand sich auf seine Schulter legen; er schaute sich um und gewahrte den Ritter von Chlum.

„Folgt mir schnell, aber so unbemerkt als möglich, Gehrke," raunte ihm der Ritter leise zu, dann wendete er sich um und drängte sich eilig durch die Menge.

Gehrke folgte ihm; nach einer Viertelstunde etwa, während welcher der Ritter schnell vorwärts geschritten war, scheinbar ohne um Gehrke sich zu bekümmern, blieb er stehen, schaute um sich und als er sah, daß Niemand seine Worte belauschen konnte, sagte er:

„Die Zeit ist gekommen, Gehrke Suteminn, daß ich Eure Freundschaft für mich und für den ehrwürdigen Johannes Huß auf die Probe stellen will. Es handelt sich um Leben und Tod! Wenn unser Freund in Constanz bleibt, wenn er dem Gerichte des Concils sich unterwirft, so ist sein Tod gewiß; als Ketzer wird er auf dem Schei-

terhaufen verbrannt werden! Huß muß fliehen, muß der böhmischen Nation wiedergegeben werden, der er so treu Gottes Wort gelehrt hat! Mir hat ihn mein König, mir hat ihn das Volk zum Schutze übergeben, mir ist daher die heilige Pflicht auferlegt, ihn zu retten vor dem drohenden Tode. Wollt Ihr mir dabei helfen, Gehrke Suteminn, dann folgt mir, aber ich will Euch nicht verhehlen, daß wenn das Rettungswerk mißlingt, Euer Leben gefährdet ist. Man wird uns Beide in den Kerker werfen, wir werden vielleicht als überwiesene Ketzer den Scheiterhaufen mit dem ehrwürdigen Huß theilen müssen! — Wollt Ihr mir helfen, Freund, trotz der Gefahr?"

„Ich will es, Herr Ritter," antwortete Gehrke ernst und bestimmt. „Gern werde ich mein Leben wagen, um das des ehrwürdigen Huß zu retten; befehlt über mich, ich stehe zu Euch!"

„Das erwartete ich von Euch, Freund Gehrke! Folgt mir, wir haben keine Zeit zu verlieren; auf dem Wege nach dem Gefängnisse unseres Huß will ich Euch meine Pläne mittheilen."

Mit rüstigen, schnellen Schritten eilten die Freunde vorwärts, Johann von Chlum erzählte unterwegs Folgendes: „Von dem Tage an, an welchem Huß so verrätherischerweise von den Cardinälen verhaftet wurde, hatte ich beschlossen, ihn zu retten um jeden Preis! Das traurige Schicksal, welches unsern Freund erwartet, schwebte mir zu lebhaft vor der Seele, als daß die Nothwendigkeit einer Flucht mir nicht von dem ersten Tage der Gefangenschaft an eingeleuchtet hätte; ich habe deshalb keine Kosten, kein Mittel der Ueberredung gescheut, um im Do-

minicanerkloster unter den Gefangenwärtern Verbindungen anzuknüpfen! Es ist mir in der That gelungen, einen der Wärter zu bestechen, dieser ist bereit, mit uns zu fliehen. Ich hätte Euch dies schon längst mitgetheilt, Freund Gehrke, aber da dies Geheimniß nicht mein eignes war, Ihr mir bei den Vorbereitungen auch nichts nützen konntet, so zögerte ich, Euch eher Mittheilung zu machen, ehe die Nothwendigkeit dies gebot. Wozu sollte ich Euch der Gefahr einer Mitwissenschaft aussetzen, ohne Nutzen für mich, nur zum Schaden für Euch! Jetzt endlich ist die Zeit gekommen, in welcher ich meinen Plan zur Ausführung bringen kann. Ganz Constanz ist beim Turnier versammelt, auch nach dem Turnier wird in der Stadt eine Aufregung sich verbreiten, so gewaltig, so ungeheuer, daß sicherlich Niemand an Johannes Huß denken wird; diesen Zeitpunkt müssen wir benutzen, um unseren Freund zu befreien!"

„Aus welcher Veranlassung soll denn heut Abend eine solche gewaltige Aufregung herrschen?" fragte Gehrke erstaunt.

„Ihr werdet das sofort begreifen, wenn Ihr hört: der Pabst ist entflohen!"

„Der Pabst entflohen?" rief Gehrke erschreckt aus, „wie war dies möglich bei der strengen Aufsicht, welche der Kaiser Siegismund führte, bei der Aufmerksamkeit, welche er grade dem Pabste gewidmet hatte?"

„Es ist dennoch der Fall," entgegnete der Ritter von Chlum, „ich selbst habe den Pabst gesehen, als er flüchtete, habe ihn wohl erkannt, wie sorgsam er auch verkleidet war. Eine wunderbare Ahnung stieg in mir auf,

daß der heutige Tag ein bedeutungsvoller werden könnte, ich schlug deshalb Eure Aufforderung, das Turnier mit anzusehen, ab und wandelte ohne Zweck und Ziel in den Straßen von Constanz auf und nieder. Alles war leer und verödet, denn das Turnier hatte die Tausende von Fremden an sich gezogen, da fiel mir plötzlich ein Knecht auf, der auf einem kleinen Pferde vor mir herritt. Er hatte einen grauen, mit weißem Tuch gefütterten Mantel übergeworfen und eine große Kappe auf dem Haupte, welche sein Gesicht fast ganz und gar verbarg, so daß kaum Stirn und Augen sichtbar waren. Ein kleiner ebenso dicht vermummter Knabe folgte dem Manne. Ich beschleunigte meinen Schritt, um dem Knechte ins Gesicht zu schauen, ohne eigentlich zu wissen, warum ich dies that. Als ich neben ihm herschritt und ihn aufmerksam anblickte, da wendete er scheu den Kopf fort und in demselben Augenblick erkannte ich auch Balthasar Cossa! Ein leuchtender Gedanke schoß sofort in mir auf. Der Pabst will fliehen, die furchtbarste Verwirrung in Constanz wird die Folge sein, dies ist der Augenblick, um Johannes Huß zu befreien! Das Glück war mir hold; ich hatte keine Hoffnung, meine beiden böhmischen Freunde, Wenzel von der Duba und Heinrich von Latzenbock zu Hause zu treffen, denn diese waren — wie ich vermuthete — ebenfalls zum Turniere geeilt. Ich wendete mich deshalb nach dem Thore, da begegneten mir Beide, welche sich etwas verspätet hatten. Ich habe sie vorausgesendet, sie erwarten uns mit einigen Dienern und drei kräftigen Pferden! Dann eilte ich zu Euch, ich bedarf Eurer Hülfe, Eures starken Armes, um Huß aus dem Kloster zu entführen, denn

dieser ist noch zu kränklich, um einen weiten Marsch machen zu können! Wir werden ihn hier oder da noch eine Strecke tragen müssen!" —

„Aber Eure Nichte!" wendete Gehrke ein. „Was wird aus dem edlen Fräulein, wenn Ihr sie allein in Constanz zurücklaßt, den Verfolgungen jenes böhmischen Edelmannes ausgesetzt?"

Eine düstere Wolke flog über die Stirn des Ritters.

„Ich muß das theure Mädchen dem Schutze Gottes anheimgeben!" sagte er traurig. „Eine höhere Pflicht gebietet mir und dieser muß ich folgen, ich rechne indessen für den Schutz meiner Nichte auch ferner auf Euch, Gehrke Suteminn. — Wenn wir einige Meilen von Constanz entfernt sind, dann werde ich Euch bitten, uns zu verlassen, um zurückzukehren und meiner Nichte ein Schutz und Schirm zu sein, sie zurückzubegleiten nach Böhmen auf meine Schlösser. Wenn Euer kräftiger Arm sie beschützt, Eure Treue über sie wacht, dann wird sie sicherlich kein Unfall treffen!"

Gehrke versprach dem Freunde mit freudiger Bereitwilligkeit, ihm beizustehen. Sie hatten inzwischen das Dominicanerkloster erreicht, wo sie sofort Einlaß fanden und in den Kerker des Johannes Huß geführt wurden.

Die schwere eiserne Thür drehte sich knarrend und pfeifend in ihren Angeln, die Freunde traten ins dunkle Kerkergemach, welches nur wenige Strahlen des Tageslichtes durch ein hoch an der Decke belegenes, engvergittertes Fenster empfing.

Huß saß auf einem hölzernen Schemel vor einem zerbrochenen, krüppelhaften Tische, eifrig mit einem Buche

beschäftigt. — Als er das Knarren der Thüre hörte, wendete er sich um und begrüßte freundlich die hereintretenden Freunde.

Sein Aeußeres hatte sich in den wenigen Monaten außerordentlich verändert, er sah blaß und leidend aus, die schwere Krankheit hatte ihn kaum verlassen, der Körper war noch nicht vollkommen wiederhergestellt, der Geist jedoch war derselbe geblieben. Derselbe Zug freundlicher Milde lag in dem bleichen Angesicht wie früher, aber auch derselbe Zug unerschütterlicher männlicher Festigkeit.

„Seid mir willkommen, Herr Gehrke!" redete er diesen freundlich an und gab ihm die Hand zum Gruß, „das ist ein ungeahnter und deshalb doppelt erfreulicher Besuch."

Der Kerkermeister hatte wieder die Thür verschlossen, kaum war dieselbe zugefallen, da sagte Johann von Chlum eifrig:

„Wir haben keine Zeit zu Begrüßungen, ehrwürdiger Vater, jede Minute ist uns kostbar. Die Zeit drängt, Ihr müßt fliehen, augenblicklich fliehen. Alles ist vorbereitet, Wenzel von der Duba und Heinrich von Latzenbock warten unser mit kräftigen Pferden, unsere Mannen sind bei ihnen, in wenigen Stunden könnt Ihr weit von Constanz sein und bald werde ich Euch nach Prag zurückführen, dem treuen böhmischen Volke den geliebten Lehrer wiedergeben! Der Kerkermeister ist bestochen, folgt uns, ehrwürdiger Vater, wir führen Euch der Freiheit entgegen!"

„Ihr setzt mich durch Eure Worte in Erstaunen, Johann von Chlum!" entgegnete Huß. „Kennt Ihr wirklich

mich so wenig, daß Ihr glaubt, ich werde feig aus Constanz entfliehen und dadurch gewissermaßen ein Bekenntniß ablegen, als fürchtete ich mich vor dem Concil, ich sei nicht bereit mit meinem Leben einzustehen für die Wahrheit der Lehre Gottes, wie ich sie rein und lauter gepredigt habe! Nein, mein edler Freund, das kann, das werde ich nun und nimmermehr thun! Ich danke Euch, danke Euch aus ganzem vollem Herzen für Eure unverbrüchliche Liebe, aber Euer Anerbieten weise ich von mir. Ich werde hier bleiben und das Schicksal erwarten, welches mir Gott senden wird."

„Dies Schicksal ist der Tod, der furchtbare Tod auf dem Scheiterhaufen! Bedenkt dies wohl, ehrwürdiger Vater! Ihr werdet Eurem treuen böhmischen Volk entrissen sein, wo Ihr so gedeihlich noch lehren könntet, wo Euer Wort tausendfachen Segen stiften würde, Ihr werdet auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wie ein Ketzer, unter dem Gehöhn und Gespött der fanatischen Massen! Ich bitte Euch auf den Knien, theurer Freund und Lehrer, folgt mir nach Böhmen, bedenkt, wie Herrliches Ihr noch vollbringen könnt in Eurem Leben!"

Johannes Huß drückte freundlich die Hand des Ritters von Chlum, dann aber erwiderte er mit ernster Bestimmtheit:

„Ich folge Euch nicht! Ich habe den Samen des reinen Gotteswortes gestreut in die Herzen des böhmischen Volkes, dort wird er aufgehen und wuchern, fortwachsen, auch wenn ich den Feuertod in Constanz erlitten habe! Grade das wird meine Freunde und Schüler doppelt befestigen in der Wahrheit dessen, was ich ihnen gelehrt,

daß ich nicht scheue, den qualvollen Tod zu erleiden für meine Lehren! Geht, Freunde, laßt mich allein! Noch einmal danke ich Euch, noch einmal bitte ich Euch um Verzeihung, daß ich Eure Liebe nicht anzunehmen vermag!"

Huß hatte so ernst, so bestimmt gesprochen, daß Johann von Chlum kein Wort zu erwidern wagte. Eine schwere Thräne trat in das Auge des kräftigen, starken Mannes, er küßte die Hand des Lehrers mit inniger Liebe, dann bat er ihn um seinen Segen und empfing denselben knieend.

Auch Gehrke war tief ergriffen, auch er kniete nieder vor Johann Huß und dieser legte die Hände auf die Häupter der beiden Freunde, Gottes Segen über die treuen Herzen erflehend. —

Keines Wortes weiter mächtig, entfernten sich der Ritter und Gehrke. Sie wußten es wohl, der Würfel war geworfen, das Loos des herrlichen Mannes bestimmt, er ging dem Märtyrertode entgegen, nichts vermochte ihn ferner zu retten.

Als die Freunde nach Constanz zurückgekommen waren, fanden sie in der Stadt eine gewaltige Unruhe. Der Pabst ist entflohen! so tönte das Geschrei in allen Straßen, die fremden Kaufleute rafften ihre Waaren zusammen, verschlossen ihre Buden, denn sie fürchteten, daß in dem wilden Tumulte Raub und Plünderung unausbleiblich seien. Die städtischen Schaarwachen durchzogen die Straßen, Cardinäle und Bischöfe mit ihrem Gefolge und der niederen Geistlichkeit eilten nach den Kirchen, die Sturmglocken läuteten, eine furchtbare Aufregung hatte aller Gemüther sich bemächtigt. —

In dieser schreckensvollen Zeit blieb ein Mann ruhig

und besonnen — der Burggraf Friedrich von Nürnberg! Sobald das Gerücht, der Pabst sei entflohen, zu ihm gedrungen, war er zum Kaiser geeilt und gemeinschaftlich mit diesem hatte er sofort die geeigneten Schritte gethan, um der allgemeinen Aufregung zu steuern.

Die Italiener und Oestreicher flüchteten in Massen aus der Stadt, denn sie glaubten, daß auf sie die Rache des Concils fallen würde. — Es war schon in Constanz überall bekannt, daß Herzog Friedrich die Flucht des Pabstes begünstigt habe und diesem auf dem Fuße gefolgt sei, deshalb fürchteten die östreichischen Herren für sich und ihren Herzog.

Kaiser Siegismund befahl, daß sofort sämmtliche Thore geschlossen, alle Straßen mit seinen Trabanten besetzt würden. Die Bürger von Constanz wurden zu den Waffen gerufen, Niemand durfte ferner die Sadt verlassen.

Die ruhige Besonnenheit, welche in allen diesen Maaßregeln lag, wirkte auf die aufgeregte Menge, der Schrecken verlor sich, die Kaufleute kehrten zu ihren Buden zurück und schon am folgenden Morgen war Ruhe und Sicherheit in Constanz wiederhergestellt.

Kaiser Siegismund bewährte sich jetzt als ein kräftiger und entschiedener Regent. Ihm zur Seite stand auf das Treuste Burggraf Friedrich von Nürnberg. Er unterstützte den Kaiser mit Rath und That; seinen umsichtigen Anordnungen, seinem gediegenen Ueberblick der verwickelten Verhältnisse war die schnelle Lösung der ungeheuren Verwirrung hauptsächlich zu danken.

Die Prälaten im Concil waren in höchster Verlegenheit, sie wußten nicht, was zu thun sei. Die widerstrei-

tendsten Meinungen zeigten sich, aber bald gewann auch unter der Geistlichkeit die Ueberzeugung die Oberhand, daß das Concil sich in seinen Berathungen nicht stören lassen dürfe.

Ein Vorschlag des Kanzlers von Paris, Johann Gerson, ging durch: das Concil erklärte, daß es höher stände, als der Pabst, und daß auch dieser dem Beschlusse desselben unterworfen sein müsse. — Es sendete eine Botschaft an den nach Schaffhausen geflohenen Johann und befahl, daß er sofort nach Constanz zurückkehren solle.

Der Kaiser erklärte den ebenfalls geflohenen Herzog Friedrich von Oestreich in die Acht.

Die böhmischen Freunde des Johann Huß hofften, daß nach der Flucht des Pabstes, Huß aus der Gefangenschaft befreit werden würde. Die Schlüssel des Gefängnisses waren dem Kaiser übergeben worden, aber dieser wollte in einer so wichtigen Sache nicht eigenmächtig handeln, er übergab deshalb den Gefangenen dem Bischof von Constanz, welcher ihn sofort aus dem bisherigen Gefängniß führen und in der Nacht auf einem Kahne nach seiner nahe gelegenen Burg Gottlieben am Bodensee bringen ließ.

Bisher war es Huß noch möglich gewesen, hin und wieder seine Freunde zu sprechen; fortan aber wurde auch dies ihm untersagt. Seine Gefangenschaft war in Gottlieben die allerhärteste und grausamste. Er wurde in einen einsamen hohen Thurm gesperrt, mit den Füßen in Fesseln geschlagen; in der Nacht kettete man ihn, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, noch außerdem mit den Händen an die Wand.

Johann von Chlum wendete sich bittend an den Kaiser und meldete ihm die fürchterliche Behandlung seines Freundes, aber auch dieser Schritt war vergeblich, denn Siegismund weigerte sich, irgend etwas für Huß zu thun, da dies im gegenwärtigen Augenblicke nur die ohnehin so verwickelten Verhältnisse noch mehr verwirren, sie noch gefährlicher machen könne.

Der Kaiser mußte fortan alle seine Kraft darauf verwenden, die Einigkeit im Concil zu erhalten, um das große Einigungswerk der Kirche zu vollbringen. Wie wir schon sagten, hatte er über den Herzog Friedrich von Oestreich die Reichsacht ausgesprochen, ihn für einen Reichsfeind erklärt. Burggraf Friedrich von Nürnberg wurde zum Reichsfeldhauptmann gegen den Herzog ernannt.

Der Burggraf erhielt dadurch eine höchst schwierige Stellung, denn er hatte keine Armee, mit welcher er den Herzog angreifen konnte. Bei dieser schweren Aufgabe zeigte sich wieder die Umsicht und Tüchtigkeit Friedrichs auf das Glänzendste! Er wendete sich an die benachbarten Reichsstädte und forderte von diesen Hilfe, um die Reichsacht an dem Herzog von Oestreich zu vollstrecken, und bereitwillig sendeten ihm die Städte ihre Zuzüge. Mit seiner kleinen Kriegsschaar fränkischer Ritter und mit den Truppen der Reichsstädte zog er gegen den Herzog.

Der Kaiser hatte inzwischen auch die Schweizer Kantone zum Widerstande und zur Feindschaft gegen Oestreich aufgefordert und es war ihm gelungen, einen erbitterten Krieg zu erregen.

Burggraf Friedrich drang mit seinem kleinen Heere

überall siegreich schnell vor. Stadt nach Stadt wurde genommen, und bald befand sich der Herzog in der höchsten Bedrängniß, da er von dem Burggrafen auf der einen, von den Schweizern auf der andern Seite angegriffen wurde. —

Friedrich hatte sich in diesem Feldzuge wieder so unvergängliche Lorbeeren, so große Verdienste um Kaiser und Reich erworben, daß Siegismund beschloß, ihm zum Danke die Mark Brandenburg erb- und eigenthümlich zu übergeben. Bisher war der Burggraf nur Landeshauptmann gewesen, er sollte fortan Markgraf von Brandenburg und Churfürst des heiligen römischen Reiches sein.

Am 30. April 1415 hatte der Kaiser die Churfürsten des Reiches in seine Wohnung geladen. Er theilte denselben mit, daß er dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Markgrafschaft Brandenburg mit der Churwürde und dem Oberstkämmermeisteramte des Reiches verleihe „in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht und Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich gezieret habe — — — in Gleichen in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er so lange fröhlich und unverdrossen gethan, täglich thue, und fortan noch thun solle und könne."

Der Kaiser knüpfte an die Verleihung der Mark Brandenburg nur eine Bedingung, nämlich die, daß das Haus Luxemburg berechtigt sein solle die Mark für 400,000 Goldgulden von Friedrich zurückzukaufen.

Anhang zum 11. Capitel.

Das Rückkaufsrecht, welches der Kaiser für sich und sein Haus bei der Verleihung der Mark an den Burggrafen von Hohenzollern bedingte, hat den meisten Geschichtsschreibern Veranlassung gegeben, die Verleihung überhaupt als ein Kaufgeschäft darzustellen. In dem größten Theile aller Geschichtsbücher findet sich die Nachricht, Friedrich habe dem Kaiser Geld geliehen und die Mark gewissermaßen gekauft.

Riedel giebt in seinem vortrefflichen Werke klare Beweise, daß diese Ansicht durchaus falsch ist. Burggraf Friedrich hatte in der That gar nicht so viel Geld, um eine so ungeheure Summe zahlen zu können. — Der Leser wird sich erinnern, daß Friedrich nicht einmal Geld genug besaß, um die verpfändeten Schlösser in der Mark Brandenburg baar einlösen zu können! — Es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, dem Kaiser so ungeheure Vorschüsse zu machen, daß dieser ihm dafür die Mark Brandenburg hätte verpfänden, resp. verkaufen können. Wenn bei der Uebertragung der Mark eine derartige Rückkaufsumme festgestellt wurde, so geschah dies nur aus dem Grunde, daß Friedrich durch eine solche Summe entschädigt werden sollte, wenn vielleicht König Wenzel oder Kaiser Siegismund später das Land zurücknehmen wollten; diese Entschädigung erscheint auch nicht als zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, welche Mühe und Kosten Friedrich auf die Kriege mit dem Adel des Landes verwendet hatte. Die Uebertragung der Mark an das Haus Hohenzollern ist daher kein Kaufgeschäft! Der Kaiser bewies durch

dieselbe seine Dankbarkeit für die großen und wichtigen Dienste, welche ihm Burggraf Friedrich geleistet hatte. Es war diese Uebertragung aber auch ferner ein politischer Act, denn Siegismund wollte durch Dankbarkeit den trefflichen Fürsten auch für die Zukunft an sich fesseln, seines Rathes und seiner kräftigen Unterstützung sicher sein! —

Capitel 12.

Der Tod des Märtyrers.

Kaiser Siegismund hatte sich nicht verrechnet, als er in der Ueberzeugung, daß Friedrich von Hohenzollern ihm und dem Reiche noch die wichtigsten Dienste leisten werde, diesem das Churfürstenthum Brandenburg verliehen hatte. — Der neue Churfürst war fort und fort sein treuster Rathgeber, seine kräftigste Stütze auf dem Concil zu Constanz.

Der ärgerliche Zwist mit dem Herzog Friedrich von Oestreich und dem entflohenen Pabste mußte vor allen Dingen beigelegt werden, ehe es möglich war, zu einer Einigung in Deutschland zu gelangen.

Churfürst Friedrich drang deshalb in den Kaiser, alle Mittel und Wege zu versuchen, um Herzog Friedrich von Oestreich wieder nach Constanz zurückzuführen. Er schlug vor, in Unterhandlung mit dem Entflohenen zu treten, diesem freies Geleit nach Constanz zu gewähren unter der Bedingung, daß er nicht ferner den Pabst schütze, sondern diesen dem Concile ausliefere.

Der Kaiser hatte in der ersten Zornaufwallung, als er die Flucht des Pabstes hörte und vernahm, welche Hilfe der Herzog demselben geleistet habe, einen Schwur gethan, er werde niemals wieder Frieden mit dem Herzoge schließen. Er glaubte deshalb in keine Unterhandlung eintreten zu können, aber die heiligen Väter auf dem Concil wußten Siegismunds ohnehin etwas weites Gewissen bald zu beruhigen. Sie stellten ihm vor, daß die Begnadigung eines

rebellischen Unterthanen kein Friedensschluß genannt werden könne. Wenn der Herzog sich der Gnade des Kaisers unterwerfen wolle, so könne dieser dieselbe ohne Weiteres und ohne sein Gewissen zu verletzen, gewähren.

In Folge dieser trefflichen Auseinandersetzung, ganz der Männer würdig, welche auch den Grundsatz ausgesprochen hatten, einem Ketzer brauche nicht Wort gehalten zu werden, bevollmächtigte der Kaiser Friedrich von Hohenzollern und den Herzog Ludwig von Baiern, mit dem Herzoge von Oestreich in Unterhandlung zu treten.

Der Herzog war durch den glücklichen Kriegszug Friedrichs von Hohenzollern, wie durch die siegreichen Angriffe der Schweizer Eidgenossenschaft so sehr bedrängt, daß er glaubte, seinen Untergang unvermeidlich vor sich zu sehen. Er demüthigte sich deshalb vor dem Kaiser, kam unter freiem Geleite nach Constanz und erschien am 5. Mai in einer Versammlung, zu welcher die vornehmsten Prälaten des Concils, die deutschen Reichsfürsten und ganz besonders die Gesandten der italienischen Staaten eingeladen waren. Es kam dem Kaiser vorzüglich darauf an, den widerspenstigen Italienern seine Macht und Größe zu zeigen.

Auf hohem Throne, am äußersten Ende eines langen Saales im Barfüßer-Kloster, saß Kaiser Siegismund. Herzog Friedrich wurde durch Ludwig von Baiern und den Churfürsten Friedrich von Brandenburg in den Saal geführt. Dreimal kniete er nieder vor dem Kaiser, dann fragte dieser ernst und strenge, was sein Begehren sei.

Herzog Ludwig von Baiern, als einer der Fürsprecher Friedrichs von Oestreich, antwortete: „Auf Verlangen

meines Oheims des Fürsten Friedrich, Herzog zu Oestreich, bitte ich des Königs Gnade, demselben zu verzeihen, worin er Eure Königliche Majestät und das Concilium beleidigt hat. Er übergiebt daher in seines Königs Gnade und Gewalt sich mit Leib, Land und Leuten und Allem und Jeglichem, was er hat, nichts ausgenommen, und verspricht auch, den Pabst Johann wieder zurückzuführen, wobei er seiner Ehre wegen sich vorbehält, daß demselben an Leib und Gut kein Leid und Gewalt geschehe!"*)

Der Kaiser fragte darauf den Herzog, ob dies seine Meinung sei, und ob er verspreche, Alles dies zu halten.

Mit gebrochner Stimme, glühend vor Scham, bejahte Herzog Friedrich, und bat demüthig um Gnade. Da ergriff der Kaiser seine Hand und sagte: „Es ist uns Leid, daß Ihr dieses verschuldet habet." — Friedrich beschwor darauf seine Unterwerfung, versprach, den Pabst Johann zur Rückkehr nach Constanz zu bewegen, und so lange daselbst als Geißel zu bleiben, bis sein Versprechen erfüllt sei.

Mit tiefem Ernst hatte die ganze Versammlung dem merkwürdigen Auftritte beigewohnt. Staunend hatten ganz besonders die italienischen Gesandten, welche gewohnt waren, Herzog Friedrich von Oestreich als einen der mächtigsten deutschen Fürsten zu achten und zu ehren, gesehen, wie dieser vor der Macht des Kaisers sich beugen mußte. An diese wendete sich jetzt Siegismund und sagte gebieterisch: „Ihr wißt, Ihr Herren, wie mächtig und

---

*) Wörtlich aus Aschbachs trefflicher Geschichte Kaiser Siegismunds.

angesehen die Herzöge von Oestreich sind, seht, was ein König der Deutschen vermag!"

Friedrich von Oestreich war besiegt; es kam jetzt nur noch darauf an, den flüchtigen Pabst nach dem Concil zurückzuführen. —

Johann XXIII. war zuerst nach Schaffhausen gegangen, als er aber dort sich nicht mehr für sicher hielt, hatte er seine Flucht von Stadt zu Stadt fortgesetzt, überall nur kurze Zeit bleibend, fortwährend mit dem Concil unterhandelnd; alle seine Vorschläge zur gütlichen Beilegung des Conflictes waren indessen auf den Rath des Kaisers von den Prälaten und Cardinäl n verworfen worden, fast nur die italienischen Cardinäle hatten die Partei des Pabstes ergriffen.

Johann hoffte, bei dem Herzoge von Burgund eine Stütze zu finden und mit dessen Hilfe nach Avignon fliehen zu können, aber Siegismund hatte Vorsorge getroffen; die burgundischen Grenzen waren aufs Schärffte bewacht, dem Herzoge waren Warnungsbriefe zugekommen, so daß dieser, welcher allerdings wohl geneigt gewesen wäre, die Partei des Pabstes zu ergreifen und demselben Vorschub zu leisten, es doch gerathen fand, dies nicht in offenkundiger Weise zu thun. Er schrieb ans Concil und erklärte, daß allerdings der Pabst ihn um Hilfe ersucht habe, daß er aber, nachdem er die unwürdige Flucht desselben erfahren, ihm keinen Schutz verleihen, sondern dem Concil treu bleiben werde.

Siegismund schickte dringende Aufforderungen an den Pabst, nach Constanz zurückzukommen. Um diesen Aufforderungen das nöthige Gewicht zu geben, begleitete Chur-

fürst Friedrich mit 300 Reitern die Gesandten, und halb in Güte, halb in Gewalt wurde Johann nach Constanz zurückgeführt. — In seiner Abwesenheit war der Prozeß gegen ihn mit voller Kraft und Erbitterung geführt worden. Siebzig Klageartikel waren gegen ihn erhoben; es gab kein Verbrechen, keine Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit, deren der Pabst in dieser Klageschrift nicht beschuldigt worden wäre, und für alle diese Anklagen gab es Zeugen, welche dieselben bewahrheiten konnten. —

Die Klagepunkte waren so scheußlicher Art, daß das Concil beschloß, über viele der scandalösesten Artikel einen Schleier fallen zu lassen, um dieselben nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen, da dennoch genügendes Material blieb, um den Pabst absetzen zu können.

Johann war nach Radolfszell in einen Thurm der Stadt als Gefangener gebracht worden und wurde dort von 300 Ungarn bewacht. Er sah ein, daß seine Macht gebrochen sei und unterwarf sich ohne Bedingungen dem Ausspruche des Concils, indem er hoffte, hierdurch vielleicht ein günstigeres Schicksal zu erzielen, als wenn er widerstrebt hätte. Seine Berechnung war richtig, denn, obwohl er förmlich abgesetzt wurde, obgleich das Concil erklärte, daß bei einer neuen Pabstwahl weder Balthasar Cossa, noch einer der anderen beiden Päbste wiedergewählt werden könnten, obgleich er vorläufig noch gefangen gehalten und selbst nach dem Schloß Gottlieben in den Kerker geführt wurde, so dauerte doch dieser peinliche Zustand für ihn nicht zu lange; er wurde bald darauf aufs Schloß nach Heidelberg geführt und konnte dort in ziemlicher Freiheit leben. Nach einigen Jahren erhob ihn

sogar der später gewählte Pabst Martin V. zum Cardinalbischof von Frascati, und so blieb denn dieser mit allen Lastern und Verbrechen befleckte Mann auch ferner einer der höchsten Würdenträger der römischen Kirche.

Einer der drei römischen Päbste war somit förmlich abgesetzt; der zweite, Gregor XII., erklärte freiwillig seine Abdankung unter der Bedingung, daß auch Benedict XIII., der dritte Pabst, nicht ferner als solcher anerkannt werde.

Benedict lebte in Spanien unter dem Schutz des Königs von Aragonien. Mit diesem war daher die Unterhandlung weit schwieriger, weil er sich in vollkommner Sicherheit befand.

Siegismund unternahm es, persönlich nach Spanien zu reisen, um den König von Aragonien zu bewegen, dem Pabste, der Einigkeit der Kirche wegen, seinen Schutz zu entziehen. Diese Reise trat der Kaiser in der That später an, und seinen großen erfolgreichen Bemühungen hatte die römische Kirche es zu danken, daß auch Benedict gezwungen wurde abzudanken, und somit der päbstliche Thron erledigt war.

Während der Unterhandlungen mit dem Pabste Johann XXIII. waren die heiligen Väter auf dem Concil nicht unthätig in der Untersuchung gegen Johannes Huß gewesen, sie hatten eine neue Untersuchungscommission ernannt, vielfache Verhöre gegen Huß angestellt und zugleich die Bücher und Lehren Wiklefs geprüft. Wenn es ihnen gelang, diese zu verdammen, dann konnte es nicht schwer sein, auch die Verurtheilung über Huß auszusprechen,

da seine Lehre ja zum großen Theil mit den Wikleffschen Lehrsätzen übereinstimmte.

Am 4. Mai 1415 wurde die feierliche Verdammung über die Wikleffschen Bücher ausgesprochen und deren Verfasser für einen Erzketzer erklärt. So war denn Alles vorbereitet, um das öffentliche Gericht über Huß selbst zu halten. Derselbe wurde aus dem Schloß Gottlieben nach dem Kloster der Franziskaner in Constanz übergeführt und zum 5. Juni sein erstes öffentliches Verhör bestimmt.

Eine große Versammlung, an der fast alle die beim Concil anwesenden Notabilitäten Theil nahmen, trat im Refectorium des Franziskaner-Klosters zusammen.

Ehe Huß in den Saal geführt wurde, verlas man einen Bericht über die Ergebnisse der bisher gepflogenen Untersuchung. —

Huß sollte nun verhört werden, aber dies Verhör war nichts weiter als eine leere Formalität, denn die geistlichen Richter hatten das Verdammungsurtheil bereits fertig.

Einer der im Saal anwesenden Böhmen hatte sich hinter den Vorleser geschlichen und prüfte in tiefer Spannung jedes der Documente, welches derselbe ergriff, um es zu verlesen; da fiel sein Auge zufällig auf ein Schriftstück, welches das Verdammungsurtheil des Huß enthielt. Schnell und leise verließ er den Saal, geflügelten Schrittes eilte er zum Ritter Johann von Chlum, welcher sich eben mit Gehrke Suteminn und dem Herrn von der Duba in angelegentlicher Unterhaltung befand in einer Berathung der letzten Schritte, welche wohl zu thun wären, um

den ehrwürdigen Huß zu retten. Fast athemlos kam der Böhme an, er theilte mit, was er gesehen und gelesen.

„Was ist da zu thun!" rief Johann von Chlum mit tiefem Entsetzen aus. „Wir berathen hier, wie wir unseren ehrwürdigen Freund retten sollen und schon ist er verdammt, ehe er noch gehört worden ist!"

„Ich fürchte," entgegnete Gehrke Suteminn traurig, „alle unsere Bemühungen werden fruchtlos sein. Huß ist nur zu retten, wenn er widerruft und wie wir den ehrwürdigen Vater kennen, wird er hierzu unter keiner Bedingung zu bewegen sein; laßt uns indessen noch einen letzten Schritt versuchen! Edler Ritter von Chlum, eilt Ihr mit dem Herrn von der Duba zum Kaiser, theilt ihm mit, daß das Verdammungsurtheil fertig sei vor dem Verhör, ich selbst werde zum Churfürsten Friedrich gehen, werde diesen dringend um sein Fürwort ersuchen; vielleicht gelingt es uns, wenigstens das Urtheil zu verzögern, wenn ich auch kaum hoffe, daß es uns gelingen wird, es abzuwenden." —

Gehrke's Vorschlag war zu vernünftig, um nicht befolgt zu werden. Der Ritter von Chlum und Wenzel von der Duba eilten zum Kaiser, Gehrke erhielt eine Audienz beim Churfürsten Friedrich, welcher tief entrüstet über ein so formloses Verfahren war und sofort ebenfalls zu Siegismund eilte.

Den gemeinschaftlichen Bemühungen der böhmischen Ritter und des Churfürsten gelang es in der That, den den Kaiser zu bewegen, daß er den Churfürsten Friedrich und den Pfalzgrafen Ludwig an die versammelten Väter des Concils mit dem Auftrage schickte, diese vor einer

übereilten Entscheidung zu warnen. Er verlangte mit voller Entschiedenheit, das Concil möge Huß geduldig anhören und nicht ohne die Kenntniß des Kaisers verurtheilen. — So wurde denn das Verdammungsurtheil auf einige Tage hinausgeschoben.

Das Verhör begann, man legte Huß seine Schriften vor und fragte ihn, ob er sich zum Inhalt derselben bekenne, und ob er bereit sei, die in denselben enthaltenen Irrthümer zu widerrufen.

Mit einfacher bescheidener Würde beantwortete Huß alle ihm vorgelegten Fragen; er bekannte sich zu dem Inhalte seiner Schriften und erklärte freimüthig, er würde gern bereit sein, jeden Irrthum, der etwa in seinen Schriften und Lehren enthalten sei, zu bekennen und zu widerrufen, sobald man ihn eines Besseren belehrt habe, er bäte die heiligen Väter, ihm aus der heiligen Schrift zu beweisen, daß er Unrecht habe, dann würde er freudig dies Unrecht anerkennen.

Auf einen solchen Beweis aber wollten die heiligen Väter sich nicht einlassen, ihr Wort, ihr Beschluß sollte genügen, um die Wahrheit in Unwahrheit zu verwandeln, und als Huß nach den ihm gemachten Einwürfen versuchte, seine Lehren zu vertheidigen, da wurde er von allen Seiten stürmisch unterbrochen. Man suchte ihn vergeblich einzuschüchtern, und trieb ihn endlich dahin, daß er mit ernster Entschiedenheit protestirend sagte: „Ich hätte wohl gehofft, in solcher Versammlung mehr Ruhe, Anstand und Ordnung zu finden!“ —

Am 7. Juni war ein zweites Verhör. Fast schien es, als traure selbst der Himmel über die Verdunklung der

Wahrheit auf dem Concil, welches doch die hohe und heilige Aufgabe hatte, die Kirche zu reformiren, die Religion in schöner Klarheit wieder leuchten zu lassen; denn die Sonne verfinsterte sich, es wurde plötzlich dunkel und mit Zittern beobachtete die abergläubische, ungebildete Volksmasse das Schauspiel einer fast totalen Sonnenfinsterniß, welche dem Verhör unmittelbar voranging.

In dem geräumigen Saale hatten alle sich zusammen gedrängt, welche irgend Eintritt zu finden vermochten, alle Cardinäle und Bischöfe, alle die höchsten Würdenträger der Kirche, die Fürsten des Reichs, die vornehmsten beim Concil anwesenden Ritter und Herren! — Auch Kaiser Siegismund war zugegen, um selbst zu hören und zu prüfen.

Wieder wurde Huß über seine Glaubenssätze befragt, wieder vertheidigte er dieselben mit voller Entschiedenheit, wieder sprach er es mit Eifer, Treue und Herzlichkeit aus, daß er gern sich belehren lassen würde. Aber man ließ ihn kaum zu Worte kommen, viel weniger verstanden sich die heiligen Väter dazu, ihn belehren zu wollen, was sie ja auch nicht konnten!

Mit wilder Erbitterung wurde das Verhör geführt, — so warf ihm z. B. der Cardinal Ailly mit Entrüstung, als eine leere Prahlerei, vor, daß Huß bei seinem ersten Verhör behauptet habe, wenn er nicht freiwillig nach Constanz gekommen sei, würde Niemand die Macht gehabt haben, ihn dazu zu zwingen!

Huß antwortete auf diesen Vorwurf einfach: „Das ist die reine Wahrheit, ich habe in meinem Vaterlande viele und mächtige Gönner, welche mich gern auf ihren

Schlössern gegen jede Gewalt geschützt haben würden und welche die Macht hatten, dies zu thun!"

„Schändliche Vermessenheit!" rief der Cardinal aus, „du hättest es gewagt, dem Könige zu trotzen? Welche Prahlerei! —"

Das war dem edlen Ritter Johann von Chlum zu viel! Welche Gefahr auch für ihn aus der Vertheidigung seines Freundes und Lehrers entstehen mochte, er konnte es nicht ertragen, diesen in so unwürdiger Weise angegriffen zu sehen. Er sprang von seinem Sitze auf und rief mit lauter, klangvoller Stimme: „Der ehrwürdige Huß hat nicht ein unwahres Wort gesagt. Seine Behauptung ist die reine lautere Wahrheit! Ich selbst, ich, der Ritter Johann von Chlum, bin nur einer der ärmeren Edelleute Böhmens, doch würde ich gern und freudig Huß in mein festes Schloß aufgenommen und wohl ein Jahr lang gegen jede Macht beschirmt haben; es giebt aber in meinem Lande mächtige Barone, die ihn auf ihren Burgen nöthigenfalls gegen die vereinten Heere des böhmischen und des ganzen römischen Reiches vertheidigt haben würden!"

Diese kühne und männliche Antwort machte einen tiefen Eindruck auf die versammelten Väter und auch auf Kaiser Siegismund.

Als das Verhör geschlossen war, ergriff der Kaiser das Wort und bestätigte, daß er dem Huß einen Geleitsbrief zugesichert und gegeben habe; dieser könne aber nur so weit gedeutet werden, daß dem Huß, wie es geschehen, ein ruhiges und öffentliches Verhör zugestanden würde.

„Ich schließe mich," fuhr der Kaiser fort, indem er

sich persönlich gegen Huß wendete, „den Ermahnungen der Cardinäle an, daß du nicht auf deinen Eigensinn bestehest, sondern dich gänzlich der Gnade des Concils anvertrauest, es wird mir, meinem Bruder und dem Königreich Böhmen zu Liebe dich gnädig aufnehmen, und dir keine schwere Buße auflegen; wolltest du aber an deinem Eigensinn beharren, so werden die Väter schon wissen, wie sie dich zu behandeln haben. Ich habe ihnen gesagt, daß ich keinem Ketzer zum Schutz dienen werde, ja wollte Jemand hartnäckig auf seine Ketzerei bestehen, so wäre ich der Erste, der ihn auf den Scheiterhaufen führte! Darum rathe ich dir nochmals, ergieb dich in die Gnade des Concils, und zwar je eher, je besser, damit du nicht in noch tiefere Schuld verfallest!"*)

Huß verneigte sich nach dieser Rede Siegismunds ehrfurchtsvoll, aber er blieb fest bei seinen Worten! Nachdem er einen kurzen Dank für den kaiserlichen Schutzbrief ausgesprochen, fügte er hinzu, daß er gern sich eines Besseren belehren lassen wolle, aber ohne dies nicht widerrufen könne. —

Huß hatte hiermit sein Schicksal entschieden, denn der Kaiser wollte ihn nicht schützen, außer, wenn er förmlich widerrufen würde, vielleicht konnte auch Siegismund, wie die Umstände lagen, nichts mehr thun. —

Am folgenden Tage, am 8. Juni, war das letzte öffentliche Verhör, bei welchem wiederum der Kaiser gegenwärtig war. Es verlief in derselben Weise, wie die früheren.

---

*) Wörtlich nach Palacki.

Einen tiefen Eindruck machte es auf die Versammlung, daß Huß in einer seiner Vertheidigungsreden die Behauptung aufstellte, ein Pabst oder Priester, der tödtlich sündige, könne den Begriffen des Priesterthums nach im Augenblicke der Sünde nicht mehr als ein wahrer Priester betrachtet werden, ebensowenig auch würde ein König, wenn er eine Todsünde begehe, ein wahrer König vor Gott sein. —

Der Cardinal Peter von Ailly rief auf diese Worte wüthend aus: „Nicht allein das Ansehen des Klerus willst du kränken, auch die weltliche Macht suchst du zu untergraben, als Rebell!“

Kaiser Siegismund unterhielt sich grade in einer Fensternische mit Churfürst Friedrich von Brandenburg und dem Pfalzgrafen. Er wurde gerufen. Huß mußte seinen Satz noch einmal wiederholen und kühn that er es.

Da schlug der Kaiser die Augen zu Boden und vermochte nichts zu erwidern, als die wenigen Worte: „Wohl Niemand ist sündlos!“ — Zu seinen Begleitern gewendet aber sagte er leise, indem er wieder in die Fensternische sich zurückzog: „Es hat niemals einen gefährlicheren Ketzer gegeben, als diesen!“*)

Als das Verhör beendet war, versuchte der Kaiser noch einmal Huß zu bewegen, den Forderungen des Concils zu genügen und seine Lehren abzuschwören.

„Welche Gefahr und Schwierigkeit, findest du,“ sagte er auf die Einwendung des Huß, daß ihm falsche Lehren unterschoben würden, und er diese doch unmöglich ab-

---

*) Nunquam fuisse haereticum quenquam perniciosiorem.

schwören könne, eingehend, „den Artikeln, die nach deiner Behauptung dir fälschlich zugeschrieben worden, zu entsagen? Was mich betrifft, ich wäre sogleich bereit, alle möglichen Irrthümer abzuschwören; würde daraus folgen, daß ich sie wirklich gehabt hätte?"

Huß erwiderte hierauf, daß dies allerdings folgen würde, und er könne deshalb einen Irrthum, den er nicht gelehrt, nicht widerrufen; er blieb bei seiner Erklärung.

Am Schlusse des Verhörs traten seine erbittertsten Feinde, Michael de Causis und Stephan Palecz, auf und behaupteten, nicht aus Groll gegen Huß, sondern nur aus Pflichtgefühl gegen ihn geklagt zu haben. Darauf erwiederte Huß ruhig und ernst: „Gott wird zwischen mir und Euch ein gerechter Richter sein!"

Er wurde zurück ins Gefängniß geführt, Johann von Chlum begleitete ihn, um ihn durch freundliche Worte der Theilnahme zu trösten.

Die Versammlung erhob sich und ging auseinander, nur Kaiser Siegismund blieb noch mit einigen der vornehmsten Cardinäle und Prälaten zurück. Er wendete sich an diese und rieth ihnen, mit voller Strenge gegen Huß zu verfahren, ihn zu verbrennen, wenn er nicht abschwören wolle und selbst, wenn er widerrufe, ihm nicht zu trauen, ihn nicht nach Böhmen zurückkehren zu lassen!

Die Worte waren gesprochen; wie ein Lauffeuer verbreiteten sie sich durch Constanz und furchtbar tönten sie weiter und weiter durch das deutsche Reich bis tief hinein in das Böhmerland. Eine wilde Aufregung ergriff alle Gemüther der Freunde des Johannes Huß und die entsetzlichen Hussitenkriege waren eine Folge dieser Worte!

Vier Wochen vergingen nach dem letzten Verhör, ehe das Verdammungs= und Todesurtheil über Huß ausgesprochen wurde. Siegismund mochte seine übereilte Aeußerung wohl bereut haben, denn noch mehrmals versuchte er es, Huß zum Widerruf durch Abgesandte zu bewegen, aber vergeblich.

Auch Churfürst Friedrich von Brandenburg sandte den Bischof von Brandenburg, Johann von Waldow, ins Gefängniß und ließ Johannes Huß auf das Dringendste bitten, sein Leben durch einen Widerruf zu retten, der ihm in der mildesten, am wenigsten verletzenden Form vorgelegt werden solle.

Johannes Huß dankte für die Güte des Churfürsten, aber er verweigerte den Widerruf.

„Ich will nicht mit einem Meineide vor Gott mich beladen," sagte er, „will nicht den Anhängern meiner Lehre ein Aergerniß geben! Lieber will ich mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen die Wahrheit des reinen Gotteswortes besiegeln, als den Glauben an dasselbe zerstören durch ein feiges Abschwören!" —

Mit tiefer Trauer im Herzen hatte Johann von Chlum und Gehrke Suteminn von allen diesen erfolglosen Versuchen gehört; noch einmal versuchte es auch der edle böhmische Ritter, den theuren Freund zu überreden, daß er die milde Widerrufungsformel unterzeichne. In glänzenden Farben malte er ihm die Wirksamkeit aus, die der noch junge und lebenskräftige Reformator im böhmischen Vaterlande haben könne, er schilderte ihm die Trauer seiner Freunde und Anhänger mit den ergreifendsten Zügen. Huß vergoß Thränen, aber er blieb fest und unbeugsam.

Am Sonnabend den 6. Juli hielt das Concil in der Kathedralkirche zu Constanz eine feierliche Generalsitzung. Auf hohem Throne, von allen Zeichen der Majestät umgeben, saß Kaiser Siegismund, an seiner Seite stand Churfürst Friedrich mit dem Scepter, Pfalzgraf Ludwig mit dem Reichsapfel, Herzog Heinrich von Baiern mit der Krone und ein ungarischer Magnat mit dem Schwert.

Alle Cardinäle und Prälaten waren versammelt, das Urtheil über den Märtyrer sollte gefällt werden.

Mitten in der Kirche stand ein kleines Gerüst, darauf ein Holzstock, über dem der Meßornat hing.

Huß wurde zur Kirche geführt. Von Bewaffneten umgeben, mußte er während der Messe in der Kirchenthür stehn bleiben, dann wurde er nach dem Gerüst geführt, vor dem er im Gebet niederkniete, während der Prediger das Concil und den deutschen König insbesondere an die Pflicht mahnte, jede Ketzerei aus der christlichen Kirche auszurotten.

Die Verhandlungen begannen, ein feierliches Gebot wurde verkündigt, daß Niemand, welches Standes und Ranges er auch sei, bei strenger Strafe, weder Beifall noch Mißfallen zeige, einen Widerspruch oder eine Zwischenrede erheben solle. Dann wurde die Anklage gegen Huß verlesen, eine Anklage, höchst wunderbarer seltsamer Art, denn in derselben befanden sich ganz neue, dem Huß untergeschobene Lehrsätze, vollkommen unerhörte Beschuldigungen.

Huß wollte antworten, aber man gebot ihm Schweigen, und die ihn umgebenden Wachen rissen ihn zurück. Still hörte er der ferneren Vorlesung zu, als aber die Anklage

behauptete, er selbst habe sich für die vierte Person der heiligen Dreieinigkeit ausgegeben, da konnte er sich nicht mehr halten!

Mit lauter Stimme protestirte er gegen solche Anschuldigung und wendete sich noch einmal mit tiefem Mißmuth gegen den Kaiser, indem er diesem vorwarf, daß er sein freies Geleit und damit sein kaiserliches Wort schnöde gebrochen habe. Eine dunkle Röthe überflog Siegismunds Wangen, als der ernste vorwurfsvolle Blick des dem Tode Geweihten ihn traf. Er erwiderte nichts, aber er vermochte diesem Blicke nicht zu widerstehen, sein Auge senkte sich zu Boden. *)

Der Bischof von Concordia verlas, nachdem die Anklageschrift beendet war, das Verdammungsurtheil, zuerst über die Bücher Hussens, dann über ihn selbst. Des Priesterthums sollte er entsetzt, der kirchlichen Weihen beraubt und der weltlichen Gerechtigkeit übergeben werden!

Auf dem in der Mitte der Kirche stehendem Gerüst wurde Huß als Meßprediger vollständig eingekleidet, und demnächst noch einmal aufgefordert, zu widerrufen.

Huß schaute um sich; als sein Blick auf die vielen ihm entgegenstarrenden von Haß erfüllten oder theilnahmlosen Gesichter fiel, auf denen fast nur Neugierde oder

---

*) Als etwa hundert Jahre später im Jahre 1521 auf dem Reichstage zu Worms Kaiser Karl V. aufgefordert wurde, das dem Luther gegebene freie Geleit zu brechen, ihn gefangen zu nehmen und als auch ihm das berüchtigte: einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten, zugerufen wurde, da sagte der Kaiser ernst: „Ich will nicht gleich meinem Vorgänger Siegismund erröthen."

Wuth sich wiederspiegelte, da trat eine Thräne in sein Auge; aber schnell faßte er sich. Mit einem Blick nach oben erklärte er ernst und feierlich: „Ich will nicht als Lügner vor meinen Gott treten, lieber will ich den Tod auf dem Scheiterhaufen erleiden, als einen Meineid begehen.“

Dies war sein Todesurtheil! —

Die Bischöfe nahmen ihm den Kelch und die Priesterkleidung ab, mit der Scheere wurde die Tonsur zerstört, dann setzte man ihm eine hohe Mütze von Papier in der Form einer Pyramide auf den Kopf, auf welcher drei Teufel gemalt waren, die an einer Armensünderseele zerrten. Die Mütze hatte die Inschrift: hic est haeresiarcha! (Dieser ist ein Erzketzer!) Die Bischöfe sprachen nun das Verdammungsurtheil über ihn aus und übergaben ihn der weltlichen Gerechtigkeit. —

Auf Befehl Kaiser Siegismunds wurde Huß durch den Pfalzgrafen Ludwig an den Constanzer Stadtmagistrat übergeben mit den Worten: „Nehmet hin den Johann Huß, der nach des Königs unseres allergnädigsten Herrn Urtheil und unserem eignen Befehl als ein Ketzer verbrannt werden soll.“

Das Todesurtheil wurde sofort in Vollzug gesetzt.

Von Bewaffneten umringt, wurde Huß aus der Kirche geführt. Auf dem Hofe brannten die Bücher des Reformators in lichter Flamme! Huß lächelte, als er bei ihnen vorüberschritt.

Langsam bewegte sich der mächtige Zug durch die von gewaltigen Volksmengen dicht gedrängten Straßen.

Auf dem Richtplatze vor der Stadt stand der Scheiter-

haufen. Mit heitrer Miene, mit freundlichem Lächeln blickte Huß auf den furchtbaren Pfahl, an dem er gebunden verbrannt werden sollte.

Er schaute um sich, sein Blick streifte über die ungeheure versammelte Menschenmasse; da blieb er haften an einem tief traurigen Antlitz. Er lächelte Gehrke Suteminn, der unter der dichten Volksmasse stand, freundlich zu, dann kniete er nieder und betete laut.

Als er wieder sich erhob, da fiel die mit Teufeln bemalte Papiermütze von seinem Haupte, er schaute sie lächelnd an.

Man fragte ihn, ob er beichten wolle; er bejahte es; als aber der hinzugerufene fanatische Priester sich weigerte, die Absolution zu ertheilen, wenn Huß nicht einen Widerruf zuvor habe ergehen lassen, da zog er es vor, ohne Beichte zu sterben. „Denn ich hoffe," sagte er, „vor dem Allbarmherzigen Gnade zu finden, da ich allen meinen Feinden verziehen habe."

Er wollte noch einmal das Volk anreden, aber der Pfalzgraf, der die Hinrichtung beaufsichtigte, litt dies nicht, er befahl, den Verurtheilten sofort an den Pfahl zu binden. Dies geschah.

Huß wendete sich freundlich an seine Kerkerwächter, die ihn zum Scheiterhaufen begleitet hatten, er nahm von ihnen Abschied und dankte ihnen für ihr schonendes Benehmen gegen ihn im Kerker; da traten den wilden, harten Männern die Thränen in die Augen, schluchzend mußten sie sich abwenden, denn diese Milde und Sanftmuth neben dieser Festigkeit erschütterte sie bis ins tiefste Herz.

Die Nachrichter entkleideten ihn und banden ihn mit

Stricken und Ketten an den Marterpfahl; sie hatten ihn mit dem Angesicht gegen Sonnenaufgang gestellt, aber einige in der fanatischen Menge forderten, daß er gegen Sonnenuntergang gewendet werde, da ein Ketzer nicht mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang gekehrt sterben dürfe. Der Pfalzgraf folgte dem ausgesprochenen Wunsche.

Jetzt wurde Stroh und Holz ringsum den Märtyrer geschichtet, so daß er bis zur Hälfte des Körpers bedeckt war. Der Scheiterhaufen sollte eben angezündet werden, da gebot eine gebieterische Stimme Einhalt.

Der Reichsmarschall Haupt von Pappenheim erschien auf der Richtstelle, gesendet vom Churfürst Friedrich von Brandenburg, um noch einmal Huß zum Widerruf aufzufordern. Friedrich hoffte, daß im Angesicht des drohenden Todes vielleicht Huß seinen Sinn geändert, weniger unbeugsam geworden sei! Er hatte sich getäuscht, denn mit ruhiger klarer Stimme und mit fester Entschiedenheit erklärte Huß, er sterbe, unschuldig in seinem Gewissen, mit Freuden für die von ihm verkündete Wahrheit.

Traurig entfernte sich der Gesandte.

Der Pfalzgraf schlug die Hände zusammen, da eilte der Scharfrichter herbei und zündete den Scheiterhaufen an; auch ein altes Weib wußte durch die Menge sich zu drängen und trug selbst in fanatischer Wuth ein wenig Holz herbei. Mitleidig lächelnd rief Huß aus: „o, heilige Einfalt!"

Die Flammen loderten schon mächtig in die Höhe, da begann Huß einen herrlichen Gesang; er empfahl seine Seele der Barmherzigkeit des Erlösers, und schon nach wenigen Secunden erstickten Rauch und Flammen, ihm

durch einen Windstoß ins Gesicht getrieben, den Märtyrer, ihm einen schnellen Tod gewährend. *)

Eine furchtbare Stille lagerte über der ungeheuren Menschenmasse. — Der Scheiterhaufen war ausgebrannt, die Nachrichter sammelten die Asche und schütteten sie in den nahen Rhein, damit nichts übrig bleibe, was seine Anhänger sammeln und als Reliquie nach Böhmen zurückführen könnten; aber ihre Bemühungen waren vergeblich, denn aus der Zuschauermasse stürzten einige böhmische Herren hervor und gruben mit den Händen etwas von der Erde auf, auf welcher der Holzstoß gestanden hatte, diese Reliquien trugen sie zurück ins Böhmerland, und dort wurde die heilige Erde von Hussens Freunden mit Entzücken als sein einziges Erbtheil begrüßt und verehrt.

Am Abend des furchtbaren Tages trat, vollkommen gerüstet, Gehrke Suteminn in die Wohnung des Ritters Johann von Chlum; er reichte traurig dem Freunde die Hand.

„Lebt wohl, edler Herr," sagte er, „ich kann nicht länger weilen in Constanz, mich drückt hier die Luft, ich muß zurück nach meiner Mark Brandenburg! Ein wildes Gefühl der Rache bewegt mir die Seele, dem ich nicht

---

*) Die Sage erzählt, Huß habe mit einer Andeutung auf seinen Namen, welcher im böhmischen „Gans" bedeutet, prophetisch in den letzten Augenblicken ausgerufen: „Heut bratet Ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird kommen ein Schwan, den werdet Ihr nicht verbrennen können!"

Historisch ist dies nicht, aber wohl hat Huß im Gefängniß eine ähnliche Prophezeihung mehrfach ausgesprochen, ohne indessen grade die Zeit für hundert Jahre zu bestimmen.

zu widerstehen vermöchte, wenn ich den stolzen Priestern begegnete, die unsern Huß gemordet haben. Ich muß fort, weit fort von hier, so laßt uns denn scheiden!"

Mit einer schweren Thräne im Auge drückte der Ritter von Chlum die Hand des Freundes; dann nahmen sie Abschied. Auch die liebliche Anna trennte sich ungern von dem treuen Freunde, dem sie so viel zu danken hatte. Nach wenigen Stunden schon war Gehrke fern von Constanz.

Capitel 13.

Der Brand von Nauen.

Am 17. August des Jahres 1415 ritt auf einem tiefen Sandwege, welcher von Schwandte nach Nauen führt, ein großer Reiterhaufen langsamen Schrittes.

Die Sonne sendete fast senkrecht ihre glühenden Strahlen und erzeugte eine erstickende Hitze. Der durch die Hufe der Pferde aufgewühlte feine Sand drang durch die Visire der schwer bepanzerten Reiter, in die Nüstern der keuchenden Pferde und machte die Gluth fast unerträglich. Leise vor sich hinfluchend bewegten sich die Reiter nur sehr langsam vorwärts; endlich trieb der Wachtmeister der Schaar sein Pferd etwas an, um zu einem hohen stattlichen Ritter, welcher den Zug anführte, zu sprengen.

„Mit Verlaub, edler Herr," sagte der Wachtmeister ehrerbietig, „die Mannschaft bittet um ein wenig Ruhe!"

Der Ritter hielt sein Pferd an, lüftete das Visir und überschaute mit ernsten finstern Blicken die Reiterschaar; er überzeugte sich, daß Rosse und Mannen auf das Aeußerste ermüdet seien. Ein verächtliches Lächeln überflog seine Züge.

„Jämmerliche Menschen!" sagte er höhnisch. „Ein wenig Sonnenbrand, ein paar Stunden des Ritts in der Hitze nehmen ihnen Luft und Leben! Keiner Anstrengung mehr sind sie gewachsen! Aber es sei drum, ich will ihnen Ruhe gönnen, damit sie am Nachmittage desto thätiger sein können, denn es gilt zu morden, zu brennen und zu plündern! Dabei werden sie ihre Kräfte schon

wieder gewinnen, dabei wird keine Hitze sie ermüden, kein Rauch und Staub sie stören, kein Durst sie plagen. Beim Plündern sind sie kräftig genug. — Sagt den Leuten, Wachtmeister, daß wir in einer halben Stunde den Nauener Damm erreichen, vor demselben breitet sich ein dichtes Gehölz aus, dort wollen wir ein Stündchen ausruhen. Die Leute mögen absitzen und sich im Schatten der Bäume erfrischen; aber nur für eine Stunde, dann geht es wieder vorwärts." —

Der Wachtmeister verneigte sich tief und ritt zu den Kriegsknechten zurück, denen er die Botschaft des Herrn mittheilte. Neues Leben kam sofort bei der Hoffnung auf kurze Rast in die müden Glieder, die Pferde wurden angetrieben und schneller ritt die Schaar vorwärts. Bald erreichte sie den schattigen Wald, welcher das Bruch umsäumt.

Der Ritter befahl, daß die ganze Schaar vom Wege ab in den Wald lenke, die Pferde aus dem Bruchbach tränke und sich durch eine Stunde der Ruhe stärke. Keine kriegerische Vorsichtsmaßregel durfte indessen versäumt werden, zahlreiche Wachtposten wurden ausgestellt, welche die Gegend beobachten sollten. Der Anführer selbst stieg ebenfalls vom Pferde, um im Schatten eines großen Baumes zu ruhen und ein karges Mahl, aus einigen Stücken Fleisch und Brod bestehend, einzunehmen; seine Ruhe sollte aber bald unterbrochen werden, denn kaum nach einer Viertelstunde meldete einer der ausgestellten Späher, daß ein schwer bewaffneter Reiter von Schwandte her auf dem Wege sich nahe.

Im nächsten Augenblick schon war der Ritter wieder

im Sattel, er befahl dem Wachtmeister sofort, daß sechs bis acht Knechte aufsitzen, und den Reiter überfallen sollten, sobald er in den Wald gekommen sei.

„Wir dürfen ihn unter keiner Bedingung vorbei lassen," fügte der Ritter dem Befehl hinzu, „denn er hat vielleicht Kunde von unserem Marsche und würde uns zu früh verrathen."

Acht Reiter wurden sofort beordert, versteckt hinter dem Gebüsch am Rande des Weges sich aufzustellen.

Der Reiter nahte. Ein gellender Pfiff ertönte im Gebüsch und in demselben Augenblick sprengten die acht bewaffneten Knechte hervor und umringten den Kommenden.

Dieser hielt mit einem jähen Ruck sein Pferd an und zog sein Schwerdt zur Vertheidigung, denn er glaubte in die Hände von Buschrittern gefallen zu sein, deren Knechten er sich nicht ergeben wollte. Er war schwer bewaffnet und kampfgeübt, so hoffte er, trotz der Uebermacht, sich Bahn brechen zu können.

„Laßt Euer Schwert sinken, Herr Henning von Stechow," sagte der Ritter, welcher den Trupp anführte, indem er aus dem Gebüsch hervorsprengte und sich den angreifenden Knechten anschloß, „Ihr seid mein Gefangner, jeder Widerstand ist nutzlos, hundert andere Knechte würden diese ersetzen, wenn es Euch wirklich gelänge, Euch von den Achten zu befreien."

„Ich kenne Euch nicht, Herr," entgegnete Henning von Stechow, „und begreife nicht, wie Ihr es wagen dürft, mich hier auf offener Landstraße räuberisch zu überfallen, da ich mit Niemandem in Fehde liege."

„Ihr möchtet Euch täuschen, Herr Henning von Stechow, Ihr liegt mit mir in Fehde!" Er öffnete bei diesen Worten das Visir des Helmes.

„Dietrich von Quitzow!" rief Henning aufs Höchste erstaunt aus, „Ihr hier an der Spitze einer bewaffneten Schaar! Ihr wollt mich gefangen nehmen und behauptet, ich läge mit Euch in Fehde?"

„Seid Ihr nicht ein Freund und Anhänger des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, meines erbitterten Feindes! Ich führe mit Jedem Krieg, der dem Burggrafen anhängt, und somit auch mit Euch. Ergebt Euch, Herr Henning, jeder Widerstand ist nutzlos, Ihr seid mein Gefangner; aber ich verspreche Euch rittermäßige Haft, will Euch sogar Roß und Schwert lassen, wenn Ihr mir versprecht, keinen Fluchtversuch zu machen! Habe ich Euer Wort?"

„Ihr habt es, Herr Dietrich, wenn ich auch nicht begreife, wie Ihr dazu kommt, mich zu überfallen; aber ich sehe, jeder Widerstand würde Thorheit sein."

„Gut, Herr Henning, wir werden darüber noch weiter sprechen; jetzt aber seid mein Gast bei meinem kargen Mahle. Laßt uns ein Stündchen freundlich von den alten Zeiten sprechen. Ihr seid ja Einer der Wenigen, deren ich noch mit Liebe gedenken kann, denn Euch verdanke ich, daß ich frei bin, — nicht ein Gefangner jenes Burggrafen, wie mein armer Bruder Johann, der noch im Kerker schmachtet! Das habe ich Euch nicht vergessen, das werde ich Euch gedenken, so lange ich lebe!" —

Dietrich warf den Zügel des Rosses einem der Knechte zu, sprang vom Pferde und führte Henning in den Wald

zu seiner Ruhestätte in dem kühlen Schatten des hohen Baumes.

Hier ließen Beide sich nieder und theilten das frugale Mahl. Ein heiteres Gespräch begann, Dietrichs von Quitzow düstere, unfreundliche Züge belebten sich, als er nach seinem Pathchen fragte, als er Nachrichten einzog über alle die alten Freunde, mit denen Henning in stetem Verkehr gelebt hatte. Aber bald verfinsterte sich wieder sein Blick, als Henning ihm mittheilte, daß Wichard von Rochow noch immer fast besitzlos in der Mark umherirre, daß der edle Gans von Putlitz ein Gefangener des Bischofs von Brandenburg sei und bleibe, daß Werner von Holzendorf, der treue Freund Dietrichs, keine Ruhestätte in der Mark habe und verbannt sei, wie zuvor.

„Er soll es entgelten, der stolze Burggraf!" rief Dietrich wild und drohend aus, „ein unversöhnlicher Feind will ich ihm bleiben, ihn angreifen und schädigen wo ich weiß und kann! Nie will ich Frieden schließen mit ihm, dem erbittertsten Feinde meines Geschlechts und meiner Freunde! Eher will ich arm und heimathlos sterben, ehe ich je mit ihm in Freundschaft trete!"

„Ihr seid zu hart, Herr Dietrich," entgegnete Henning von Stechow ernst, „wahrlich, Ihr kennt den Churfürsten nicht, sonst würdet Ihr freudig ihm dienen. Er will nur das Wohl des Landes, und wenn Ihr früher, als er nur Landeshauptmann war, sein Recht bestrittet, heute, wo er unser erblicher Markgraf ist, nachdem Kaiser Siegismund ihm die Mark Brandenburg erb- und eigenthümlich überlassen hat, heut ist es wohl Eure Pflicht, wie

die jedes anderen märkischen Adligen, dem rechtmäßigen Landesherrn zu gehorchen!"

Dietrich lachte hell auf. „Ich habe gehört von der Faxe in Constanz! Für viermalhunderttausend Gulden, die der edle Landeshauptmann der Mark geraubt hat, ist ihm das Land verkauft worden von dem Kaiser. Wahrlich, wenn Ihr Lust habt, Euch verkaufen und verschachern zu lassen an den Nürnberger Krämer, wenn Ihr glaubt, eine Waare zu sein, die man feil hält auf dem Constanzer Jahrmarkt — ich mag mich dem nicht fügen!"

„Ihr irrt, Herr Dietrich! Nicht gekauft hat Burggraf Friedrich von Nürnberg die Mark Brandenburg, der Kaiser hat sie ihm verliehen der hohen Verdienste wegen, welche er sich um das Land und um das deutsche Reich erworben hat."

„Laßt Euch dergleichen Mährchen aufbinden, wenn Ihr wollt, Herr Henning. Ich kenne den geldgierigen Kaiser genügend, um zu wissen, daß er nichts verschenkt. In den Marken hat der Burggraf Schätze zusammengerafft und diese dem verschwenderischen Siegismund vor die Füße geworfen; der Kaiser war stets geldbedürftig und hat gern die goldenen Gulden genommen und dafür Land und Leute verkauft! — Doch genug von dem Burggrafen, den Ihr meinetwegen Euren Markgrafen und Churfürsten nennen möget, ich erkenne ihn nicht als solchen an; laßt uns die wenigen Augenblicke, welche wir traulich hier zusammensitzen, in freundlichem Gespräche verbringen!"

„So sei es, Herr Dietrich," erwiderte Henning herzlich, „ich bitte Euch, erzählt mir, wie Ihr das lange Jahr verlebt habt. Ich habe oft von Euch gehört, aber

niemals etwas Bestimmtes. Das Gerücht erzählte bald Dies, bald Jenes. Bald solltet Ihr hier, bald dort sein; kaum hatte man heute dies gehört, so wurde am folgenden Tage das Gegentheil erzählt. Ich würde Euch dankbar sein, wenn ich aus Eurem eigenen Munde die Erzählung von Eurer Flucht an bis zum heutigen Tage hören könnte."

„Was soll ich Euch da erzählen?" sagte Dietrich mißmuthig. — „Mein wechselvolles Leben seit dem Tage meiner Flucht ist vergangen, wie das Leben eines geächteten Flüchtlings vergeht; ich bin umhergeworfen worden, bald hier, bald dorthin; von der Gnade der Fürstengunst habe ich gelebt, das bittere Brod der Abhängigkeit gegessen. Ich habe hier gekämpft und dort, doch nie für den heimischen Heerd, aber ich habe trotzdem gekämpft mit Genugthuung, denn ich führte oft das Schwert für meine Rache! Ihr wißt, daß es mir gelang, ins Pommernland zu den Herzögen von Pommern-Stettin zu fliehen; sie nahmen mich freundlich auf an ihrem Hofe, sagten mir viele Schmeicheleien über meine Tapferkeit und ließen mich in ihrem Gefolge reiten. Ich sollte einer ihrer Hofschranzen werden, dafür gewährten sie mir sogar Sold, aber ich passe nicht zum Hofmann, ich kann nicht heucheln und schmeicheln, ich kann den Rücken nicht beugen — das sahen die jungen Herzöge bald genug ein, und ich wurde ihnen überlästig, denn die Wahrheit mögen sie so wenig hören, wie andere Fürsten. Sie wollten mich gern los sein, aber sie wußten nicht recht, auf welche Weise. Mein finsteres Gesicht störte ihren Frohsinn, aber doch wollten sie mein Schwert sich bewahren für den

Krieg, mit dem sie die Mark zu überziehen beabsichtigten. Da gaben sie mir Liebenthal an der Rega in Pfandbesitz, um mich nur zu entfernen. Ich verließ gern den Hof; was sollte ich dort? In Liebenthal habe ich gekämpft gegen die deutschen Ritter, gekämpft mit aller Welt, denn nur in dem Gewühl der heißen Schlacht fand ich Ruhe und Befriedigung! Meine einzige Freude ist es gewesen, wenn ich auf hohem Roß saß und hineinstürmen konnte in die Kriegermassen! Wenn flammend mein Schwert einen Feind zu Boden schlug, dann konnte ich laut aufjauchzen, dann war ich glücklich! Bald aber kehrte auch dort der Friede ein und wieder mußte ich unthätig bleiben, da riefen mich die Herzöge Kasimir und Otto abermals, der Krieg in der Mark Brandenburg sollte ausbrechen — das war eine Freudenbotschaft! Endlich nahte die Zeit der Rache, endlich konnte ich jenem verhaßten Burggrafen vergelten! Ich ritt nach Stettin, ich führte das pommersche Heer an bei seinem Einfall in die Marken. Dörfer und Städte flammten hinter mir auf, wo ich an der Spitze meiner Truppen einherzog, da ließ ich rauchende Ruinen zurück, als Sühnopfer für mein geschändetes Recht, als Zeugnisse meines Hasses und meiner Rache! Wir zogen ins Ruppinsche, da konnte ich die Grafen von Lindow und Ruppin bestrafen dafür, daß sie den alten Freund, den Verwandten verrathen hatten. Noch sehe ich die früher so freundlichen Banner vor meiner Feste Friesack wehen, aber ich habe Rache genommen, fürchterliche Rache! Der Name des Quitzow wird von Kind und Kindeskindern noch mit Furcht und Entsetzen

in jener Gegend ausgesprochen werden.*) Schon hoffte ich, es würde mir möglich sein, die Mark zu durchziehen von einem Ende zum anderen, rächend, strafend, — da wurden plötzlich wieder die Herzöge wankelmüthig. Die Reichsacht war über sie ausgesprochen worden, der Burggraf hatte seinen ganzen Einfluß beim Kaiser verwendet, und es war ihm gelungen, eine Achterklärung gegen die Herzöge zu erreichen. Nun zogen wir in den Barnim vor Straußberg, gern hätte ich die verhaßte Stadt zerstört, aber sie ergab sich und die Herzöge wollten sich den festen Platz bewahren. Sie begannen Unterhandlungen mit dem Kaiser, um sich aus der Acht zu ziehen. Die Fürsten sind sich alle gleich, Keiner wagt es, mit kräftiger Hand sein Recht selbst zu fordern, feige Unterhandlungen müssen sie führen; tückisch, treulos sind sie, Einer wie der Andere! Die pommerschen Herzöge hassen die Mark aufs Tiefste, sie hassen den Burggrafen Friedrich, möchten ihm schaden, wo sie können, möchten ihn verderben, aber sie wagen es nicht, ferner Krieg zu führen, weil sie zittern vor der Reichsacht. Da riefen sie wieder mich, sie machten mir den Vorschlag, mir selbst ein Heer zu werben, mit ihm einzufallen in die Mark, hier zu sengen und zu brennen nach Herzenslust für meine eigene Rechnung, nicht in ihrem Auftrag. Das Geld dazu gaben sie mir bereitwillig, und daß ich gern auf diesen Vorschlag einging, das könnt Ihr mir wohl glauben! So seht Ihr mich denn an der Spitze meines kleines Heeres.

*) Die Prophezeihung ist eingetroffen! — Noch heut ist der „böse Quitz" in jenen Gegenden im Volksmunde geblieben.

Von Zehdenick aus bin ich eingedrungen in die Mark, jetzt gilt es der Stadt Nauen."

„Ihr wollt Nauen überfallen?" rief Henning erschreckt, „bedenkt, Herr Dietrich, daß es unritterlich ist, ohne Absagebrief eine auf den Frieden vertrauende Stadt anzugreifen!"

„Meint Ihr, Herr Henning?" fragte Dietrich spöttisch. „Bedarf es eines Absagebriefes gegen einen Feind, der noch keinen Frieden geschlossen hat? Ich habe dem Burggrafen den Krieg erklärt, den ewigen, unaufhörlichen Krieg, ich habe keinen Frieden mit ihm geschlossen und werde ihn nicht schließen, mir liegt daher keine Verpflichtung ob, einen Absagebrief zu schreiben; aber um Euch Genugthuung zu leisten, wohl, so mag es drum sein, reitet hin nach Nauen, theilt den Bürgern mit, daß ich binnen einer Stunde vor den Mauern stehen, und sie angreifen werde, dann können sie sich nicht beklagen, daß sie ungewarnt überfallen worden wären. Ich gebe Euch Eure Freiheit für einige Stunden wieder, gestatte Euch, die Nauener zu warnen unter der Bedingung, daß Ihr freiwillig zu mir zurückkehrt, Euch wieder als Gefangener mir stellt, nachdem ich entweder Nauen erobert habe oder von den Bürgern zurückgeschlagen worden bin. Wollt Ihr das, Herr Henning, dann macht Euch in Gottes Namen auf den Weg, aber reitet schnell, denn in einer Stunde stehe ich vor den Mauern Nauens!"

Henning von Stechow dankte Dietrich mit einigen freundlichen Worten, er gab sein Wort, freiwillig sich wieder als Gefangener zu stellen, dann bestieg er sein Roß, welches ein Wenig ausgeruht hatte, und ritt so schnell,

als das Pferd ihn tragen konnte, auf den in Krümmungen über das Luch sich hinziehenden Damm der Stadt Nauen zu.

Dort war Alles im tiefsten Frieden, Niemand dachte an einen Ueberfall, Niemand an die Möglichkeit eines Angriffes.

Die Einwohner hatten meistens die Stadt verlassen und befanden sich auf dem Felde bei der Ernte, nur alte Leute, Frauen und Kinder waren in der Stadt.

Die Sturmglocken wurden geläutet, um die Feldarbeiter durch dieselben zurückzurufen, eine furchtbare Verwirrung, ein entsetzlicher Schrecken bemächtigte sich der unglücklichen Bauern und Bürger als sie hörten, Dietrich von Quitzow nahe an der Spitze eines Heeres, um die Stadt anzugreifen.

Niemand dachte an eine Vertheidigung. Der Name des wilden Quitzow war so gefürchtet, daß ein Widerstand fruchtlos erschien. Jeder war bemüht, seine werthvollste Habe zu retten.

Vergeblich wendete sich Henning von Stechow an die Bürger und stellte ihnen vor, daß sie vor allen Dingen die Zugbrücken aufziehen, die Stadt vertheidigen müßten, bis von anderen Orten Hilfe käme. Wenn es auch nur gelänge, auf einige Stunden die Stadt zu halten, dann würden von allen Seiten her Zuzüge kommen, dann wäre die Rettung möglich! Niemand hörte auf ihn, jeder war nur besorgt für sein eignes Ich, keiner wollte der Allgemeinheit das kleinste Opfer bringen.

In Mitten der allgemeinen Verwirrung erdrönten die Trompetenstöße der Quitzowschen Reiter; die Zugbrücken

waren nicht aufgezogen und ohne Widerstand sprengte die Reiterschaar darüber, die geschlossenen Thore waren im Augenblicke zertrümmert, die wilden Haufen drangen in die Stadt, alles vor sich her niederwerfend.

Auf dem Markte machten sie Halt. Dietrich von Quitzow befahl sofortige Plünderung! Mit wildem Jubelruf sprangen die Reiter von den Pferden, mordend und plündernd drangen sie in die Häuser ein, Niemand verschonend! — Weiber und Kinder wurden unbarmherzig geopfert; es war eine Scene des Gräuels und des Blutvergießens, wie sie selbst in jenen Zeiten nur selten vorkam!

Eine Stunde lang gestattete Dietrich, welcher mitten auf dem Marktplatze ruhig auf seinem Pferde hielt und mit kaltem Blicke auf die entsetzlichsten Gräuel schaute, seinen Leuten das Plündern; dann gab er den Befehl, die Stadt an den verschiedensten Punkten anzuzünden.

Nach wenigen Minuten schon stiegen die Flammen lodernd in die Höhe, und verbreiteten sich mit rasender Geschwindigkeit von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, in den von der Sonne ausgedorrten Strohdächern eine leichte Nahrung findend.

Bald wurde die Hitze auf dem Markte und in den Straßen so gewaltig, daß die Quitzowsche Reiterschaar die brennende Stadt verlassen mußte. Auf dem Damme sammelten sich die Haufen wieder, die Beute wurde vertheilt und dann der Rückmarsch befohlen. Noch einen Blick der Genugthuung und der Befriedigung warf Dietrich von Quitzow zurück auf die verheerende Feuersäule, welche er hinter sich ließ, dann sprengte er aus der Stadt.

An dem Ausgange des Dammes, welcher über das Luch führt, erwartete ihn Henning von Stechow, um seinem Worte getreu, sich als Gefangener zu stellen.

„Eure Botschaft hat nicht viel genützt, Herr Henning,“ sagte Dietrich spöttisch, „ich habe wenig Widerstand gefunden!“

„Laßt uns nicht hiervon sprechen, Herr Dietrich von Quitzow,“ erwiderte Henning ernst und traurig, „ich bin Euer Gefangener und es ziemt mir nicht, mit Euch zu hadern, aber wahrlich, wollten wir über Eure heutige That länger sprechen, so würde ich nicht vermögen, meine Entrüstung und meinen Unwillen zu unterdrücken!“

„Thut nach Eurem Belieben, Herr Henning, ein Gefangener kann mich nicht beleidigen.“

Henning schwieg. Er war empört über die rohe Wildheit der Quitzowschen Schaaren, aber er sah ein, daß jedes Wort vergeblich gesprochen sein würde. — Mit der Einäscherung von Nauen hatte Dietrich den Zweck erreicht, den er bei seinem abenteuerlichen Zuge gehabt hatte; er gab deshalb den Befehl zum Rückzug nach Zehdenick, der nächsten pommerschen Stadt. Während die Reiter sich ordneten, besprachen sich einige wüst aussehende Kerle leise mit einander und einer wendete sich mit ehrfurchtsvoller Begrüßung an Dietrich.

„Verzeiht, gnädiger Herr,“ sagte er, „eine Frage. Wir sollen nach Zehdenick zurückkehren, der Zug ist beendet; würdet Ihr da nicht einigen muthigen Burschen erlauben, auf eigene Hand den Krieg in der Mark weiter zu führen?“

Verwundert schaute Dietrich von Quitzow den Fragenden an.

„Was soll das heißen, Bursche, wie kommst du auf diese Idee?“

„Wir sind unser zwanzig tüchtige Leute,“ erwiderte der Soldat, „und möchten gern noch eine Weile im Brandenburgischen hausen. Da giebt es noch reiche Beute zu machen! Einen Kiehnspahn gegen ein Strohdach gehalten, entflammt im Augenblick ein ganzes Dorf, und während die Bauern retten, findet ein tüchtiger Soldat immer Gelegenheit, manch werthvolles Stück zu erobern.“

Dietrich lachte. „Ich sehe,“ sagte er, „Ihr habt beim Brande Nauens etwas gelernt; nun wohl, ich habe nichts dagegen, aber merkt wohl, Ihr Leute, verschont mir meine Freunde. Höre ich, daß Ihr ein Dorf des Herrn von Stechow oder eines anderen mir befreundeten Ritters in Brand gesteckt habt, dann lasse ich Euch hängen, wo ich Euch finden mag!“

Etwa zwanzig räubermäßig aussehende Burschen sonderten sich sofort von der übrigen Schaar ab und zogen unter der Anführung dessen, der mit Dietrich gesprochen hatte, auf einem Seitenwege fort. Mit der übrigen Kriegerschaar trat der Quitzow seinen Rückzug an; er wollte im Gespräch mit Henning fortfahren, aber dieser antwortete nur höchst einsilbig, so daß auch Dietrich bald nicht mehr Lust hatte zu plaudern; schweigend ritten sie neben einander mit gegenseitiger Mißstimmung im Herzen, denn Henning war tief empört über die Grausamkeit des Quitzow, während Dietrich es dem Begleiter übel nahm, daß er es gewagt hatte, seine Mißbilligung zu äußern.

Der Rückzug der Pommern erhöhte diese Unbehaglichkeit mehr und mehr, und Henning entfernte sich weiter und weiter von Dietrich, denn jedes Dorf, durch welches die Schaar kam, wurde geplündert und niedergebrannt; der ganze Weg von Nauen bis Zehdenick war bezeichnet durch zerstörte und in Asche gelegte Dörfer, durch rauchende Ruinen, durch blutige Thaten.

Drei Tage dauerte dieser entsetzliche Marsch, dann war die pommersche Grenze erreicht.

Während die Truppen sich ruhten, wendete Dietrich sich an Henning von Stechow.

„Ich habe erlangt, was ich gewollt," sagte er, „Ihr seid jetzt frei, Herr Henning von Stechow, ich will Euch kein Lösegeld abfordern, denn ich gedenke der Stunde, da ich meine Freiheit von Euch erhielt. Kehrt zurück jetzt nach der Mark; ich durfte Euch nicht eher freilassen, da ich Euch zu wohl als Freund des Burggrafen kannte, um nicht zu wissen, Ihr hättet mir eine ansehnliche Truppenzahl auf den Hals gehetzt, wenn ich Euch nicht gefangen nahm. Lebt wohl, Herr Henning, mögen wir künftig als Freunde uns wiedersehen."

„Das wünsche ich von Herzen, Herr Dietrich von Quitzow," entgegnete Henning traurig, „obwohl ich den Glauben daran verloren habe! Könntet Ihr je der Freund des Churfürsten werden, wahrlich, ich versichere Euch, Niemand würde treuer Euch anhängen als ich! Laßt mich den Vermittler sein zwischen Euch und dem Churfürsten! Glaubt mir, er ist so groß- und edelherzig, daß er gern Euch verzeihen wird! Ihr werdet dem Vaterlande wiederge-

geben werden, wenn Ihr nur den ersten Schritt des Entgegenkommens thun wollt."

„Nun und nimmermehr! Kein Wort weiter darüber! Lebt wohl, Herr Henning, vielleicht auf immer!" —

Mit einem kalten Gruß wendete Dietrich sein Roß, gab den Befehl zum Aufbruch und sprengte seiner Reiterschaar voran, während Henning traurigen Herzens in das Brandenburgische zurückkehrte.

In wenigen Tagen hatte er Schloß Stechow erreicht und wurde freundlich begrüßt von der reizenden Marie, welche ihm mit dem kleinen Dietrich an der Hand und einem lieblichen Mädchen, von etwa einem halben Jahre, auf dem Arm freudig entgegentrat. Sie war seinetwegen schon in großer Besorgniß gewesen, denn die Kunde von der Einäscherung Nauens hatte sich schnell durch die Mark Brandenburg verbreitet, und Marie wußte, daß Henning von Fehlefanz aus über Nauen reite, also den Quitzowschen Schaaren in den Weg kommen müsse.

Einige ruhige, freudige Tage verlebte Henning im Kreise seiner Familie, da wurde er plötzlich tief beunruhigt durch einen Rathenower Kaufmann, welcher in Handelsgeschäften auch Henning von Stechow besuchte und ihm erzählte, daß in der ganzen Umgegend eine Mordbrennerbande hause, die unbeschützten Dörfer heimsuche und die scheußlichsten Gräuel verübe. Die wüsten Kerle rühmten sich laut, so erzählte der Kaufmann, daß sie ausgesendet seien von Dietrich von Quitzow und von der in Brandenburg lebenden Frau Agnes von Quitzow, der Ehefrau des gefangenen Johann. Das Volk von Brandenburg, so sagte er, sei deshalb in großer Aufregung und Frau

von Quitzow in höchster Gefahr, von dem wüthenden Pöbel gefangen, vielleicht gesteinigt zu werden.

Frau von Stechow war über diese Nachricht in tiefer Bekümmerniß. Sie war nahe verwandt mit der Frau von Quitzow und dieser stets befreundet geblieben. Seitdem das Unglück die Quitzowsche Familie heimsuchte, hatte das freundschaftliche Verhältniß einen noch innigern Charakter angenommen.

Marie von Stechow war oft in Brandenburg, Agnes in Stechow gewesen, beide Frauen hatten traulicher und liebender sich an einander geschlossen. Marie drang deshalb in ihren Gatten, sofort nach Brandenburg zu reiten, um die Frau von Quitzow zu warnen, vielleicht sogar zu retten vor den Angriffen des Volkes.

Henning war hierzu gern bereit; schnell stieg er zu Roß und ritt im scharfen Trabe nach Brandenburg. —

Es war am späten Nachmittage, als der Reiter in der Stadt ankam. Kaum vermochte er die dicht gedrängten Volksmassen, welche auf den Straßen sich bewegten, zu durchdringen; wilde Aeußerungen hörte er hier und dort, überall wurde der Name Quitzow mit den entsetzlichsten Verwünschungen ausgesprochen.

In der Herberge, in welcher er sein Pferd abgab, erfuhr er, daß vier von den Mordbrennern, welche die Gegend unsicher gemacht hatten, eingefangen worden seien, man hätte sie auf frischer That ertappt, gefangen nach Brandenburg geführt und dort auf die Folter gelegt, um von ihnen ein Geständniß ihrer Mitschuldigen zu erpressen. Ohne Zögern hätten sie ausgesagt, daß Dietrich von Quitzow,

zu dessen Soldaten sie gehörten, und dessen Begleiter sie bei der Einäscherung Nauens gewesen wären, ihnen gestattet habe, auch ferner auf eigne Hand in der Mark zu rauben, zu plündern und zu bre nnen.

Als man ihnen die Frage vorlegte, ob auch die in Brandenburg lebende Frau von Quitzow bei den Mordbrennereien betheiligt sei, da hatten die Gefangenen geläugnet. Die Folter aber war ein vortreffliches Mittel, um Geständnisse jeder Art zu erpressen. Wenn die Schrauben der Folter fester zusammengetrieben wurden, wenn sie das Fleisch des Gemarterten zerquetschten, die Sehnen desselben zerrissen, dann preßte der entsetzliche Schmerz jedes Geständniß hervor, welches der folternde Richter haben wollte.

So hatten denn auch die Mordbrenner auf Verlangen gestanden, daß Frau von Quitzow ebenfalls betheiligt sei, aber sie hatten dies Geständniß widerrufen in demselben Augenblicke, wo die Folterqualen nachließen.

Der Rath der Stadt Brandenburg wollte auf dies erzwungene Geständniß hin nicht gegen die verlassene Frau einschreiten, vielleicht durch Gerechtigkeitssinn bewogen, vielleicht auch fürchteten die Rathsmänner, daß die mächtigen Freunde der Frau von Quitzow, Henning von Stechow und die weit verbreitete Familie von Bredow, es der Stadt Brandenburg entgelten lassen möchten, wenn man der edlen Frau den Prozeß machte.

Das wild aufgeregte Volk blieb solchen Erwägungen fremd, es rottete sich zusammen auf den Straßen.

„Steinigt die Mordbrennerin!“ so rief einer dem

andern zu, und nur mit Mühe vermochten die städtischen Behörden, die Ruhe aufrecht zu erhalten.

Henning erkannte, daß Agnes von Quitzow in der höchsten Gefahr sei, er drängte sich durch die Menge nach dem Hause der Freundin; mit Mühe fand er Einlaß, denn die zitternde Magd hatte das Thor fest verschlossen, jeden Augenblick einen gewaltsamen Ueberfall befürchtend.

Henning traf Agnes von Quitzow in einer furchtbaren Aufregung, sie war tief entrüstet über das schändliche Gerücht, an dem sie vollkommen unschuldig war, vor der Gefahr zitterte sie nicht. Agnes war das ächte Weib Johanns von Quitzow! Muthig schaute sie der Zukunft entgegen.

Als Henning sie aufforderte, mit ihm zu fliehen, als er ihr seinen Schutz versprach, da wollte sie anfangs unter keiner Bedingung ihm folgen.

„Ich bestätige dadurch nur noch mehr die vielen nichtswürdigen gegen mich aufgebrachten Gerüchte," sagte sie ernst und entschieden; aber als Henning sie ans Fenster führte, als sie selbst die wild drohende Menge sah, als sie hörte, wie lauter und lauter die Stimmen wurden, welche den Tod der Mordbrennerin auf dem Scheiterhaufen forderten, da erbleichte sie doch und vertraute sich dem Schutze des Freundes an. Schnell nahm sie die Kleidung einer Dienerin und über den Hof nach einer abgelegenen Gasse zu folgte sie Henning, welcher sie zuerst nach dem Hause seines Oheims Nicolaus von Stechow und von da unter Begleitung mehrerer Knechte desselben aus der Stadt führte.

Henning lud die Frau von Quitzow ein, sich nach Schloß Stechow zu begeben, aber hierzu war Agnes nicht zu bewegen. Sie fürchtete, und wohl mit Recht, dadurch ihrem edlen Freunde zu schaden. Auf ihr Bitten begleitete Henning sie nach Magdeburg, wo sie hoffte, bei ihrem Schwager, der dort als Domherr lebte, eine Zuflucht zu finden.

Capitel 13.

Gnade.

Churfürst Friedrich hatte mit dem Kaiser Constanz verlassen, und nachdem er seinem kaiserlichen Freunde das Geleit eine Strecke Wegs gegeben, war er in seine fränkischen Lande zurückgekehrt, um dort einige wichtige Regierungsgeschäfte zu verrichten, dann aber so schnell als möglich nach der Mark zu reisen, wo seine Gegenwart durch die Zustände des Landes dringend erforderlich war.

Nur die Kraft des Churfürsten Friedrich selbst war im Stande, die außerordentlich verwickelten und verwirrten Zustände der Mark Brandenburg zu ordnen und in Ordnung zu erhalten. So thätig und einsichtsvoll auch seine Gemahlin war, so sehr sie unterstützt wurde durch treue und tüchtige Rathgeber, war es ihr doch nicht möglich gewesen, ganz im Sinne ihres Gemahles mit festem starkem Regiment den Adel zu unterdrücken, das Recht in den Marken zu schirmen.

Wir haben in dem letzten Capitel bereits erzählt, daß Dietrich von Quitzow, theils in Verbindung mit den pommerschen Herzögen, theils auch selbstständig, wie bei dem Ueberfall von Nauen, Einfälle in die Mark Brandenburg gemacht hatte.

Der Adel war unter sich wieder uneinig geworden, die fürstlichen Nachbaren begannen sich kriegerisch zu regen und drohten die märkischen Unterthanen in ihre Fehden hineinzuziehen; so lag Herzog Ulrich von Mecklenburg mit dem fürstlichen Herrn von Werle in Krieg und dieser

wendete sich bittend an Friedrich, daß er ihm, den geschlossenen Verträgen gemäß, beistehen möge.

Die Briefe trafen den Churfürsten auf seiner Reise nach der Mark Brandenburg, er beeilte dieselbe deshalb so viel als möglich, schrieb aber dem Herrn von Werle, daß er ihm nur rathen könne, sich als Vasall unter die Mark Brandenburg zu stellen, denn nur dadurch würde es ihm möglich sein, ihn so kräftig zu schützen, als nöthig wäre, gegen seine mächtigen und feindseligen Nachbaren.

Am 18. October traf der Churfürst in Berlin ein. Mit lautem Jubel wurde er empfangen. Das Volk von Berlin war vor die Thore hinaus ihm entgegengeeilt; eine ungeheure Menschenmasse drängte sich, jubelte und schrie, denn jetzt erst betrachtete man mit vollkommenem Rechte Friedrich als den eigentlichen Landesherrn, jetzt erst, nachdem die Mark Brandenburg ihm erb- und eigenthümlich vom Kaiser verliehen worden war, konnte man ganz und gar der Hoffnung sich hingeben, Friedrich werde für immer die Herrschaft in den Marken führen, sein kräftiges und einsichtsvolles Regiment werde ein dauerndes sein.

Zwischen den Bischöfen von Lebus und Brandenburg zog der Churfürst prächtig geschmückt in die Thore Berlins ein, gefolgt von einer großen Schaar märkischer Ritter, welche ihm weit entgegen gezogen waren.

Auch die folgenden Tage waren Tage des Jubels und der Freude.

Im Hohen Hause in Berlin empfing Friedrich im churfürstlichen Gewande, einem purpurrothen, mit Hermelin verbrämten Sammtrocke, den Churhut auf dem Kopfe,

das Schwerdt in der Hand, die Stände und nahm von ihnen die Huldigung an. Gern wurde sie geleistet, einige Formfehler, welche durch die rasche Abreise Siegismunds von Constanz sich in die Urkunden eingeschlichen hatten, wurden schnell beseitigt, und Friedrich war nun in Wahrheit Markgraf von Brandenburg, anerkannt von seinen Unterthanen und von seinem Kaiser, der wahre rechtmäßige Erbherr des Landes!

Am folgenden Tage huldigten ihm auch die fürstlichen Herren von Werle, sie unterwarfen sich ihm als Vasallen und traten mit ihrem Lande zur Mark Brandenburg, hierdurch die Macht des Markgrafen nicht wenig vergrößernd.

Eine wichtige geschäftsreiche Zeit begann jetzt für den Churfürsten; wiederum mußte er das Land durchziehen, wie im Anfange seines Regiments, in allen den bedeutenden Städten mußte er die Huldigung persönlich entgegen nehmen, aber dieser Zug durch das Land war ein wahrer Triumphzug, denn mit lautem Jubel wurde er all überall empfangen, freudig begrüßt von den Bürgern, von der Geistlichkeit und selbst vom Adel, der der größeren Mehrzahl nach erkannt hatte, daß ein kräftiges Regiment dem Lande noth thue, und der zur Einsicht gelangt war, daß Markgraf Friedrich der Mann sei, dem es gelingen könnte, die verwickelten und verwirrten Zustände des Landes zu schlichten, zu lösen, zu ordnen.

Vor des Churfürsten Scharfblick verschwanden schnell alle Schwierigkeiten, welche in neuerer Zeit wiederum sich aufgethürmt hatten. Zwischen dem Herzoge Ulrich von Mecklenburg und den Herren von Werle vermittelte er einen

Waffenstillstand, anfangs allerdings nur für kurze Zeit, später aber den Frieden. Mit den stets der Mark so feindseligen Herzögen von Pommern-Stettin trat er in Unterhandlung und wußte durch Klugheit, durch Nachgiebigkeit auf der einen Seite, so wie durch feste Bestimmtheit auf der anderen die jungen Herzöge zu einem vortheilhaften Frieden zu bewegen, wogegen er ihnen versprach, sich nach Kräften zu bemühen, daß die vom Kaiser über sie verhängte Reichsacht wieder aufgehoben würde.

So waren denn schon in wenigen Monaten alle die entstandenen Schwierigkeiten geordnet und gelöst. Der Churfürst konnte mit Beginn des Jahres 1416 mit Freuden auf ein im tiefen Frieden befindliches Land blicken; neue Ueberfälle waren augenblicklich nicht zu besorgen, denn auch Herzog Ulrich von Mecklenburg, zu welchem Dietrich von Quitzow sich nach dem Vergleiche Friedrichs mit den Herzögen von Pommern-Stettin begeben hatte, folgte den Wünschen Friedrichs und gab Dietrich von Quitzow zu verstehen, daß er ihn nicht länger in seinem Lande beherbergen könne. Wüthend ritt der Quitzow davon, wohin? — das wußte man im Augenblick in den Marken nicht.

Im Hohen Haus zu Berlin genoß der Churfürst des schönen Familienlebens, einer traulich süßen Ruhe nach den schweren Tagen der Sorge und der Mühe.

An einem heitern Februarmorgen saß er im großen Familiensaale inmitten seiner Lieben. Die Kinderschaar sprang um ihn her, die Kleinen klammerten sich an seine Knie, kletterten an ihm in die Höhe, jubelten, lachten, spielten und tanzten, und freudig schaute ihnen der Vater

zu, während „Schön-Else“ neben ihm stand und sich zärtlich über ihn hinbeugte.

Friedrich fühlte sich höchst glücklich und zufrieden. Er hatte das schöne Bewußtsein, seinem Lande die Ruhe, das Recht und das Gesetz in wenigen Monaten wiedergebracht zu haben, ohne Opfer, ohne Krieg! Sein Regiment war gesichert und befestigt, seinen Söhnen konnte er, dem einen die fränkischen Lande, dem anderen die Mark Brandenburg hinterlassen, wenn er dereinst die Augen schloß, und nur seiner Thatkraft, seinen Verdiensten um das Reich, sich selbst also verdankte er die reichen Lande, welche er besaß! — Während er traulich und freundlich mit seiner Gemahlin plauderte, nahte sich ein Diener und berichtete ehrerbietig, daß Herr Henning von Stechow und Gehrke Suteminn um die Gnade einer Unterredung bei dem durchlauchtigsten Churfürsten bäten.

„Das ist eine frohe Botschaft!“ rief Friedrich freudig aus, „meine beiden treusten Freunde! Führ sie sofort hierher, Engelbert, ich will sie im Kreise meiner Lieben empfangen, ich weiß, das wird sie freuen. Ich darf,“ so wendete er sich lächelnd zur Churfürstin, „den Blicken meiner Getreuen die schöne Else nicht entziehen!“

Die Churfürstin lächelte erröthend, sie rief die Kinder zusammen, die im Spiele wild durch den Saal tobten und gebot ihnen Ruhe; die kleine Schaar zog sich hinter dem Lehnstuhl des Vaters zusammen und schaute neugierig den Kommenden entgegen. — Zu jener Zeit war im Hause des Churfürsten noch keine strenge Hofsitte, die Kinder wurden rein menschlich, ganz in der Weise, wie

die eines Ritters erzogen und wußten nichts von Convenienz und steifer Förmlichkeit.

Henning von Stechow und Gehrke Suteminn traten mit tiefen ehrerbietigen Verbeugungen in den Saal.

Gehrke war um viele, viele Jahre älter geworden in den letzten Monaten; schwere Furchen hatten sich eingegraben auf seiner Stirn. In den krausen schwarzen Locken, deren Dichtigkeit sehr verloren hatte, zeigte sich manches graue Haar und ein wehmüthiger Zug spielte in dem freundlichen Lächeln, welches die derben, kräftigen Züge Gehrke's belebte. Er konnte niemals die letzten Augenblicke des Märtyrers vergessen, bei dessem Tode er gegenwärtig gewesen war, unauslöschlich waren die Worte und Lehren des Johannes Huß in seine Seele eingegraben.

„Willkommen, Ihr lieben Freunde!“ so rief der Churfürst herzlich den Eintretenden entgegen, „in den Zeiten der Gefahr und Noth da sah ich Euch oft, Ihr Getreuen, jetzt aber, wo das Glück mir lächelt, da bleibt Ihr mir fern, seid mir jetzt doppelt willkommen!“

Henning nahte sich dem Churfürsten und kniete vor ihm nieder: „Durchlauchtigster Churfürst,“ sagte er, „ein Bittender erscheine ich heut vor Euch, Eure Gnade in Anspruch zu nehmen.“

„Sprecht, Herr Henning von Stechow, wenn irgend die Gewährung Eurer Wünsche in meiner Macht steht, wenn die Interessen des Landes dies mir erlauben, dann verlaßt Euch darauf, werde ich gern zur Erfüllung Eurer Bitten bereit sein. Ich vergesse es Euch niemals, daß Ihr einer der Ersten waret in der Mark, die treu zu meinen Fahnen eilten, daß Ihr auf dem Kremmerdamm

an meiner Seite fochtet, mich decktet gegen die Angriffe der Feinde, vielleicht mit dem biedern Gehrke gemeinschaftlich mir das Leben rettetet. Sprecht also kühn aus, was Ihr wünscht; gern will ich Eure Bitte erfüllen!"

„Gnade, mein fürstlicher Herr, Gnade für die Verirrten, Verbannten, Gnade für diejenigen, die gegen Euch fehlten, die aber ihr Unrecht tief bereuen und gern treue Diener sein möchten des hohen Herrn, der heut die Mark Brandenburg als sein Erbland besitzt, Gnade für den verbannten, verstoßenen Wichard von Rochow!"

Der Churfürst blickte ernst auf die Bittenden, kräuselte mit der Hand die dichten Locken des Bartes, während Henning redete, und als dieser den Namen Wichards von Rochow ausgesprochen hatte, da sagte er:

„Wißt Ihr auch, Herr Henning, was Ihr bittet? Gnade für Wichard von Rochow, für einen der Männer, die sich mir als die erbittertsten Feinde bewiesen haben! Ihr verlangt wahrlich viel! Wenn ich nun wirklich ihm Gnade gewähren wollte, wird nicht der Herr von Rochow dieselbe nur benutzen, um abermals als mein Feind mir gegenüberzutreten, wenn ich zurück muß nach Constanz, um fernerhin dem Kaiser zu dienen; wenn ich die Mark verlassen muß? Mir ist es nicht vergönnt, ruhig im Lande zu bleiben, mit kräftiger Hand hier zu regieren. Bald muß ich wieder hinaus in das Reich, wohin mich höhere Pflichten rufen, die Pflichten der Dankbarkeit und der Treue an ein gegebenes Wort; wenn ich dann den Rücken wende, so wird der kaum begnadigte Adel wiederum sich erheben, den Frieden stören, durch neue Fehden die gewonnene Macht mißbrauchen; nein, Herr Henning von

Stechow, so gern ich auch Euch dienen möchte, dies ist nicht möglich!"

„Glaubt, gnädigster Herr," erwiderte Henning, „die Zeiten haben sich gewaltig geändert! Als Ihr vor drei Jahren einzoget in die Mark, da glaubte der Adel, Ihr kämet, wie Eure Vorgänger, nur zur Unterdrückung und Aussaugung des Landes, er kannte Euch nicht, wie er Euch heut kennt. Heut seid Ihr der erbliche, wahre Fürst des Landes, heut würde er ebenso treu Euch anhängen, als er damals feindlich Euch gegenüberstand. Denkt, gnädiger Herr, Euch selbst hinein in die Lage Wichards von Rochow! Sein Schwiegervater, seine treusten Freunde standen feindlich Euch gegenüber. Sollte er die Bande des Bluts, der Freundschaft verläugnen des Fremden willen? Er hat treu gekämpft an der Seite Eurer Gegner, aber eben so treu wird er Euch anhängen, wenn Ihr ihn begnadigt; ich selbst bin gern bereit, die Bürgschaft zu übernehmen, mit Leib und Gut, mit Allem, was ich besitze!"

Der Churfürst lächelte freundlich.

„Nun wohl, Henning von Stechow, wenn Ihr für Wichard von Rochow bürgen wollt, so sei denn Eure Bitte gewährt, ich werde ihn begnadigen, denn ich weiß, Ihr würdet keinen heimlichen Feind von mir in Schutz nehmen, Ihr würdet sicherlich nicht für Wichard von Rochow bürgen, wenn Ihr nicht gewiß wüßtet, daß er fernerhin mir ein treuer Diener sein wird; steht auf, mein Freund, Eure Bitte ist gewährt."

Henning von Stechow erhob sich nicht, er blieb knieend vor dem Churfürsten und fuhr fort: „Noch immer kniee

ich vor Euch, gnädiger Herr, noch ist mein letztes Wort nicht gesprochen, ich habe noch andere Namen Euch zu nennen, — den Edlen Gans von Putlitz."

„Das ist unmöglich, Herr Henning," sagte der Churfürst ernst, „der mächtige Gans von Putlitz wird mir nie verzeihen, daß er nun schon über zwei Jahre in Gefangenschaft schmachtet. — Wenn ich ihn begnadige, so erwerbe ich vielleicht einen Feind, der meine kaum in den Marken gewonnene Macht in Frage stellt."

„Verzeiht, durchlauchtigster Churfürst!" fuhr Henning fort, „wenn ich zu sagen wage: Ihr verkennt den edlen Gans von Putlitz! Er wird durch Dankbarkeit sich verpflichtet fühlen, wenn Ihr ihn frei laßt! Alle seine Kraft, alle seine Macht wird er aufbieten, Euch zu dienen. — Ihr habt seinen Schwiegersohn begnadigt, macht das Werk der Gnade voll, indem Ihr auch ihm Verzeihung schenkt. Glaubt, gnädiger Herr, der ganze Adel des Landes schaut mit Wehmuth auf den Gefangenen, dessen edler Sinn ihm viele Freunde im Lande gewonnen hat, er wird es Euch freudig danken, wenn Ihr das Wort Gnade aussprecht!"

Auch Gehrke Suteminn nahte sich jetzt dem Fürsten, auch er ließ sich nieder auf die Kniee und sagte: „Gnädigster Herr, nie bin ich ein Freund des Adels gewesen, stets stand ich demselben feindlich gegenüber, aber vergönnt auch mir, ein Wort der Bitte zu sprechen für Kaspar Gans von Putlitz. Wennn Ihr wieder die Mark verlaßt, dann wird Euch der befreite Gans von Putlitz dankbar ergeben und sicherlich ein Schutz und Schirm des Landes sein; auch ich flehe Euch an — übt Gnade!"

Der Churfürst blickte ernst vor sich nieder; er schwankte. — Gern hätte er die Bitte Hennings gewährt, aber manche und wichtige Gründe stritten dagegen! — Da trat auch „Schön-Else“ zu ihm, neigte sich über den Gemahl und schaute ihn mit dem treuen blauen Auge bittend an. — Leise strich sie mit der Hand ihm die Locken aus der Stirn und sagte zärtlich:

„Des Fürsten schönstes Vorrecht ist die Gnade! — Laßt vergessen sein, theurer Herr, die Vergangenheit, blickt froh und freudig nur in die Zukunft. — Eure Macht im Lande steht unerschütterlich fest, denn sie ist gebaut auf die Herzen Eurer Unterthanen! Kein Putlitz, kein Rochow oder Quitzow kann ferner Eure Herrschaft in der Mark Brandenburg erschüttern. Auch ich flehe Euch deshalb an, laßt Gnade walten, verzeiht, vergeßt!“

„Solchen Bitten,“ rief Friedrich aus, „kann ich länger nicht widerstehen; wohl denn, es sei, auch Kaspar Gans von Putlitz will ich begnadigen, ich will an den Bischof von Brandenburg schreiben, daß er ihn freilasse! Nun aber steht auf, Herr Henning von Stechow, Eure Wünsche sind gewährt, geht, verkündet Euren Freunden die frohe Mähr!“

Noch immer erhob sich Henning nicht, — eine düstere Wolke überflog das Angesicht des Churfürsten, er erhob sich und sagte ernst: „Ihr wollt noch Weiteres bitten, Henning von Stechow, wollt noch andere Namen nennen, das lese ich in Euren Mienen, aber sprecht sie nicht aus, wenn Ihr mich nicht erzürnen wollt! Ihr habt die Namen Eurer Freunde, der Quitzows, auf der Zunge, für sie wollt Ihr Gnade noch erflehen, diesen aber kann

ich sie nicht gewähren! — Gern will ich denen verzeihen, die in einer Zeit des Sturmes und des Dranges mir feindlich gegenüber traten, heut aber bereit sind, mein Recht und das des Landes anzuerkennen. Wichard von Rochow und Kaspar Gans von Putlitz habe ich begnadigt, ich will noch weiter meine Gnade ausdehnen, ohne Eure Bitten, von freien Stücken! Werner von Holzendorf, der, getrieben durch einen edelmüthigen Impuls, den Quitzow auf seiner Flucht beschützte und meinem Befehle Trotz bot, die Brüder von Maltitz, deren Schloß ich erobern mußte, und die übrigen Adligen, wie Gebhard von Alvensleben und andere will ich begnadigen, aber die Quitzows bleiben ausgeschlossen! Kein Wort mehr, Herr Henning von Stechow! Ihr würdet mich durch fernere Bitten beleidigen. Dietrich von Quitzow hat noch in neuster Zeit durch seinen schändlichen Raubeinfall in die Mark, durch die Mordbrennereien, welche er veranlaßt hat, durch die Einäscherung der Stadt Nauen und vieler Dörfer bewiesen, daß er mein Feind ist, wie er es war von dem Augenblicke an, in dem ich die Mark Brandenburg betrat. Sagt mir offen und ehrlich auf Ritterwort, Herr Henning von Stechow, könntet Ihr mir rathen, den wilden Quitzow zu begnadigen, glaubt Ihr, daß er fortan mein treuer Freund sein werde? Von Eurer Ehrenhaftigkeit fordere ich, daß Ihr mir eine unumwundene Antwort gebt!" —

Henning hatte sich erhoben, er senkte traurig das Auge.

„Ihr antwortet nicht, Herr von Stechow, nun, Gehrke Suteminn, dann fordere ich von Euch die Antwort."

„Ich fürchte, durchlauchtigster Herr," entgegnete Gehrke, „daß Dietrichs von Quitzow stolzer Sinn sich niemals beugen wird! Ob er die gebotene Gnade annehmen würde, ich weiß es nicht, wohl aber bin ich überzeugt, daß er niemals Euer Freund werden würde."

„Was sagt Ihr dazu, Herr von Stechow, wollt Ihr noch immer um Gnade bitten für diesen Mann?"

„Nein, gnädigster Herr, ich will es nicht. Ich danke Euch aus tiefstem Herzen für das Gewährte. — Für Wichard von Rochow kann ich bürgen mit allem, was ich besitze, daß er Eurer Gnade würdig sich zeigen wird, für Dietrich von Quitzow kann ich es nicht, so hoch ich ihn achte, so sehr ich ihn liebe."

„Das ist offen und redlich gesprochen," fuhr der Churfürst fort, „wie ich es von Euch erwartete. Geht jetzt, Herr von Stechow, sucht Euren Freund Wichard von Rochow, ruft ihn nach Berlin, ich will selbst ihn sprechen."

„Er ist in Berlin, gnädigster Herr, im Hause des Edlen Hans von Torgow. Ich hoffte so bestimmt auf die Gewährung meiner Bitte, daß ich ihn mitgebracht habe, um ihn zu Euch zu führen, sobald Ihr es verlangt."

Der Churfürst lächelte.

„Ihr kennt, wie es scheint," sagte er, „mein Herz besser, als ich es selbst kenne, aber ich danke Euch für Euer Vertrauen; geht jetzt, aber kehrt bald zurück mit Wichard von Rochow, ich erwarte Euch hier."

Henning küßte dankend die Hand des Churfürsten, dann entfernte er sich mit Gehrke Suteminn, um Wichard von Rochow zu holen.

Die schöne Churfürstin aber umschlang, als die Frem-

den das Gemach verlassen hatten, zärtlich den Hals ihres Gemahls und dankte ihm mit einem innigen Kusse.

Nach einer halben Stunde erschien Henning wieder in Begleitung Wichards von Rochow, den der Churfürst freundlich empfing. Wichard kniete demüthig vor dem Fürsten nieder.

„Seid mir willkommen, Herr Wichard von Rochow," sagte Friedrich ernst, aber freundlich, „vergessen sei zwischen uns, was vorgefallen ist; ich gebe Euch Euer Schloß Golzow zurück, freilich kann ich Euch nicht erlassen, ich bin dies dem Lande schuldig, daß Ihr die Kosten des Krieges tragt. Ihr werdet 660 Schock böhmischer Groschen zahlen, Euer früheres Schloß Potsdam bleibt Euch entzogen; ich würde gern Euch mehr gewähren, aber ich darf die Pflicht gegen das Land nicht verletzen. Wollt Ihr nun treu mir dienen, dann soll Euch Gnade gewährt werden."

Wichard ergriff die Hand des Churfürsten und küßte sie. „Ich schwöre Euch, durchlauchtigster Churfürst, mit aller Kraft, mit Leib und Leben Euch zu dienen fortan als meinem erblichen Herrn und Fürsten!"

„So steht denn auf, Herr Wichard, vergeben und vergessen sei, was zwischen uns vorgefallen, Ihr seid verführt worden von den wilden Quitzows!"

„Verzeiht, gnädiger Herr," entgegnete Wichard ernst, „ich bin verführt worden durch mich selbst, durch meine eigne Leidenschaft, nicht durch die edlen Quitzows! Die Herren von Quitzow waren und sind meine Freunde, ich werde sie nicht verläugnen jetzt, wo sie im Unglück sind! Wenn Dietrich von Quitzow als ein Feind des Landes

und Eurer churfürstlichen Gnaden, in die Mark Brandenburg einfallen sollte, so werde ich mit aller mir zu Gebote stehenden Macht gegen ihn kämpfen, das bin ich Euch für Eure Gnade schuldig, aber in Schutz nehme ich ihn überall, wo Böses über ihn gesprochen wird, denn Dietrich von Quitzow ist ein edler Mann, trotz mancher Fehler, welche er besitzen mag!"

„Ich ehre Eure Freundschaft," sagte der Churfürst herzlich, „und grade weil Ihr so treu an dem Freunde hängt, bin ich überzeugt, auch mir werdet Ihr fortan treu und gewärtig sein; laßt uns aber abbrechen von diesem Gespräch, wir denken zu verschieden von den Quitzows, als daß meine Worte über dieselben Euch nicht verletzen müßten. Eilt, Herr Wichard von Rochow, nach Ziesar zu Eurem edlen Schwiegervater, auch ihm bringt das Gnadenwort, ich werde Euch einen Brief an den Bischof von Brandenburg mitgeben, in welchem ich ihn bitte, daß er den Gefangenen, vorbehaltlich des Lösegeldes, welches Euer Schwiegervater dem Bischofe schuldet, aus dem Gefängnisse entlasse. Auf Schloß Lenzen hat der Herr von Putlitz zu verzichten, er hat mir Treue und Gehorsam zu schwören und mit seinen Söhnen muß er eidlich geloben, daß er nicht ferner dem Bischofe von Brandenburg feindlich gegenüberstehen wolle, ist dies geschehen, dann wird er aus dem Gefängniß entlassen werden, Ihr selbst mögt die freudige Botschaft ihm überbringen.

Capitel 14.

Die Quitzows und der Erzbischof.

Das Kerkerverließ zu Kalbe an der Saale, in welches der Erzbischof von Magdeburg Johann von Quitzow nach seiner Gefangennehmung hatte führen lassen, war ein großes, feuchtes, fast dunkles, unheimliches Gemach.

Hoch oben an der Wand war ein kleines, durch starke Eisenstäbe vergittertes Fensterchen angebracht, kaum genügend, nur einige Strahlen des Tageslichtes in den weiten Raum fallen zu lassen. Dies Fenster ging auf einen engen, dunklen Hof hinaus, welcher von mächtigen Gebäuden umringt war, so daß nie ein Strahl der Sonne in Johanns Kerker freundlich blicken konnte. —

Im September des Jahres 1416 saß Johann von Quitzow in traurigem Nachdenken vor dem halb zerfallener morschen Kerkertische, er hatte das sorgenschwere Haupt auf die Hand gestützt und blickte düster auf die feuchten steinernen Fliesen des Fußbodens.

Jahre saß er nun schon hier in dem Kerker, keinen anderen Menschen hatte er gesehen, als den griesgrämigen Wärter, welcher kaum zu bewegen war, hier und da ein kurzes Wort mit ihm zu wechseln.

Von seiner Familie, von seinen Freunden hatte er keine Nachrichten erhalten, er wußte nicht, was seit jener Zeit in der Welt vorgegangen war; zwei Jahre in dem Kerker hatten ihn vollkommen ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft!

Wie langsam waren ihm diese zwei Jahre vergangen

— Jahrhunderte schienen sie ihm zu sein — eine Ewigkeit! Wie oft hatte er in dieser langen, traurigen Zeit zurückgedacht an sein vergangenes Leben, wie ernst waren alle die Ereignisse wieder an seiner Seele vorüber gezogen, wie oft hatte er sich gefragt: „Hast du auch recht gehandelt? — War dein Streben ein würdiges, oder verdientest du wirklich das Schicksal, welches dich, den thatkräftigen, tüchtigen Mann, zurückhält im Kerker?" — Die Antwort auf diese Fragen, welche er täglich sich selbst vorlegte, war ihm schwer genug geworden; oft, wenn er an seinen kühnen, stolzen Bruder dachte, an dessen Thatkraft und Tapferkeit, an dessen Feldherrntalent, an die Macht und Größe, welche er in den Marken sich gewonnen hatte in wenigen Jahren, dann blickte er stolz auf und rief sich zu: — „ja du hast recht gethan, du mußtest treu zu deinem Bruder stehen! Weshalb solltest du dich unterwerfen jenem hergelaufenen fremden Burggrafen? Was war der Besseres, als der edle Dietrich? Weshalb sollte Dietrich nicht herrschen in den Marken, da er die Kraft und das Talent dazu hatte? Der Erfolg ist ein unglücklicher gewesen, aber der Erfolg adelt nicht die That! Da in Deutschland so viele Adlige reichsunmittelbar geworden sind, nur abhängig vom Kaiser, Männer, oft unwürdiger dieser Ehre, als du selbst und als dein Bruder, — weshalb solltet ihr nicht streben nach der Freiheit, weshalb nicht den edlen Ehrgeiz besitzen, die Begründer eines neuen Fürstengeschlechts zu werden? Wäre es euch gelungen, die Nachwelt würde euch rühmen, ehren, Jeder würde den Muth, die Thatkraft bewundern,

die ihr entfaltet habt im Kampfe! Ein Unglück war es, das euch traf, aber ihr habt Recht gehandelt!" —

Dann aber wieder schweifte sein Blick weiter in die Vergangenheit, — er sah sich, einen frohen Knaben, heiter spielend und scherzend mit seinem Bruder und mit dem Jugendfreunde Kaspar von Putlitz auf Quitzhövel, der Burg seines Vaters, des biederen, treuherzigen Ritters Kuno von Quitzow; er schweifte durch Wälder und blühende Kornfelder mit seinen Jugendgenossen, wieder spielte er mit ihnen in der Erinnerung das fröhliche Ritterspiel, durch welches sie sich heranbildeten zu tüchtigen Kämpen; dann hörte er die Ermahnungen seines Vaters, redlich zu leben, treu zu sein seinem Fürsten, sich nicht hinreißen zu lassen zu ungerechtem Kampf durch Ehrgeiz und Beutelust.

Die Kampfscenen des Jünglings- und Mannesalters gingen an ihm vorüber in geordneter Reihe! Wie oft hatte er gekämpft nur der Beute willen, wie oft war er feindlich dem Landesherrn gegenübergetreten, wie hatte endlich der Ehrgeiz ihn hingerissen zur offnen Rebellion! Frei wollte er sich machen, unabhängig von dem Fürsten, reichsunmittelbar werden! Hatte ihn da nicht lediglich der Ehrgeiz getrieben, war sein Kampf ein gerechtfertigter? —

Düstere Zweifel bemächtigten sich seiner; weniger verhaßt erschien ihm das Bild Friedrichs von Hohenzollern, wenn er klar darüber nachdachte, wie dieser die äußerste Schonung geübt, die höchste Milde gezeigt hatte, wenn er wieder sich erinnerte, wie er selbst, Johann von

Quitzow, dem Fürsten schroff gegenübergetreten war, wie er keinen Vertrag, kein Versprechen geachtet!

Wie ganz anders würde sein Schicksal sich gestaltet haben, hätte er damals nach der Huldigung treu zu dem Burggrafen gestanden; noch heut säße er dann, ein freier Ritter, auf Schloß Plaue, einer der stolzesten Vasallen des Herrschers in den Marken, einer der geachtetsten und geehrtesten Ritter, — und — jetzt — jetzt umschlossen ihn die düsteren Mauern des Kerkers, vielleicht für immer!

Er dachte zurück an sein treues Weib, an Agnes, deren Leben so ganz verschmolzen gewesen war mit dem seinigen, mit der er nie ein böses, nie ein unfreundliches Wort gewechselt hatte; wo mochte sie jetzt weilen, die unglückliche gattenlose Frau? Wurde sie noch immer verfolgt von den mächtigen Feinden, oder hatte sie Schutz gefunden bei denen, die in der Zeit des Glücks so oft sich seine Freunde genannt?

Thränen traten ihm ins Auge, indem er an die schöne Zeit zurückdachte, in welcher innige Liebe ihn vereinte mit der Gattin, mit ihr, der er ihr alles war, die keinen Gedanken hegte, als den an ihn. Die Thränen rannen langsam die bleichen Wangen herab und verloren sich in dem vollen grauen Bart, der ihm in den zwei Jahren bis auf die Brust hinabwallend gewachsen war, denn man hatte ihm nicht einmal gestattet, sich nach Ritterart das Haar und den Bart zu scheeren. —

Er erhob sich von seinem Sessel und ging mit langsamen, schweren Schritten im Kerker auf und nieder — da tönte plötzlich ein, um diese Tageszeit ungewohntes

Geräusch an sein Ohr. Dröhnend hallten schwere Schritte in dem langen Gange wieder, welcher zu seinem Kerker führte, und näherten sich demselben.

Wer konnte um diese Zeit sich nahen? Noch war es nicht Mittag, noch die Stunde nicht gekommen, in welcher täglich der Kerkermeister ihm frisches Wasser und ein Stück schwarzen Brodes, seine einzige Nahrung, brachte.

Die eiserne Kerkerthür öffnete sich krächzend und ächzend, und in das Verließ trat, gefolgt von mehreren schwer bewaffneten Knechten, der Wärter.

„Auf, Herr Johann von Quitzow!“ rief der rauhe Mann, und sein Ton war freundlicher als sonst, „Ihr habt lange genug in diesem bösen Loche gesessen, seine erzbischöflichen Gnaden lassen Euch nach Magdeburg entbieten. Folgt mir, ich habe Befehl, Euch ein tüchtiges Mittagsmahl zur Stärkung vorzusetzen und Euch Eure Kleidung zurückzugeben.“

Mit namenlosem Staunen hörte Johann diese Worte. Was sollte das bedeuten? Winkte ihm die Freiheit? War der Erzbischof vielleicht geneigt, ein Lösegeld für ihn anzunehmen? Hatte der Burggraf ihn begnadigt, oder sollte er in ein festeres Verließ, in einen noch schrecklicheren Kerker geführt werden? Er wußte es nicht, er konnte auf alle diese stürmisch sich ihm aufdrängenden Fragen keine Antwort geben — da tauchte blitzschnell in ihm der grauenhafte Gedanke auf: „Du warst in des Reiches Oberacht verfallen, vielleicht führt man dich zum Schaffot und gewährt dir nur noch die übliche Henkersmahlzeit!“

Kaum wußte er, sollte er zittern bei dem Gedanken,

sollte er sich dessen freuen. Die Hoffnung auf Befreiung hatte er ja längst hinter sich gelassen, der Tod kam ihm daher als ein Erlöser von den Leiden der grauenhaften Gefangenschaft. —

Er erwiderte kein Wort auf die Anrede des Kerkermeisters, halb träumend folgte er diesem, nur maschinenmäßig vorwärts schreitend, um sich schauend.

Durch einen langen gewölbten Gang trat man in den dunklen Hof, über diesen wurde er geführt nach dem Zimmer des Schloßcommandanten. Dieser empfing ihn mit freundlichem Ernst.

„Ich habe Befehl, Euch nach Magdeburg zu schicken, Herr Johann von Quitzow," sagte er höflich, „bereitet Euch also zur Reise vor durch ein kräftiges Mahl."

„Was bedeutet dies Alles?" fragte Johann erstaunt. „Was hat der Erzbischof mit mir vor?"

„Ich muß Euch hierauf die Antwort schuldig bleiben, Herr Johann," entgegnete der Ritter. „Mir ist nichts mitgetheilt worden, als der Befehl, Euch unverzüglich nach Magdeburg zu senden. Daß ich Euch ein kräftigendes Mahl vor der Reise anbiete, geschieht auf meine eigne Verantwortung. Auf diese hin will ich Euch auch die Euch abgenommene Kleidung wiedergeben, denn ich glaube, Ihr sollt persönlich vor den Erzbischof geführt werden und mit diesem sprechen, da würdet Ihr doch nicht gern in dem zerissenen Kerkerrocke erscheinen."

Immer unerklärlicher wurde für Johann der ganze Vorgang. Er glaubte, daß er vielleicht in Freiheit gesetzt werden würde, aber die Hoffnung verschwand wieder, als der Schloßhauptmann ihm mit höflichen, aber be-

stimmten Worten mittheilte, er sehe sich leider gezwungen, ihm Fesseln anzulegen, um ihm jede Möglichkeit einer Flucht auf dem Wege von Kalbe nach Magdeburg abzuschneiden.

Eine solche Maaßregel war wieder so feindselig, daß sie einer Befreiung wohl kaum vorhergehen konnte. —

Johann nahm das ihm angebotene kräftige Mahl an, fast dünkte es ihm ein Göttermahl zu sein, nachdem er Jahre lang nichts als Wasser und schwarzes Brod genossen hatte; er fühlte sich wundersam gestärkt und gekräftigt durch einen kleinen Krug starkes Bier; als er endlich sich gewaschen, sich Haar und Bart geschoren hatte, da war er wie neu belebt und verjüngt.

Ein kleiner Reiterzug hielt vor dem Schlosse; Johann mußte ein ihm vorgeführtes Pferd besteigen, dann aber wurden ihm die Hände gefesselt und die Füße unter dem Bauche des Pferdes zusammengebunden; ein leichter Mantel wurde ihm über die Schulter geworfen, damit die Fesseln den etwa Vorüberziehenden nicht so auffällig wurden; zwei Reiter nahmen den Gefangnen in die Mitte, und fort ging es im leichten Trabe auf dem Wege nach Magdeburg.

Der Ritt durch die schöne fruchtbare Gegend war für Johann von Quitzow, nachdem er so lange in dem dunklen, feuchten Kerker gesessen hatte, trotz der seine Hände beschwerenden Fesseln, eine wahre Erquickung.

Mit freudetrunkenen Blicken schaute er hin über die wallenden Aehrenfelder, auf denen ein bunter Haufe von Bauern eben mit dem Aberndten beschäftigt war; ein Gefühl der Wonne durchzog seine Brust, aber auch ein Ge-

fühl der Wehmuth, denn mit verdoppelter Sehnsucht dachte er jetzt an die goldne Freiheit. —

Die Reise war beendet, Johann von Quitzow wurde in Magdeburg nach dem erzbischöflichen Schlosse geführt; in einem Wartesaal wurden ihm die Ketten abgenommen, mit der Entschuldigung, daß der Schloßhauptmann seinen Befehl mißverstanden habe. Er blieb eine längere Zeit allein in der gespanntesten Erwartung dessen, was die nächste Zukunft ihm bringen würde. — Schwere Tritte näherten sich der Thür, plötzlich öffnete sich dieselbe, ein großer, starker, von der Sonne dunkel gebräunter Mann trat in das Zimmer, breitete die Arme aus und im nächsten Augenblicke umarmte Johann seinen Bruder, Dietrich von Quitzow!

„Du Dietrich, Du hier in Magdeburg?" rief er erstaunt und entzückt, „Du im Schlosse unseres ärgsten Feindes, des Erzbischofs, wahrlich, ich fasse es nicht, mein Verstand reicht nicht aus, solches Wunder zu begreifen!"

Dietrich lachte hell auf. „Die Welt ist verkehrt, von oben bis unten, alles ist anders geworden in den letzten paar Jahren, unsere Freunde sind unsere Feinde, unsere Feinde unsere Anhänger, nur eins ist unwandelbar geblieben — unsere Bruderliebe!"

„Das ist sie," rief Johann gerührt den Bruder umarmend, „und wahrlich, sie soll es ewig bleiben, im Glück und im Unglück, an ihr wollen wir festhalten."

Innig umarmten sich abermals die Brüder, dann aber traten sie zurück und schauten sich prüfend gegenseitig ins Antlitz. — Welche Veränderung hatten nicht die wenigen Jahre in beiden hervorgerufen! Wie geisterhaft bleich

und krank sah der früher so kräftige Johann von Quitzow aus! Zwei Jahre des Kerkerleidens hatten tiefe Spuren auf sein Angesicht eingegraben, Haar und Bart war grau geworden, er war um 20 Jahre in kurzer Zeit gealtert. —

Auch Dietrich war ein andrer geworden. Das wilde, rastlose Abenteurerleben, welches er geführt, der tiefe Haß, der gegen Friedrich von Hohenzollern, ja, fast gegen die gesammte Menschheit Wurzel in seiner Seele geschlagen hatte, die stete innere Unruhe, die ihn bewegte, prägte sich scharf und deutlich in seinen Zügen aus; für den Augenblick freilich war die Schärfe und Härte gemildert durch einen freundlichen Blick, welchen er auf dem Bruder ruhen ließ.

„Komm, Johann," sagte er gütig, „Du bist ermüdet von der Reise, laß Dich nieder auf diesen Sessel, ich habe Dir viel, sehr viel zu erzählen. Ein neues Leben soll jetzt für uns beginnen!"

„Erkläre mir vor allen Dingen, Bruder," unterbrach ihn Johann, „bin ich frei, oder bin ich noch ein Gefangener? Fast möchte ich das Erste glauben, da Du mich hier empfängst."

„Du bist frei,*) Johann, frei wie der Vogel in der

*) Die meisten Geschichtsschreiber jener Zeit erzählen, daß Johann von Quitzow im Kerker gestorben sei; Buchholz erwähnt sogar, daß der später noch häufig genannte Johann von Quitzow nicht der berühmte Bruder Dietrichs von Quitzow, sondern ein Verwandter desselben sei. Er bleibt indessen die Beweise hierfür schuldig. Die magdeburger Schöppenchronik, welche für diesen Theil der Geschichte wohl, als gleichzeitig niedergeschrieben, die bedeutsamste Quelle ist, meldet aber ausdrücklich,

Luft, aber auch wahrhaft vogelfrei, denn des Reiches Oberacht ruht noch immer auf uns, Friedrich von Hohenzollern ist nach wie vor unser erbittertster, furchtbarster Feind, unsere Schlösser sind in seinen Händen und unser früherer Erbfeind, der Erzbischof von Magdeburg, ist heut unser gütiger Beschützer, während Wichard von Rochow und Kaspar von Putlitz mit den Waffen in der Hand bereit sind, uns zu befehden."

„Unmöglich, das kann nicht sein!"

„Und doch ist es so! Mit wenigen Worten will ich Dir die Geschichte der letzten Jahre erzählen, dann wirst auch Du diese seltsame Verwandlung begreifen. Höre mich aufmerksam an, denn Du wirst nach meiner Erzählung einen Entschluß zu fassen haben für das Leben!"

Dietrich erzählte nun dem Johann in kurzen gedrängten Worten die dem Leser schon bekannten Veränderungen, welche in der Mark Brandenburg in den letzten Jahren vorgekommen waren; er erzählte ihm ferner, daß er, nachdem der Herzog Ulrich von Mecklenburg ihn seines Dienstes entlassen habe, zu dem Herzog Erich zum Salze gereist sei und diesen bei manchen abenteuerlichen Kriegszügen begleitet habe.

---

daß der Erzbischof Hans von Quitzow die Freiheit zurückgegeben habe. Rathmann theilt dies in seiner Geschichte Magdeburgs mit; außerdem sagt eine alte Chronik von Zerbst von Peter Becker, daß der Erzbischof von Magdeburg Hans von Quitzow nach Kalbe habe führen lassen, und fährt fort: „vnd leyden den dar in den torm vp dem slote; dar lach he so lange in, dat sandow gewunnen wart. Die Klödensche Darstellung der Schicksale Johanns von Quitzow ist somit wohl jedenfalls die richtige.

„Mit tiefem Erstaunen," fuhr er fort, „empfing ich vor wenigen Tagen eine Einladung des Erzbischofs von Magdeburg; in dem freundlichen Briefe war gesagt, alle Feindschaft zwischen dem Erzbischof und den Quitzows solle vergessen sein, ich möge nach Magdeburg kommen, um ein Heer anzuführen gegen die Mark Brandenburg. — Schnell eilte ich hierher, da erklärte mir der Erzbischof, er habe mit dem jetzigen Markgrafen von Brandenburg, dem früheren Landeshauptmann Friedrich von Hohenzollern, sich verfeindet; der Markgraf habe den zu Gerwiese im Jahre 1414 geschlossenen Vertrag nicht gehalten, wider seine Verpflichtung habe er Wichard von Rochow und Kaspar Gans von Putlitz freigegeben; er habe ferner auch die Verabredung über Plaue verletzt, und verlange jetzt sogar von Magdeburg, daß es verzichten solle auf die Stadt Görtzke, auf welche der Erzbischof gegründete Ansprüche zu haben glaubt; alle Versuche gütlicher Vermittlung seien vergeblich gewesen, brandenburgische Vasallen seien wieder plündernd ins Magdeburgische eingefallen, Kaspar Gans von Putlitz habe auf eine beleidigende Aeußerung hin, die der Erzbischof gegen einen Freund desselben gethan, Genugthuung gefordert und als diese verweigert worden sei, habe er ein Heer gesammelt und mit diesem in Verbindung mit Fürst Balthasar von Werle die magdeburgische Stadt Sandau überfallen und erobert. Der Markgraf Friedrich, der mit dem Herzog Rudolph von Sachsen jetzt auf das Festeste verbündet ist, da am 18. Mai die Heirath zwischen Friedrichs ältestem Sohn, dem 16jährigen Prinzen Johann und Barbara, der 12jährigen Tochter Rudolphs von Sachsen, nun wirklich gefeiert worden ist,

habe sich um alle diese feindseligen Einfälle der märkischen Adligen ins Magdeburgische nicht gekümmert, so sehe sich denn jetzt der Erzbischof genöthigt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und den Krieg gegen die Mark Brandenburg zu erklären."

„Nach dieser Erzählung" fuhr Dietrich fort, „forderte mich der Erzbischof auf, in seine Dienste zu treten und ein Heer gegen die Mark zu führen. Wie gern ich diesen Vorschlag annahm, wie glücklich derselbe mich machte, das habe ich wohl kaum nöthig, Dir, Bruder, zu beschreiben, denn Du weißt, mit welchem glühenden Haß ich Friedrich von Hohenzollern verfolge, wie ich geschworen habe, nicht zu ruhen und zu rasten, bis ich uns gerächt habe an unserem Feinde. Schwer wurde es mir, nicht auszubrechen in einen Jubelruf, als mir der Erzbischof den Vorschlag machte, den Markgrafen zu befehden, aber ich hielt an mich, ich weigerte mich sogar und knüpfte endlich an meine Thätigkeit die Bedingung, daß Du aus dem Kerker entlassen würdest, daß auch Dir der Erzbischof die Anführung einer magdeburgischen Heeresschaar übertrage. Ein Lächeln war die Antwort Günthers von Schwarzburg. „Ich bin Eurer Bitte zuvorgekommen, Herr Dietrich von Quitzow," sagte er, „schon habe ich Boten nach Kalbe gesendet, um Euren Bruder aus dem Kerker zu befreien; in wenigen Stunden wird er hoffentlich in Magdeburg sein, Ihr selbst sollt ihn empfangen, und ich werde Euch zu großem Dank verpflichtet sein, wenn Ihr auch ihn bewegen könnt, in meine Dienste zu treten. Jetzt antwortet mir, da Eure letzte Bedingung erschöpft ist, wollt Ihr, wie Ihr bisher mein Feind gewesen seid unabläßig, mir

fortan ebenso treu dienen? Ich knüpfe keine Bedingung an mein Anerbieten; auch wenn Ihr es ausschlagt, soll Euer Bruder frei sein, ich will Euch nicht erkaufen, ich will Euch gewinnen!" Der Erzbischof streckte mir bei diesen Worten die Hand entgegen und freudig schlug ich ein. Der Bund ist geschlossen, Du bist jetzt frei, Johann, auch Dir bietet der Erzbischof den Oberbefehl eines Heeres an. Schlag auch Du ein, dann werden wir wieder gemeinschaftlich kämpfen für unser Recht, für unsere Rache!"

„Aber auch gegen unsere liebsten und theuersten Freunde!" entgegnete Johann von Quitzow ernst. „Du hast vergessen, daß Wichard von Rochow, Kaspar von Putlitz, Henning von Stechow und alle die anderen uns befreundeten und verwandten Ritter der Mark nicht mehr, wie früher, dem Burggrafen feindlich gegenüberstehen, sondern daß sie jetzt, wie Du selbst mir gesagt, seine innigsten und ergebensten Freunde und Unterthanen sind. Im Solde unseres ältesten Feindes also sollen wir kämpfen gegen unsere besten Freunde?"

„Gegen die ganze Welt würde ich kämpfen," rief Dietrich wild aus, „vielleicht sogar gegen Dich, meinen Bruder, den einzigen, den ich auf Erden noch liebe, wenn Du an der Seite Friedrichs von Hohenzollern mir gegenüberständest; mit unauslöschlichem Haß will ich ihn verfolgen, nichts soll mir heilig sein, als meine Rache gegen ihn!"

„Du bist zu wild und hart, Dietrich, auch wir haben Manches uns vorzuwerfen; wenn uns Friedrich schwer gekränkt hat, so gaben wir ihm wohl dazu hinreichenden Grund!"

„Kein Wort davon, Johann! Ich mag keine Entschuldigung hören, keine Sylbe der Rechtfertigung für diesen Hohenzollern! Hat Dich der Kerker weichmüthig gemacht, mich hat das Elend gestählt in meinem Haß und in meiner Rache. Steht Dir der Burggraf, stehen Dir die Freunde über dem Bruder, nun wohl, dann gehe hin und bettle um Gnade bei dem stolzen Churfürsten; ich nehme den Vorschlag des Erzbischofs an, ich führe sein Heer, ja ich führe es, wenn es nöthig wäre, auch gegen Dich; wähle jetzt zwischen mir und dem Hohenzollern!“

„Eine solche Wahl kann nicht schwer sein,“ entgegnete Johann, indem er dem Bruder freundlich die Hand reichte, „ich werde bei Dir stehen und das Anerbieten des Erzbischofs annehmen!“

„Das habe ich gehofft, das wußte ich, Bruder! Zwei Jahre des Kerkerleidens können Johanns von Quitzow starken Geist nicht so weit gebeugt haben, daß er dem Bruder untreu geworden wäre. Komm jetzt, laß Dich dem Erzbischof vorstellen, danke ihm für Deine Befreiung und dann vorwärts, hinaus ins Leben, in unsere neue Thätigkeit!“

Ein Diener wurde gerufen, um die Brüder dem Erzbischof zu melden. — Dieser empfing sie mit vieler Gnade und besondrer Freundlichkeit, er versprach ihnen glänzende Bedingungen, einen hohen Sold und einen großen Antheil an der Beute, welche auf dem beabsichtigten Zuge gegen die Mark gemacht werden würde. Dietrich sollte sich mit einem Heere nach Jüterbogk begeben und von dort aus in die Mark einfallen, verwüstend und zerstörend; er erhielt den Auftrag, dem Feind so viel Schaden zuzufügen,

als irgend möglich. Johann von Quitzow sollte ein anderes Heer ins Havelland führen; zuvörderst hatte er sich nach Schloß Plaue zu begeben, wo noch immer Günzel von Bartensleben für Magdeburg sowohl als für Brandenburg das Schloß inne hielt; durch List sollte Johann sich Einlaß in Plaue verschaffen, das Schloß mit magdeburgischen Mannen besetzen und dann von hier aus die Mark Brandenburg und besonders das Havelland befehden.

Da die Brüder von Quitzow mit allen Bedingungen des Erzbischofs einverstanden waren, so gab es nur kurze und freundliche Verhandlungen; spät entließ sie Günther von Schwarzburg und Dietrich führte Johann nach einem nahe gelegenen Hause, in welchem mit glühender Ungeduld Agnes den geliebten Gatten erwartete; auch Henning von Quitzow war gegenwärtig und die lang getrennte Familie feierte jetzt ein frohes Fest des Wiedersehens.

Wie viel hatten sie gelitten in den letzten Jahren und welche Verfolgungen bestanden! Johanns Erbitterung gegen die Mark wurde von Neuem erweckt, als die Gattin erzählte, wie sie aus Brandenburg hätte flüchten müssen, als der wüthende Pöbel sie in Stücke zu zerreißen drohte. Selbst nach Magdeburg war ihr die Verläumdung gefolgt; man hatte ihre Ausweisung verlangt, und obgleich aus den Aussagen noch andrer gefangener Mordbrenner auf das Ueberzeugendste hervorging, daß Agnes von Quitzow vollständig an den Unthaten derselben unschuldig sei, so war doch auch in Magdeburg das Volk gegen sie aufgeregt worden, so daß sie für einige Zeit gezwungen wurde, sich aus der Stadt

zu entfernen und nur zurückgekehrt war, um heimlich unter dem Schutze ihres Schwagers Henning daselbst zu leben.

Einige Tage vergingen der wiedervereinten Familie schnell in trautem Zusammensein, dann kam aber die Zeit der Trennung, denn das Heer, welches Johann befehligen sollte, war gesammelt. —

Mit wahrer Freude musterte Johann die kräftigen, tüchtigen Leute, an deren Spitze er die neue kriegerische Laufbahn beginnen sollte.

Als er die Reihen entlang ritt, fiel ihm ein ernster, wild aussehender Mann von kräftiger, kriegerischer Gestalt besonders ins Auge, denn an diese scharf ausgeprägten Züge knüpfte sich für ihn eine unangenehme Erinnerung; in irgend einer bedeutungsvollen, schweren Stunde des Lebens hatte er ihn gesehen, ihm feindlich gegenüber gestanden, das wußte Johann von Quitzow, aber vergeblich suchte er sich ins Gedächtniß zurückzurufen, wo dies gewesen sein mochte.

Er hatte die Musterung beendigt, aber immer wieder wendete sich unwillkürlich sein Blick nach dem wilden Reiter, welcher ebenfalls sein Auge von dem Quitzow nicht abwenden konnte.

Johann sann und sann, aber vergeblich marterte er sein Gedächtniß, vergeblich gedachte er der wichtigsten Ereignisse seines thatenreichen Lebens, — er konnte sich nicht darauf besinnen, wo er mit diesem Manne zusammengetroffen sei.

Er forderte den Soldaten auf, näher zu kommen. „Wie heißt Du?" fragte er den Reiter.

„Mein Name ist Balzer Koppken, gnädiger Herr!"

Der Name klang dem Quitzow ganz unbekannt, aber die Stimme hatte er früher sicherlich schon gehört; noch einen forschenden Blick warf er in das wilde, scharf gezeichnete Gesicht des Mannes, da durchzuckte plötzlich wie ein Blitz mit voller Klarheit die Erinnerung sein Gedächtniß! Er sah den Mann wieder bei der Zerstörung des Dorfes Ferchland, den Dorfschulzen, den er mit einem Schwertschlag zu Boden geworfen hatte, dann gedachte er der schrecklichsten Stunde seines Lebens, der Gefangennehmung im Rohrdickicht vor Plaue, der entsetzlichen Nacht in der Kirche, in welcher dieser selbe Mann, nachdem er seine Flucht verhindert, ihn verhöhnt und verspottet hatte mit dem vollen Ingrimm des Hasses und der Rache.

Ein unheimliches Gefühl überkam Johann von Quitzow, als er Balzer Koppken unter den Reitern sah, die ihn auf seinen Streifzügen begleiten sollten; aber er schämte sich dieses Gefühls, welches der Furcht so nahe verwandt war.

Mit einem kalten Gruße entließ er den Reiter, dann ordnete er seine Schaar und ritt an der Spitze derselben, nachdem er herzlichen Abschied von dem Bruder und seiner Gattin genommen hatte, auf den Weg nach Schloß Plaue bei Brandenburg.

Capitel 16.

Gefangenschaft und Flucht.

In Schloß Stechow war wiederum Kindtaufe. Marie hatte ihren Gatten mit einem zweiten Knäbchen beschenkt, und die nächsten Freunde, aber auch nur diese, waren geladen worden, um dem Feste beizuwohnen. Die unruhigen Zeiten, der Krieg, welcher die Mark von Magdeburg aus bedrohte, hatten nicht erlaubt, eine große Festlichkeit zu veranstalten; nur die nächst befreundeten Familien und einige Verwandte waren eingeladen worden und erschienen.

Lust und Tanz, Frohsinn und Heiterkeit herrschten auf Schloß Stechow; man hatte beim fröhlichen Spiele den nahen Krieg, die Gefahr, welche vielleicht schon die nächsten Tage bringen konnten, vollständig vergessen.

In jener Zeit genoß man freudig die Gegenwart, ohne sich um eine drohende Zukunft zu kümmern. Der Frieden war so kurz, der Krieg so häufig, daß man sich um jeden Lebensgenuß betrogen haben würde, hätte man sich die Lust des Augenblicks mit schweren Sorgen um die bevorstehende Gefahr verbittern wollen.

Die jungen Leute tanzten fröhlich in den kleinen Zimmern, die Frauen sahen dem Spiele zu, die Männer wandelten im Garten auf und nieder in ernsten und interessanten Gesprächen.

Henning von Stechow theilte den Fremden mit, daß er von Berlin aus bestimmte Nachrichten empfangen habe, der Erzbischof rüste mächtig, um nicht allein den längst begonnenen Krieg mit Kaspar von Putlitz und Balthasar

von Werle kräftig auszufechten, sondern um auch die Waffen gegen den Churfürsten selbst zu ergreifen. Die frühere Einigkeit Magdeburgs und Brandenburgs sei vollkommen zersplittert; die Streitigkeiten, welche sich wegen des Vertrages über Plaue und über das Städtchen Görtzke erhoben hatten, seien auf friedlichem Wege unausgleichbar. Der Krieg stehe daher nahe bevor; auch Churfürst Friedrich lasse umfassende Rüstungen treffen, ein Heer, welches den etwaigen Einfällen der Magdeburger in das Havelland widerstehen sollte, werde um Brandenburg versammelt, und schon mit den nächsten Tagen sei auch für die Herren des Havellandes eine Aufforderung zu erwarten, sich in Brandenburg oder Rathenow einzufinden, um sich dem Kriegszuge gegen den Erzbischof anzuschließen.

Die versammelten Adligen empfingen diese Nachrichten mit lautem Jubel!

Ein fröhlicher Kriegszug, das war das Lebenselement des märkischen Adels und unter Friedrichs friedlicher Regierung hatte er schon so lange des Krieges entbehren müssen.

„Das war ein trefflicher Streich unseres edlen Gans von Putlitz," rief Hans von Uchtenhagen lustig aus, „er hat durch seinen Angriff des Erzbischofs das Signal zum Kriege gegeben! Ich versöhne mich immermehr mit unserem Churfürsten! Jetzt wird es wiederum Lust und Leben in der Mark geben."

Auch die übrigen Adligen stimmten froh in den Ruf ein und versicherten, daß sie gern mit aller ihrer Kraft sich dem märkischen Heere anschließen würden, um den Erzbischof energisch zu bekriegen.

Es war Abend geworden, die Gesellschaft war eben im Begriff, sich in die Zimmer zurückzuziehen, da breitete sich am südlichen Himmel ein rother Feuerschein weithin über den Horizont. Immer dunkler und glühender wurden die Wolkenmassen, ein gewaltiges Feuer mußte nicht weit entfernt ausgebrochen sein.

Schnellen Schrittes eilten die Kindtaufsgäste nach den benachbarten Hügeln, von denen man eine weite Fernsicht über das havelländische Luch nach Süden hin hatte; kaum waren sie auf den Gipfel eines Hügels gestiegen, da sahen sie etwa 1½ Meile über das Luch fort die hellen, lichten Flammen gen Himmel schlagen. Ein großes Dorf brannte!

„Was ist das?" rief Hasse von Bredow. „Hat wieder Dietrich von Quitzow seine Mordbrennerbanden in die Mark geführt, oder macht schon der Erzbischof Ernst? Ist schon eine magdeburgische Schaar ins Havelland eingefallen? Wenn ich in der Lage des Orts mich nicht irre, muß dort Dorf Mützlitz brennen!"

„Ich glaube es auch," erwiderte Henning von Stechow, „der Richtung nach kann es unmöglich ein anderes Dorf sein; es bleibt uns nichts übrig, als augenblicklich einige Knechte fortschicken, um auszukundschaften, was dort vorgeht! Zu helfen und zu retten ist bei einem solchen Brande nichts mehr, denn ehe überhaupt nur Leute hinkommen, wird das Dorf in Asche liegen, möge das Feuer nun zufällig entstanden, möge es angezündet sein."

Die Gesellschaft kehrte nach Schloß Stechow zurück, aber sie war dort noch nicht angekommen, noch hatten die Knechte nicht den Befehl zum Ausziehen erhalten, da trat ein athemloser Bote ein, welcher in höchster Eile über

das Luch gekommen war, und theilte mit, daß eine bedeutende magdeburgische Kriegsschaar Dorf Mützlitz überfallen und angezündet habe.

Erstaunt drängten die Herren sich um den Boten; dieser wurde aufgefordert, Näheres zu erzählen, und, sobald er etwas Athem geschöpft hatte, sagte er aus: daß der magdeburgische Kriegshaufe unter der Anführung eines unbekannten Ritters von Schloß Plaue aus gegen das Havelland gezogen sei.

Schon einige Stunden vor Ankunft der Magdeburger seien Boten aus Marzahn, aus Föhrde und anderen Dörfern in Mützlitz eingetroffen, welche die Bewohner gewarnt hätten, aber es sei zu spät gewesen, um Alles zu retten, wenn auch ein großer Theil der Habe geborgen worden sei; die Magdeburger zögen unaufhaltsam vorwärts, nirgends fänden sie Widerstand, überall nur unbewaffnete Dörfer. — Im Ganzen benähmen sie sich menschlicher, als dies bei den früheren Zügen der Fall gewesen sei; auch Dorf Mützlitz hätten sie nicht mit Absicht in Brand gesteckt, sondern das Feuer sei unabsichtlich beim Plündern entstanden; andere Dörfer hätten sie allerdings rein ausgeplündert, aber nicht in Asche gelegt. Welchen Weg die Magdeburger nähmen, wußte der Bote nicht, indeß glaubte er, sie würden Rathenow und dessen Umgebungen links liegen lassen und sich südlich nach Lützen, nach Barnewitz und Klein-Behnitz zu hinziehen, denn die Namen dieser Ortschaften habe er hin und wieder erwähnen gehört.

Die unerwartete Nachricht flößte der ganzen Gesellschaft neues Leben ein. Ein Kriegsrath wurde auf der

Stelle gehalten; Henning von Stechow bewaffnete seine Knechte, die übrigen anwesenden Adligen bestiegen ihre Rosse und eilten, um so schnell als möglich auf ihre benachbarten Güter zu eilen. Noch hatte die Gesellschaft sich nicht aufgelöst, da traf auch aus Rathenow ein Bote ein mit der Aufforderung an Henning, mit allen Mannen, die er auftreiben könne, so schnell als möglich nach der Stadt zu kommen. Von dort aus sollte ein kleiner Heerhaufen sofort sich auf die Verfolgung der magdeburgischen Truppen begeben. —

Das Tauffest war gesprengt. Kaum eine Viertelstunde nach dem Eintreffen des Boten saß Henning von Stechow bereits im Sattel und zog an der Spitze so vieler Knechte, als er zu bewaffnen vermocht hatte, nach Rathenow.

Auch die übrigen adligen Gäste versprachen in kurzer Frist sich dort einzufinden, um an dem Kriegszug Theil zu nehmen. —

In Rathenow war schnell eine nicht unansehnliche Kriegerschaar zusammengekommen. Henning von Stechow hatte sich in den letzten Jahren durch seinen Muth, seine Tapferkeit, seine ruhige Umsicht in den benachbarten Kreisen einen so bedeutenden Ruf verschafft, daß ihm einstimmig die Anführung des Heerhaufens übertragen wurde.

Henning wartete nur einige Stunden auf neue Zuzüge, welche zahlreich genug eintrafen, dann machte er sich noch in derselben Nacht auf den Weg, um die Magdeburger zu verfolgen. Schnell zog er fort. Seine Truppen waren sämmtlich kräftig, er konnte ihnen deshalb einen anstrengenden Marsch zumuthen, die Wege waren ihm genau

bekannt und es wurde ihm dadurch möglich, auf das Schnellste vorzurücken.

Mützlitz ließ er ganz liegen, er war überzeugt, dort keinen Feind mehr zu finden; auf einem über das Luch sich windenden Schleichwege führte er seine Truppen nach Barnewitz zu, indem er hoffte, dadurch das Dorf schneller zu erreichen, als die Feinde, welche mit der Gegend nicht so genau bekannt, sich am Rande des sumpfigen Luchs halten mußten.

Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt.

Als die brandenburgischen Truppen gegen Morgen in Barnewitz ankamen, da heulte dort die Sturmglocke, die Bauern trieben das Vieh nach dem Luche, Jeder suchte seine kostbarste Habe zu retten, denn man hatte die nahende bewaffnete Schaar schon von weitem bemerkt und glaubte in derselben magdeburgische Kriegsleute zu erkennen. Groß war der Jubel der Dorfbewohner, als statt der Feinde die Beschützer einrückten.

In Barnewitz erfuhr Henning, daß die Magdeburger in kürzester Frist erscheinen müßten, man hatte die Vorposten derselben schon gesehn. Henning nahm hinter den das Dorf Barnewitz umschließenden Hügeln eine gut gewählte Stellung ein, welche ihn dem nahenden Feinde verbarg und es ihm möglich machte, denselben unerwartet zu überfallen.

Er hatte kaum seine Leute geordnet, als die Magdeburger erschienen; auch diese hatten einen Luchweg erwählt, und kamen deshalb früher als man sie erwarten konnte. Die magdeburgischen Reiter stutzten, als sie sich plötzlich, ganz unerwarteter Weise von einer starken Kriegerschaar

empfangen sahen, während sie geglaubt hatten, ein unbeschütztes Dorf zu finden. Sie wichen langsam zurück, die brandenburgischen Reiter folgten ihnen auf dem Fuße.

Ein heftiger Kampf entspann sich.

Henning von Stechow war der Vorderste in den Reihen der brandenburgischen Kämpfer. Wo die Gefahr am größten, da sah man ihn, seine Leute zum Angriff ermuthigend!

Beide Kriegerschaaren mochten ungefähr die gleiche Stärke haben, aber die Magdeburger befanden sich deshalb im Nachtheil, weil sie unvorbereitet angegriffen worden waren, und daher sich nicht in eine geordnete Schlachtlienie hatten stellen können, während die Brandenburger unter Hennings tüchtiger und einsichtsvoller Führung die trefflichste Aufstellung gewonnen hatten.

Der Ausgang des Kampfes war ziemlich schnell entschieden, die magdeburgischen Truppen wurden zersprengt, ein Theil hatte sich in das Luch flüchten müssen, ein andrer Theil war am Rande desselben zurückgewichen und nur eine kleine Reiterschaar zog sich tapfer kämpfend, fast umringt von den Brandenburgern, langsam zurück. An der Spitze derselben kämpfte Johann von Quitzow in voller Ritterrüstung mit geschlossenem Visir. Dröhnend drang Johanns mächtige Stimme unter dem Eisen hervor, er rief seine Leute an, sich tapfer zu halten, er ermunterte sie, er feuerte sie an, er warf sich den Flüchtlingen in den Weg, aber vergebens! Mehr und mehr Reiter lösten von dem kleinen Heereshaufen sich ab, immer schwächer wurde derselbe, immer heftiger der Angriff, mit welchem die brandenburgischen Reiter sich ihm entgegenwarfen.

An Johanns Seite kämpfte mit unvergleichlicher Tapferkeit der Schulze Balzer Koppken.

„Brav, Freund," rief Johann ihm zu, als Balzer Koppken einem brandenburgischen Reiter, der den Magdeburgern schon vielen Schaden gethan, zu Boden streckte, „heut verzeihe ich Dir den Antheil, den Du einst an meiner Gefangennehmung gehabt hast!"

Balzer Koppken lachte laut und höhnisch, aber sein Arm ruhte nicht, noch einen anderen brandenburgischen Reiter streckte er zu Boden. — Immer wilder wurde der Kampf, Henning von Stechow brach sich Bahn bis zu Johann von Quitzow, welchen er nicht erkannte, da derselbe gar kein Abzeichen, kein Wappen trug. Als ein Geächteter wollte er so unkenntlich als möglich bleiben. — Zwischen den Führern der beiden Heere entwickelte sich jetzt ein persönlicher Kampf, von beiden mit gleicher Tapferkeit, mit gleicher Umsicht geführt.

„Bleib mir zur Linken, Balzer," rief Johann dem früheren Schulzen zu, „mit meinem blinden linken Auge kann ich einen von dort her kommenden Angriff nicht sehen."

Balzer Koppken folgte dem Befehl, aber er nahm nicht ferner Theil am Kampfe, nur einige ihm selbst geltende Schwertstreiche wehrte er ab, zum Schutze seines Feldherrn that er nichts.

Langsam, fort und fort kämpfend, zog sich der kleine magdeburgische Haufen, welcher Johann von Quitzow umringte, zurück; schon hatte er beinahe den engen Damm erreicht, welcher über das Luch führte und der mit wenig Mannen gegen ein Heer zu vertheidigen gewesen wäre.

Gelang es, sich bis dahin zurückzuziehen, dann war Johann gerettet; dies sollte aber nicht der Fall sein, denn als er nur noch einen Zwischenraum von wenigen Schritten zwischen sich und dem Damme hatte, da wendete plötzlich Balzer Koppken sein Pferd, holte zu einem wüthenden Hiebe aus, welchen Johann mit dem erblindeten linken Auge nicht zu sehen vermochte und traf ihn mit einem gewaltigen Schlage auf den Helm, so daß der Ritter im Augenblick bügellos wurde. Mit höhnischem Gelächter sprengte Balzer dann in wilder Flucht, die übrigen Magdeburgischen mit sich fortreißend, dem Damme zu.

Johann war vom Pferde gesunken, Henning von Stechow sprang ebenfalls ab und hielt ihm die Spitze des Schwertes gegen die Gurgel.

„Ergieb Dich, Ritter," sagte er, „Deine Leute sind geflohen, Du bist wehrlos in unsrer Gewalt."

„Ich bin Euer Gefangener!" erwiderte Johann von Quitzow traurig; alle die schönen Träume der gehofften Freiheit waren mit einem Schlage zertrümmert, vielleicht für immer vernichtet. Er stand vom Boden auf und schlug sein Visir zurück.

„Johann von Quitzow!" rief Henning von Stechow entsetzt aus, „Ihr seid es? — Ihr, Freund, seid mein Gefangener, gegen Euch habe ich kämpfen müssen!"

„Es ist mein Schicksal," erwiderte Johann von Quitzow, „ich bin Euer Gefangener, ich habe mich Euch im ritterlichen Kampfe ergeben, und ich hoffe daher auf ritterliche Haft von Euch."

Henning schaute düster und nachdenklich zu Boden, er erwiderte lange nichts, dann blickte er um sich auf die

Reihen seiner brandenburgischen Kämpfer, er sah, mit welchem wilden Hasse ein Theil seiner Mannen den gefürchteten Quitzow betrachtete und schnell entschlossen erwiderte er:

„Der Geächtete hat nicht auf ritterliche Haft zu hoffen, Herr Johann von Quitzow. Alte Freundschaft muß im Kriege vergessen sein! Bindet den Gefangenen,“ rief er den Knechten zu, „und bewacht ihn wohl.“

Mit tiefem Staunen hörte Johann diese unerwarteten Worte. Er war schmerzlich getäuscht, denn in Henning von Stechow hatte er einen Freund zu finden erwartet, jetzt aber wurde er von demselben, wie von einem erbitterten Feinde behandelt.

Jubelnd und höhnend banden die märkischen Knechte dem Gefangenen die Hände auf dem Rücken zusammen, er wurde auf ein Pferd gesetzt, unter dem Bauche desselben schnürte man ihm die Füße, nach beliebter Art, aneinander, dann zog die Schaar vorwärts, nachdem sie in geordnetem Zuge wieder aufgestellt worden war, um das magdeburgische flüchtige Heer zu verfolgen. —

Henning von Stechow kümmerte sich um seinen Gefangenen nur in sofern, als er die strengste Wachsamkeit auf denselben befahl, er sprach kein weiteres Wort mit ihm, sondern überließ ihn ganz den Knechten; er selbst setzte sich mit den übrigen adligen Herren an die Spitze des Zuges.

„Ihr seid sehr strenge mit Hans von Quitzow,“ sagte Hans von Uchtenhagen mitleidig. „Mag er gefehlt haben gegen den Burggrafen, uns war er immer ein treuer Freund, und Ihr solltet ihm wenigstens so lange, als er

in Eurer Gewalt sich befindet, eine rittermäßige Haft verstatten."

„Er könnte flüchten!" entgegnete Henning bestimmt. „Er hat Anhang genug unter unseren Leuten, von denen manche seiner Zeit in Plaue gestanden haben, diese würden ihm bei einem Fluchtversuche gern beistehen, deshalb konnte ich nicht umhin, ihn binden und strenge bewachen zu lassen."

Ein alter Wachmeister, welchem die strengste Sorgfalt für Johann von Quitzow anbefohlen worden war, und der diesen deshalb bisher stets begleitet hatte, näherte sich Henning von Stechow: „Mit Verlaub, gnädiger Herr," sagte er, „Herr Johann von Quitzow läßt Euch sagen, er wolle gern sein Wort geben, nicht zu fliehen, wenn Ihr ihm gestatten würdet, ungebunden zu reiten."

Henning hielt sein Pferd an und wartete, bis der Zug, in dessen Mitte sich der Gefangene befand, nahte.

„Ich kann das Wort eines Geächteten nicht annehmen, Herr Johann von Quitzow," sagte er ernst und streng. „Versucht keine Widerrede; gebunden müßt Ihr mir folgen, als ein Gefangener, wie es Euch geziemt. Flüchtet, wenn Ihr könnt, Euer Wort habe ich zurückgewiesen; aber verlaßt Euch darauf, Ihr werdet jeden Fluchtversuch schwer büßen müssen, denn die strengste Wachsamsoll über Euch walten!"

Johann biß sich wüthend auf die Lippen, aber er erwiderte nichts, denn er sah ein, daß solcher Strenge gegenüber jedes Wort verloren sein würde.

Die Magdeburger hatten sich so schnell geflüchtet, daß eine Verfolgung derselben augenblicklich kaum nutzen-

bringend sein konnte; Henning erlaubte deshalb seinen Reitern, in dem nächsten Dorfe Rast zu machen, und als durch ausgesandte Späher die Nachricht kam, die Feinde zögen so schnell als möglich nach Plauen, da drang er nicht weiter vorwärts, sondern gab Befehl, in dem Dorfe das Nachtquartier aufzuschlagen.

Für Johann wurde in demselben Hause, in welchem auch Henning sein Quartier genommen hatte, ein Kämmerchen eingeräumt. Er blieb gebunden und vergeblich bat er, man möge ihm wenigstens die Hände befreien, an welchen die fesselnden Stricke ihn schmerzten.

Henning blieb unerweichlich, einige bewaffnete Knechte wurden zur größeren Sicherheit vor die Thür der Kammer gestellt, in welcher Johann mit gefesselten Händen bleiben mußte; hierdurch schien jeder Fluchtversuch unmöglich gemacht.

Die übrigen adligen Herren, welche Henning von Stechow begleiteten, selbst frühere Feinde Johanns, legten ein fürbittendes Wort ein, aber vergeblich. Mit unbeugsamer Strenge befahl Henning die äußerste Wachsamkeit. Es wurde Abend, es wurde Nacht.

Nur während des spärlichen Mahles war es Johann gestattet gewesen, einige Minuten ungefesselt zu sein, dann wurden ihm abermals die Arme zusammengebunden.

Auf dem harten Lager wälzte er ruhelos sich umher, abermals war er in Gefangenschaft gerathen, abermals drohte ihm der schmachvolle Kerker; aus der magdeburgischen Haft kam er in die brandenburgische, in die Gewalt seines erbittertsten Feindes, des Churfürsten! Welches Schicksal stand dort ihm bevor? Alle die süßen

Freiheitshoffnungen waren vernichtet, in dem Zeitraum so weniger Tage hatte wieder mächtig sein Schicksal sich geändert, vielleicht für immer sollten jetzt abermals die düsteren Mauern des entsetzlichen Kerkers ihn umfangen! Er fand keinen Augenblick des Schlummers, immer und immer wieder mußte er an die drohende Zukunft denken!

Das bewegte Leben, welches die Kriegerschaar in dem Dorfe hervorgebracht hatte, legte sich, als es später wurde, mehr und mehr, endlich wurde Alles still und ruhig. Die Soldaten schliefen, nur die Zurufe der Wachen ertönten hier und dort, sonst war Alles todt und still.

Da blendete plötzlich ein Lichtschein Johanns Augen, eine Thür, welche er gar nicht bemerkt hatte, öffnete sich und in das kleine Gemach trat Henning von Stechow. Er legte den Finger gegen die Lippen, um Johann anzudeuten, daß er nicht sprechen sollte, dann trat er zu dem Lager des Gefangenen. Mit einem raschen Schnitt löste er die Bande, welche dessen Arme und Füße fesselten, und sagte leise flüsternd:

„Ich komme, um Euch zu befreien, Herr Johann von Quitzow! Ich habe lange geschwankt, ob es eine höhere Pflicht sei, Euch als Gefangenen dem Churfürsten zu übergeben oder Euch freizulassen, Euch, meinen alten Freund, dem ich von früheren Jahren her manche Liebe, manche Wohlthat verdanke! Die Macht des Churfürsten ist fest begründet in den Marken, Ihr werdet demselben, selbst wenn Ihr es wollt, nicht viel schaden können; gebt mir Euer Ritterwort, daß Ihr nicht ferner gegen ihn kämpfen wollt, dann bin ich bereit, Euch zu befreien. Alles ist zu Eurer Flucht vorbereitet, Niemand ahnt dieselbe, ich

habe mich absichtlich als Euren strengsten und unerbittlichsten Kerkermeister vor den Leuten gezeigt! Habe ich Euer Wort, Herr Johann?"

Mit tiefem Erstaunen hatte Johann von Quitzow den Worten Hennings gelauscht: Das war wieder eine so plötzliche wunderbare Veränderung seines Schicksals, daß er augenblicklich sich kaum in dieselbe finden konnte. Wie lockend erschien ihm die Flucht, wie herrlich der Gedanke, frei zu sein! Aber dennoch war er nicht im Stande, das Wort zu geben, welches Henning von ihm verlangte, denn er hatte dem Erzbischof sich verdungen für diesen Krieg, er stand in dessen Solde, und ehrlos wäre es gewesen, wenn er das dem Erzbischof gegebene Wort gebrochen hätte, ehrlos würde es sein, wollte er jetzt, um frei zu werden, sein Ritterwort geben, ein Wort, welches er später brechen mußte.

„Ich danke Euch, Herr Henning," sagte er freundlich und milde, „danke Euch aus vollem Herzen! Ihr habt mir wahrhaft wohlgethan, denn schmerzlicher, als meine Bande, war mir der Gedanke, Ihr könntet so sehr der alten Freundschaft vergessen haben, daß Ihr mein grausamster Kerkermeister würdet; mein Wort aber, nicht ferner zu kämpfen gegen den Churfürsten, kann ich Euch nicht geben. Laßt mich daher in meiner Gefangenschaft, Ihr habt sie mir durch Euer Anerbieten erträglich gemacht!"

„Seid Ihr denn ein so erbitterter Feind des Churfürsten, daß es Euch ganz unmöglich ist, mit diesem in Frieden zu leben? Denkt zurück an die vergangenen Jahre, Johann von Quitzow, erinnert Euch, mit welcher Milde Friedrich Euch entgegengekommen ist, daß Ihr es

gewesen seid, welcher jede Vermittlung unmöglich machte! Nachdem Ihr ihm gehuldigt, wart Ihr trotzdem sein erbittertster Feind. Konnte denn Friedrich anders handeln, als er gehandelt hat, wenn er nicht sein Recht mit Füßen getreten sehen wollte? — Die Zeiten sind außerdem jetzt andere geworden, der Churfürst ist nicht mehr ein fremder Beamter des Kaisers, nicht mehr Landeshauptmann in der Mark, er ist unser Fürst von Gottes und Rechtes wegen, das ganze Land hat einmüthig ihm gehuldigt, Adel, Geistlichkeit und Städte! Euer Widerstand gegen ihn kann nicht ferner etwas fruchten, gebt ihn auf, Johann, laßt einen Freund Euch rathen! Kehrt zurück in die Mark, ergebt Euch auf Gnade und Ungnade dem Churfürsten und seid versichert, daß er Euch dann ein treuer und gnädiger Herr sein wird. Er ist nicht unversöhnlich, bedenkt, daß er Gans von Putlitz, Wichard von Rochow, Werner von Holzendorf, die Brüder Maltitz und so viele Andere, welche, wie Ihr, ihm früher in dem erbittertsten Kampfe gegenübergestanden, begnadigt hat. Bedenkt, daß alle Eure Freunde jetzt mit ihm vereint sind und schließt endlich Frieden mit ihm. Wahrlich, Ihr werdet es nicht bereuen! Ihr werdet Eurer früheren Thätigkeit zurückgegeben, einer der angesehensten Edelleute in der Mark werden!" —

„Ich verkenne das Gewicht Eurer Worte nicht," entgegnete Johann von Quitzow ernst. „Während der Jahre, welche ich im Kerker saß, habe ich oft nachgedacht über meine Vergangenheit, ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß ich wohl besser anders gehandelt hätte. Ich sehe es sehr gut ein, daß ein schöneres Loos mir geblüht haben

würde, wäre ich stets ein Freund Friedrichs von Hohenzollern gewesen! Ich hasse ihn nicht mehr. Während mein Bruder Dietrich vor Rache glüht, würde ich gern Frieden mit dem Burggrafen schließen; aber ich kann und darf es wenigstens jetzt nicht. Für diesen Krieg habe ich dem Erzbischof von Magdeburg mein Wort verpfändet, ihm muß ich dienen; das aber will ich Euch versprechen, wenn ein solches Wort Euch genügt, daß ich, sobald der Krieg zwischen Magdeburg und dem Churfürsten geendet ist, nicht ferner Dienste gegen Friedrich von Hohenzollern suchen will; mein höchster Wunsch ist sogar der, Ihr und meine anderen Freunde möchtet eine Versöhnung zwischen mir und dem Churfürsten zu Stande bringen." —

Henning drückte freundlich die Hand Johanns von Quitzow.

„Ich ehre Eure Bedenklichkeit," sagte er, „auch ich würde in Eurer Stelle nicht anders handeln. Euer Wort genügt mir; eilt jetzt zu fliehen so schnell als möglich. Seht hier, das Fenster ist unbewacht, öffnet es, laßt Euch auf den Hof hinab, dort in dem Stalle steht mein edles Roß gesattelt und gezäumt, ich habe ausdrücklich den Befehl dazu gegeben; schwingt Euch auf dasselbe und reitet fort, Euren Freunden nach. Ehe man Eure Flucht bemerkt, werdet Ihr weit entfernt sein."

Er drückte noch einmal herzlich dem Freunde die Hand, dann entfernte er sich schnell auf demselben Wege, auf dem er gekommen. —

Das lange Gespräch der beiden Freunde war im leisesten Geflüster geführt worden, kein Laut hatte das Ohr der im Nebenzimmer wachenden Knechte berührt.

Vorsichtig öffnete Johann das Fenster, welches nach dem Hofe führte; er schaute hinaus, Alles war still und todt, im tiefen Schlafe lagen die sämmtlichen Knechte, selbst die Wache war, ermüdet von den Anstrengungen des gestrigen Tages, eingeschlummert auf ihrem Posten; man erwartete keinen feindlichen Angriff, und war deshalb sorglos geworden.

Johann schwang sich aus dem Fenster; mit leisen Schritten eilte er nach dem bezeichneten Stallgebäude. Er fand in demselben, wie Henning ihm gesagt hatte, das Pferd gesattelt und gezäumt.

Als er das edle Roß aus dem Stalle führte, da wieherte es laut auf und scheute vor dem Fremden. Schon glaubte Johann, seine Flucht wäre hierdurch verrathen, aber zu fester Schlaf umfing die Knechte, welche das Dorf bewachen sollten. —

Mit dem Linnen, welches er aus seiner Schlafkammer mitgenommen, umwand Johann schnell die Hufe des Rosses, dann schwang er sich in den Sattel und ritt im langsamen Schritt durch die Straßen des Dorfes. — Niemand sah, Niemand hörte ihn. Als er an dem letzten Hause angekommen war, da setzte er dem Pferde die Sporen in die Seiten, und im sausenden Galopp eilte er davon auf dem Wege nach Marzahn, wo er hoffen durfte, vielleicht seine Mannen zu treffen.

Niemand folgte ihm, bald befand er sich in Sicherheit und am nächsten Morgen schon in der Mitte seines laut jubelnden Heeres.

Der erste ihm Entgegentretende war Balzer Koppken. Johann hatte nicht gesehen, von welcher Hand der furcht-

bare Schlag gegen sein Haupt geführt worden war, er ahnte nicht, daß Balzer Koppken ihn verrathen habe, er begrüßte diesen daher mit freundlichen Worten wegen der Tapferkeit, die er im Kampfe des vorigen Tages entfaltet hatte.

Balzer Koppken erwiderte hierauf nichts. Düsteren Blicks schaute er zu Boden und zog sich in die Reihen der magdeburgischen Reiter zurück. Der Kampf mit den Brandenburgern hatte das magdeburgische Heer zu sehr geschwächt, als daß Johann hätte wagen dürfen, weiter vorzurücken; er zog sich deshalb mit seinen Truppen nach Plaue zurück. Als er dort ankam, war Balzer Koppken verschwunden; man hat niemals wieder etwas von ihm gehört.

Capitel 17.

Die feierliche Belehnung.

Während Johann von Quitzow seinen unglücklichen Zug in das Havelland machte, war Dietrich in gewohnter Weise von Jüterbogk aus in die Mark gefallen, Alles vor sich her verwüstend und zerstörend. Mit schonungsloser Grausamkeit brannte er Dörfer und Städte nieder; vom glühendsten Rachedurst beseelt, bot er alle Kraft auf, um dem Churfürsten in seinem Lande so viel zu schaden, als es ihm irgend möglich war.

Siegreich drang er vorwärts, nirgends einen bedeutsamen Widerstand findend.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die einzelnen Thaten Dietrichs auf diesen Kriegszügen näher beschreiben; eine glich der andern, die Einäscherung von Dörfern, die Beraubung derselben, wie sie in jenen Tagen üblich war, haben wir dem Leser ja genugsam geschildert.

Churfürst Friedrich sah mit tiefem Mißvergnügen den neuen unheilvollen Krieg. Er hätte gern durch Unterhandlungen denselben beendet, aber nach dem Charakter des Erzbischofs von Magdeburg würde dieser bei einer Nachgiebigkeit des Churfürsten nur übertriebene Forderungen gestellt haben, daran durfte daher Friedrich nicht denken; er mußte die Gewalt der Waffen wenigstens vorläufig in der Hoffnung entscheiden lassen, daß später durch die Vermittlung des Kaisers ein für ihn ehrenvoller und vortheilhafter Frieden zu Stande kommen würde. Er verband sich deshalb aufs Neue mit dem Chur-

fürsten Rudolph von Sachsen, dem er durch die Verheirathung seines Sohnes mit der sächsischen Prinzessin Barbara ohnehin nahe genug stand. Dieser erklärte dem Erzbischof den Krieg und sendete seine Schaaren gegen Dietrich von Quitzow.

Mit abwechselndem Glück wurde der Kampf fortgeführt, meistens indessen siegreich für die von dem kühnen Quitzow geführten magdeburgischen Schaaren.

Der Winter war herangekommen; Friedrichs Gegenwart auf dem Concil zu Constanz wurde wiederum dringend nothwendig, und er sah sich deshalb gezwungen, die Mark zu verlassen, so schwer ihm dies in so unruhiger Zeit auch fiel; noch war der Krieg nicht beendet und außerdem hatte eine neue furchtbare Plage sich über die Mark Brandenburg ausgebreitet, eine schreckliche Krankheit, welche Hunderte und Tausende dahinraffte, — die Pest! Gern wäre der Churfürst als treuer Landesvater daheim geblieben; aber er durfte und konnte es nicht, er hatte die Pflicht, dem Kaiser mit Rath und That zur Seite zu stehen, und von diesem die feierliche Belehnung als Churfürst des deutschen Reichs zu empfangen.

In den ersten Tagen des Januars trat Friedrich seine Reise an, diesmal in Begleitung seiner Gemahlin, welche er in dem von der Pest heimgesuchten Lande nicht zurücklassen wollte. Viele von dem märkischen Adel begleiteten ihn, unter diesen auch Wichard von Rochow und Henning von Stechow mit ihren Mannen, um das fürstliche Paar auf der Reise zu schützen und um Zeugen der feierlichen Belehnung in Constanz zu sein.

Friedrich ging zuvor nach Nürnberg und brachte dort-

hin seine Gemahlin, dann begab er sich mit seinem ganzen Gefolge nach Constanz, wo er gegen Ende des Januars 1417 eintraf.

Auf dem Concil in Constanz hatten die heiligen Väter während der Abwesenheit des Kaisers Siegismund viel berathen über die Reformation der Kirche, über die Unterdrückung der hussitischen Lehren und über die Absetzung der Päbste; am eifrigsten waren sie gewesen in der Ausrottung der Ketzerei, denn nicht anders wurde die reine Lehre des Johannes Huß genannt.

Der innigste Freund und bevorzugteste Schüler Hussens, Hieronymus von Prag, war kurz vor dem Tode seines Freundes nach Constanz gekommen, aber er hatte die Stadt wieder verlassen, weil er hier sein Leben bedroht sah; auf dem Rückwege nach Prag war er auf Geheiß des Concils gefangen genommen und zurück nach Constanz gebracht worden; hier hatte man ihm den Prozeß gemacht, wie seinem Lehrer, und am 30. März 1416 wurde Hieronymus an derselben Stelle, wo auch Huß gestorben war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Ein muthiger Märtyrer für den reinen Glauben, hauchte er sein Leben aus. Noch auf dem Scheiterhaufen verkündete er in kühnen Worten seinen Glauben.

Im ganzen Böhmer-Lande hatte dies doppelte Märtyrerthum des Johannes Huß und des Hieronymus eine furchtbare Aufregung zur Folge; die böhmischen Großen schaarten sich zusammen und in der Bethlehems-Kirche hielten sie einen Landtag, erkannten dort die Wahrheit und Richtigkeit der hussitischen Lehren an, und verschworen sich hoch und theuer, nur die reine Lehre des Gottes-

Wortes auf ihren Gütern zu dulden; die katholischen Priester wurden beleidigt und verfolgt; an allen Orten in Böhmen rottete sich das Volk unter der Anführung der Adligen zusammen, sagte sich los vom Katholicismus und gehorchte ferner nur den Geistlichen, die im Sinne des Huß predigten.

Die neue Lehre, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, während die Katholiken den Kelch allein dem Priester gestatteten, breitete sich neben den eigentlichen Lehren des Johannes Huß im ganzen Lande aus und die Anhänger derselben wurden deshalb Utraquisten genannt.

Die ungeheure Aufregung, welche sich des Volkes bemächtigt hatte, der Durst nach Rache für das vergossene Blut der Märtyrer, führte bald darauf zu den Hussitenkriegen, welche ganz Deutschland erschütterten und auch die Mark Brandenburg verheerten.

Dies war die Frucht der Bemühungen der heiligen Väter in Constanz zur Ausrottung der Ketzerei, und Kaiser Siegismund hat wohl später es vielfach bitter bereut, daß er nicht kräftiger im Schutze des Mannes handelte, dessen Leben seiner Ehre anvertraut war.

Neben der Verfolgung der hussitischen Lehren beschäftigte die Absetzung der beiden noch übrigen Päbste vielfach das Concil. Die Bemühungen und Unterhandlungen Kaiser Siegismunds auf seiner weiten Reise, hatten ein glückliches Resultat herbeigeführt; es kam jetzt, um eine Einheit in der Christenheit wieder zu begründen, nur darauf an, die beiden Päbste abzusetzen und einen neuen Inhaber des päbstlichen Thrones zu wählen. Beides geschah.

Der Cardinal Otto di Colonna wurde zum Pabst ge-

wählt und regierte als solcher fortan unter dem Namen Martin V.

Am 27. Januar 1417 war Kaiser Siegismund, unter dem Jubel der unzähligen in Constanz anwesenden Fremden, und auf das Festlichste empfangen von den heiligen Vätern des Concils, nach Constanz zurückgekehrt.

Eine Reihe herrlicher Feste schloß sich dem Einzuge des Kaisers an.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir eine Beschreibung der prächtigen Turniere und des ungemein reichen Lebens geben, welches sich in Constanz nach der Rückkehr des Kaisers entfaltete. Ulrich von Reichthal, der in seiner ältesten und genausten Geschichte des Concils von Constanz eine treffende Schilderung aller dieser Festlichkeiten gegeben hat, kann den Glanz nicht genugsam rühmen, der auf dem Concil in dieser Zeit herrschte.

Unsere märkischen Freunde nahmen Theil an allen diesen Festen, da sie in unmittelbarer Umgebung des hochgeachteten Churfürsten Friedrich sich befanden; sie zeichneten sich durch Tapferkeit und Geschicklichkeit bei den Turnieren aus und erfreuten sich in den folgenden Monaten des an Abwechselung so reichen Lebens in Constanz.

Wir eilen schnell über diese Zeit hinweg, dem Schlusse unserer Erzählung zu; nur eine glänzende Feierlichkeit haben wir noch zu beschreiben, weil sie bedeutungsvoll ist für die Geschichte unseres Vaterlandes, einen Abschluß in derselben bildet, die öffentliche Belehnung des Churfürsten Friedrich.

Es war am 18. April des Jahres 1417 am Sonntage nach Ostern, da ritt durch die ganze Stadt Constanz

ein großer Zug fränkischer und märkischer Adliger, fast 2000 Mann stark; jeder der Ritter trug in der Hand eine Fahne von rothem Tuch; dem Zuge voraus ritt ein Musikchor und lenkte auf denselben die Aufmerksamkeit des in den Gassen sich drängenden Volkes. Dem Zuge folgte in prächtiger Rüstung Wichard von Rochow mit der brandenburgischen Fahne, in der der rothe märkische Adler sich auszeichnete und ein fränkischer Ritter, welcher das Wappen Friedrichs von Hohenzollern trug.

Während der Zug durch die ganze Stadt ritt und überall die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog, hatten sich vor der Wohnung des Churfürsten Friedrich auf dem Fischmarkte die sämmtlichen in Constanz anwesenden Fürsten versammelt.

Friedrich, prächtig mit einem langen, rothen, wallenden Gewande, der churfürstlichen Tracht, bekleidet, trat unter dem Freudengeschrei der zu vielen Tausenden versammelten Menge aus dem Hause, bestieg ein herrliches Roß und Wichard von Rochow und ein fränkischer Ritter ritten ihm zur Seite.

Durch das dicht gedrängte Volk bewegte sich nun der prächtige Zug vorwärts; da war kein Plätzchen frei, wo ein Kopf schauen konnte, alle Fenster waren dicht besetzt, selbst auf die Dächer hatten sich kühne Wagehälse gestellt. Gegen hunderttausend Menschen, sagt Reichenthal, waren versammelt und drängten sich wogend durch die Gassen, um die die köstliche Feierlichkeit mit anzuschauen.

Durch die vielen kleinen Gäßchen ging der Zug nach dem oberen Markte. Vor dem hohen Hause war von Balkenwerk eine große Bühne aufgeschlagen, in deren

Mitte auf einigen Stufen der Kaiserthron stand; ein goldenes Kissen, von welchem Decken, aus Goldbrokat gewirkt, herabhingen, bezeichnete ihn. Auch die Wände des Hauses, die Treppen, welche zur Wohnung führten und das ganze Gerüst waren mit köstlichen Teppichen aus Goldbrokat geschmückt und belegt. Neben dem Throne standen niedere Sessel für die hohe Geistlichkeit bestimmt.

Als der Zug, an dessen Spitze Churfürst Friedrich ritt, vor der Bühne ankam, wurde er durch die kaiserlichen Tronpeter mit einem festlichen Tusch empfangen, dann trat der Kaiser aus dem Hause auf die Bühne, geschmückt mit der kaiserlichen Krone, das Scepter in der Hand. Ihm folgten zwei Kardinäle und drei Bischöfe, welche sich auf die Sessel zu Seiten des Thrones setzten, während der Kaiser den Thron selbst einnahm. Des Reiches oberster Kanzler stellte sich mit einem Briefe, von dem zwei Siegel herabhingen, in der Hand, hinter den Thron.

Der Zug hielt — Friedrich stieg vom Rosse, ebenso auch Wichard von Rochow und der fränkische Ritter. Der Churfürst ging, von diesen begleitet, die Treppen hinauf und fiel dreimal vor dem Kaiser auf die Knie.

Der Churfürst von der Pfalz, mit dem goldnen Reichsapfel, und der Churfürst Rudolf von Sachsen, welcher das Reichsschwert trug, begleiteten ihn; eine Anzahl Fürsten und Grafen folgten, so weit die Tribüne Platz hatte.

Kniend vor dem Kaiser, sprach ihn Friedrich in einer schönen Rede an; er dankte für die ihm ertheilte Gnade, für die Verleihung der Mark Brandenburg, sowie der Erzkämmererwürde und bat zu gleicher Zeit um die Belehnung mit derselben.

Der Kaiser antwortete in freundlich gnädigen Worten, darauf befahl er dem Reichskanzler die Belehnungsurkunde zu verlesen.

Es geschah!

Siegismund ernannte in der Urkunde Friedrich zum Markgrafen von Brandenburg, zum Churfürsten des Reichs, „weil er ihn in allen Sachen so redlich, fest, bieder, vernünftig und getreu alle Zeit erkannt und befunden und auch solche gute, ganze und unzweifelhafte Zuversicht zu ihm habe, daß er zu Gott hoffe und vertraue, er sei des betreffenden Churfürstenthums der Mark Brandenburg, seiner Churwürde und Zubehör, wohl würdig und möge sie auch redlich, vernünftig und rechtlich ausrichten, verwesen und um den Kaiser und das Reich verdienen.“ Von einem Rückkaufsrecht für 400,000 Goldgülden, welche früher der Kaiser sich und seinem Stamm vorbehalten hatte, war in dieser Urkunde nicht mehr die Rede. Der Kaiser verlieh die Mark Brandenburg Friedrich von Hohenzollern erb- und eigenthümlich für immer und alle Zeiten.

Ein tiefes Schweigen der ungeheuren versammelten Menge folgte der Vorlesung der Urkunde. Mit ernst bewegter Stimme, welche weithin über die lautlose Menge erschallte, fragte der Kaiser:

„Herr Churfürst des heiligen römischen Reiches, wollt Ihr das Vorgelesene beschwören?“

Friedrich von Hohenzollern antwortete laut und deutlich: „Mächtiger König, gern!“

Mit der Hand auf dem Evangelium, sprach Friedrich den Lehnseid nach, welchen der Reichskanzler ihm vorlas, dann nahm der Kaiser Wichard von Rochow das branden-

burgische Banner aus der Hand und übergab es dem Churfürsten, welcher es eine kurze Zeit behielt und es darauf Wichard von Rochow zurückreichte. Ebenso erhielt er das fränkische Banner vom Kaiser, demnächst den Reichsapfel und endlich legte Herzog Rudolf von Sachsen das entblößte Reichsschwert dem Churfürsten in den Schooß, und reichte es ihm sodann zum Kusse dar, während die Pfeifer und Posauner mit starker Musik einfielen. Darauf erhob sich der Churfürst und wendete sich mit einer glänzenden Rede, in welcher er die Verdienste des Kaisers schilderte, an das Volk. Ein jubelnder, unendlicher Beifall folgte den herrlichen Worten!

Die glanz- und prachtvolle Ceremonie war beendet, der Kaiser erhob sich und erfernte sich, gefolgt von Friedrich und den beiden andern Churfürsten.

Ein festliches Mahl, welches Friedrich dem märkischen und fränkischen Adel gab, und zu welchem auch die meisten anderen, in Constanz anwesenden Standesherren eingeladen wurden, ein Mahl, für welches der Churfürst keine Kosten gescheut hatte und dessen Glanz Alles überbot, was bisher in dieser Art dagewesen war, bildete den Schluß der bedeutungsreichen Feierlichkeit.

Capitel 18.

Schluß.

Die Mark Brandenburg war in Folge der Belehnung, bei welcher Kaiser Siegismund sich kein Rückkaufsrecht mehr vorbehalten hatte, als freies Erbeigenthum an den Hohenzollernschen Fürstenstamm übergegangen.

Friedrich I. war jetzt erst in Wahrheit Markgraf von Brandenburg und Churfürst des heiligen römischen Reiches; seine Verdienste um das seiner Obhut anvertraute Land waren durch diese Belehnung anerkannt und belohnt.

Wir können hiermit die erste Abtheilung unserer Geschichtserzählung schließen und haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen, um den Leser mit den ferneren Schicksalen einiger Personen vertraut zu machen, für welche er hoffentlich ein Interesse gewonnen hat, nachdem er uns durch die vorliegenden Bände gefolgt ist.

Gern würden wir mit einer ausführlichen Schilderung der ferneren Regierungsgeschichte Friedrichs die erste Abtheilung der Hohenzollern beschließen, es würde uns dies aber zu weit führen, denn die bedeutungsreiche Thätigkeit des Churfürsten für die Mark Brandenburg sowohl, als für das ganze Deutschland, ist geeignet, Bände in Anspruch zu nehmen, und es ist uns nur erlaubt, um nicht ins Unendliche hinein den Umfang dieses Werkes zu vergrößern, aus der früheren Geschichte unseres Vaterlandes die Hauptpunkte in ausführlichen historischen Bildern dem Leser vorzuführen. Eine kurze Uebersicht über die fernere Regierungsthätigkeit Friedrichs wird der Leser schon auf

den nächsten Seiten im Anhang zu diesem Bande finden. Hier wollen wir nur noch mit einigen Worten auf die ferneren Lebensschicksale der Quitzows, ihrer Freunde und Gehrke Suteminns zurückkommen, da wir diesen in dem rein historischen Anhange nicht mehr begegnen werden.

Churfürst Friedrich benutzte seine Anwesenheit in Constanz, sein vertrautes Verhältniß zum Kaiser, um diesem die Zwistigkeiten zu erläutern, welche zwischen ihm und dem Erzbischof von Magdeburg entstanden waren und welche den neuen verheerenden Krieg zwischen dem Erzbisthum und der Mark Brandenburg veranlaßt hatten. Er schilderte dem Kaiser mit so lebendigen Farben die Nothwendigkeit eines Friedens zwischen den beiden benachbarten Ländern, er zeigte, wie unendlich verwüstend, den Wohlstand beider Länder untergrabend, der auf so grausame Weise geführte Krieg sei, daß der Kaiser gern sich bereit finden ließ, einen Waffenstillstand und später einen Frieden zwischen den beiden streitenden Parteien zu vermitteln. Siegismund lud den Erzbischof ein, in Constanz persönlich zu erscheinen, um sich dort darüber zu verantworten, daß er die mit der Reichesoberacht belegten Quitzows in seine Dienste genommen und sie an der Spitze seiner Heere in das brandenburgische Land verheerend und verwüstend gesendet habe.

Erzbischof Günther hielt es nicht für angemessen, dieser Einladung Folge zu leisten; er erschien nicht, bat aber demüthig um Entschuldigung; es wäre ihm — so schrieb er, — ganz unmöglich, bei der Gefahr, in welcher das magdeburgische Land sich während des Krieges befände, seine Unterthanen zu verlassen; er versprach in-

dessen, Gesandte nach Constanz zu senden, welche in seinem Namen dort unterhandeln und einen Vertrag mit dem Churfürsten von Brandenburg abschließen sollten.

Die Gesandten erschienen in der That kurze Zeit nach der Belehnung Friedrichs in Constanz; sie führten beim Kaiser schwere Klage über den Churfürsten von Brandenburg, sie beschuldigten ihn, daß er die erste Veranlassung zum Streite dadurch gegeben habe, daß er Kaspar von Puttlitz trotz der mit Magdeburg bestehenden Verträge eigenmächtig freigelassen, und ihm gestattet habe, plündernd und verheerend in das Magdeburgische zu fallen und die Stadt Sandau zu erobern. Friedrich gab dagegen wieder dem Erzbischof alle Schuld des Streites, beklagte sich bitter über die Treulosigkeit desselben, über den Mißbrauch des ihm erwiesenen Vertrauens, welchen er durch die Freigebung Johanns von Quitzow und durch die Anstellung der beiden Brüder zu seinen Heereshauptleuten begangen habe.

Bei so vielen gegenseitigen Beschuldigungen wurde es schwer, das Recht und das Rechte herauszufinden; lange Unterhandlungen entspannen sich, und nur der Nachgiebigkeit des Churfürsten Friedrich und den Bemühungen Kaiser Siegismunds war es zu verdanken, daß endlich beide Parteien sich entschlossen, Schiedsrichter zu ernennen, welche den Streit endgültig entscheiden sollten. Bis zu dieser Entscheidung aber wurde beschlossen, die Waffen ruhen zu lassen. Eine wenigstens zeitweilige Aussöhnung der Parteien trat ein und wurde am 29. Mai 1417 durch einen Vertrag zwischen dem Churfürsten Friedrich und den Gesandten des Erzbischofs von Magdeburg zu

Papier gebracht. Es wurde in diesem Vertrage beschlossen, daß Herzog Rudolf von Sachsen und Graf Henning zu Schwarzburg als Schiedsrichter die Streitigkeiten der Parteien ausgleichen sollten; könnten die beiden Schiedsrichter sich nicht einigen, dann werde die Entscheidung dem Edlen Schenken Albrecht von Sydow als Rath des Kaisers Siegismund überlassen. Die wichtigste Bestimmung in dem geschlossenen Vertrage war die, daß festgesetzt wurde, es solle weder der Erzbischof von Magdeburg noch einer seiner Anhänger irgend Jemand in seinem Lande hausen, hegen, halten, ihm Zulegung, Hilfe oder Rath geben, der gegen den Markgrafen zu Brandenburg oder wider seine Lande und Leute sein wolle, dasselbe solle auch der Markgraf von Brandenburg in Bezug auf Magdeburg thun.

Diese Bestimmung ging direct gegen die Brüder von Quitzow; der Erzbischof wurde durch dieselbe gezwungen, diese der Mark Brandenburg so feindlichen Edelleute aus seinen Diensten zu entlassen; es war ihm nicht einmal gestattet, dieselben ferner im Magdeburgischen zu dulden, er mußte sie aus seinen Landen entfernen, wenn er dem Vertrage treu bleiben wollte.

So gern der Erzbischof Günther auch einen Ausweg gesucht hätte, um die Quitzows noch ferner zu schützen, weil er hoffen durfte, durch die beiden mächtigen Kämpen seinem Heere gewaltige Führer zu bewahren, und weil er glaubte, die Mark besser in Respect halten zu können, wenn die Quitzows in seinen Diensten sich befänden, so sah er sich doch durch diesen Vertrag gezwungen, den Quitzows das bisher innegehabte Dienstverhältniß zu kündigen.

Bis zum Tage des Waffenstillstandes hatten die beiden Brüder von Quitzow an der Spitze des magdeburgischen Heeres gestanden. Sobald der Winter vorüber war, und die Witterung wieder neue Kriegszüge gestattete, waren Dietrich und Johann im Dienste des Erzbischofs verheerend in der Mark umhergezogen. Im Juni 1417 wurden sie nach Magdeburg zurückgerufen, weil mit dem 19. Juni der Waffenstillstand beginnen sollte.

Mit großer Verlegenheit empfing der Erzbischof die beiden Brüder. In vielen schönen Worten sagte er ihnen seinen Dank für ihre bisherige Thätigkeit, versicherte ihnen seine Freundschaft, seinen Wunsch, daß er sie auch ferner bei sich behalten dürfte und beklagte es aufs Innigste, daß die gebieterische Nothwendigkeit ihn zwinge, dem Willen des Kaisers nachzugeben. Er belohnte die Brüder für die geleisteten Dienste reichlich, aber er eröffnete ihnen auch zu gleicher Zeit, daß er sie nicht länger im Magdeburgischen behalten könne, sondern sie bitten müsse, sobald als möglich sein Land zu verlassen.

Dietrich schäumte vor Wuth. Abermals war er in allen seinen Lebenshoffnungen, seinen heißesten Wünschen betrogen; an der Spitze des magdeburgischen Heeres hatte er sengend und brennend in den brandenburgischen Landen sein glühendes Rachegefühl befriedigen können, jetzt mußte er abermals den Oberbefehl der Heeres niederlegen.

Friedrich von Hohenzollern hatte ihn aufs Neue besiegt, nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die Unterhandlungen; wieder war er ein unsteter Flüchtling, ein Geächteter, dem ungewissesten Schicksal Preis gegeben! Was kümmerte er sich um die reiche Belohnung des Erz-

bischofs, was um dessen schmeichlerische freundliche Worte?! — Nicht um Geld und Gut, nicht um fürstliche Gunstbezeugungen war es ihm zu thun, sondern um die Ausübung seiner Rache an dem Todfeinde seines Geschlechts, an dem Hohenzollern-Fürsten! — Gern hätte er ohne irgend eine Belohnung noch ferner die magdeburgischen Heere durch die brandenburgischen Lande geführt; ein hoher Genuß war es für ihn, den gehaßten Feind zu bekriegen, dies war sein einziges Glück, seine einzige Freude!

Er versuchte es, dem Erzbischof Vorstellungen zu machen, aber dieser blieb unerweichlich! Achselzuckend betheuerte er, daß er nur mit tiefem Bedauern die Quitzows entlasse, daß er aber durch die unbedingteste Nothwendigkeit dazu gezwungen sei. —

Wüthend verließ Dietrich den Fürsten. Johann folgte ihm, ebenfalls tief entrüstet über die Undankbarkeit des Erzbischofs, der nur so lange ihr Freund gewesen war, als er ihre Dienste benutzt hatte.

Die beiden Brüder beriethen sich eifrig und angelegentlich über ihre Pläne für die Zukunft. Es war für sie eine schwere Aufgabe, mit sich selbst ins Klare zu kommen, denn trostlos und sorgenschwer lagen die kommenden Jahre vor ihnen. —

Die hohe Stellung, welche Friedrich von Hohenzollern bei dem Kaiser inne hatte, sein Ansehn im deutschen Reiche, machte ihn für alle seine Nachbaren zu einem geachteten und gefährlichen Feinde; die Quitzows konnten deshalb schwerlich hoffen, schon in der nächsten Zeit wieder Beschäftigung in dem Heere irgend eines benachbarten Fürsten zu finden. — Johann wünschte dies auch nicht einmal,

denn ihm schwebte seit der Unterredung mit Henning von Stechow süß und verlockend der Wunsch vor, sich mit dem Churfürsten zu einigen, wieder einzutreten in die Mark Brandenburg, die kaiserliche Acht zu lösen und ein neues Leben in der Mitte seiner alten geliebten Freunde zu beginnen. Er sprach hierüber einige Worte zum Bruder, aber Dietrich unterbrach ihn wild.

„Niemals, niemals!" rief er zürnend aus. „Nie werde ich mich mit dem Burggrafen von Nürnberg versöhnen! Welches Schicksal mir auch beschieden sein möge, ich will es ertragen, aber den Eid, den ich mir einst geschworen habe, den Eid der Rache gegen Friedrich von Hohenzollern, breche ich nimmermehr!" —

Johann kannte den Charakter seines Bruders hinlänglich; er versuchte es daher nicht, noch weiter in den starren Mann zu dringen. — Die Brüder verließen Magdeburg, sie trennten sich, Johann begab sich zum Herzog von Mecklenburg; Dietrich hatte beschlossen, eine Schwester, welche zu Harbke, unweit Helmstädt im Magdeburgischen wohnte und an einen reichen Herrn von Veltheim verheirathet war, auf kurze Zeit zu besuchen. —

Die unablässigen Strapazen des letzten Feldzuges, bei welchem Dietrich eine wahrhaft bewunderungswürdige Thätigkeit und Ausdauer entfaltet hatte, waren nicht ohne Einwirkung auf seine Gesundheit geblieben; er fühlte häufig Anwandlungen von Schwäche und Krankheit, deshalb wollte er eine kurze Zeit der Ruhe im Hause der Schwester verbringen, um sich dort erst ein wenig zu erholen und für neue Unternehmungen zu kräftigen. Die Schwester empfing freundlich den Bruder, welchen sie

seit langen Jahren nicht gesehn hatte, sie nahm ihn mit liebevoller Sorge in ihr Haus auf; aber das Verhältniß unter den Geschwistern war durch die lange Trennung derselben nicht mehr das alte.

Dietrich war ein unbeugsamer, erbitterter, eigensinniger Mann geworden, die Unthätigkeit, in welcher er im Hause der Schwester leben mußte, machte ihn noch mürrischer und menschenfeindlicher. — Der Umgang mit ihm wurde selbst der sanften Schwester schwer, noch weniger vermochte sich Dietrich mit seinem Schwager zu stellen. — Wenn dieser auch den nahen Verwandten mit aller Schonung und Rücksicht behandelte, welche er diesem in besonderer Berücksichtigung seines unglücklichen Schicksals schuldig war, so konnte er sich doch nicht entschließen, auf alle Launen desselben gehorsam einzugehn, und nichts Anderes verlangte der menschenfeindliche, mürrische Mann.

Mit jedem Tage wurde das Verhältniß zwischen den Verwandten unleidlicher.

Von Magdeburg aus kamen Mahnungen an den Herrn von Veltheim, daß er dem Geächteten nicht länger Aufenthalt gäbe. Der Erzbischof könne, wenn Dietrichs Verweilen im Magdeburgischen bekannt werde, in große Ungelegenheiten kommen; man fordere deshalb die Entfernung des Quitzow.

Zu einem solchen Schritt konnte sich indessen der Herr von Veltheim seinem Schwager gegenüber nicht entschließen, aber er begrüßte es freundlich, als Dietrich seinen Entschluß aussprach, sich in einer im Walde einsam gelegenen Försterwohnung zu verbergen, um seinem Verwandten Ungelegenheiten zu ersparen. —

Der fortwährende Aerger, die Sucht nach Thätigkeit, welche den rastlosen Mann unaufhörlich plagte, die verbitterte Gemüthsstimmung wirkte auf den bisher so rüstigen Körper Dietrichs mit jedem Tage nachtheiliger ein. In der Einsamkeit der Försterwohnung überließ er sich ganz und gar dem Grübeln über sein vergangenes und verfehltes Leben, er that nichts für seine Gesundheit, er schonte sich nicht, sondern setzte sich bei seinen einsamen Spaziergängen jeder Witterung ohne Scheu aus. Sein Leiden nahm daher mit jedem Tage mehr und mehr zu; nach wenigen Monaten schon erlag der früher so kraftvolle Körper Dietrichs dieser ungewohnten Lebensweise. Im August des Jahres 1417 starb er einsam, von aller Welt verlassen. Auf dem Kirchhofe des Jungfrauenklosters Marienborn liegt Dietrich von Quitzow begraben. —

Johann hatte sich, wie wir bereits erwähnten, zu dem Herzoge von Mecklenburg begeben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir das fernere Leben Johanns in allen Einzelheiten verfolgen, es liegen uns im Ganzen darüber auch wenig Nachrichten vor, und diese sind zu unbestimmt, als daß es möglich wäre, ein klares Bild über seine Erlebnisse zu gewinnen. Klöden läßt ihn bei den häufigen Zwistigkeiten und Kriegen der Mark Brandenburg mit den benachbarten Staaten in den folgenden Jahren als „schwarzen Ritter" häufig auf brandenburgischer Seite Theil nehmen. Eine solche Annahme entspricht ganz und gar dem Geiste jener Zeit, und wenn dieselbe auch historisch nicht begründet sein mag, so ist sie doch in keiner Weise unwahrscheinlich; jedenfalls muß Johann von Quitzow mit Friedrich von Hohenzollern sich versöhnt haben, vielleicht hat er sogar

demselben ähnliche Dienste geleistet, wie Klöden sie erzählt; denn wir finden ihn am 7. Juni 1421 im Hohen Hause zu Berlin vollkommen versöhnt mit dem Churfürsten. — Friedrich hatte seinem alten Feinde vergeben, vielleicht auf Fürbitten Kaspars von Putlitz, Wichards von Rochow, Hennings von Stechow und Andrer, vielleicht auch wohl, weil Johann von Quitzow ihm, um Gnade bittend, freiwillig entgegengekommen war.

Der Churfürst belehnte Johann von Quitzow und die Söhne des verstorbenen Dietrich mit der Stadt Lenzen; auch die Güter in der Priegnitz waren den Quitzows zurückgegeben worden. Von dieser Zeit an blieb Johann ein treuer Anhänger des Churfürsten, auch die übrigen Adligen der Mark, welche früher mit so entschiedener Feindschaft dem Landeshauptmann entgegengetreten waren, wagten keinen ferneren Widerstand.

In vielen Urkunden finden wir die Namen Kaspar von Putlitz, Wichard von Rochow, Johann von Quitzow und andere als die enschiedener Freunde des Churfürsten verzeichnet. So werden auch in einer Urkunde, welche einen Vertrag wegen des Brautschatzes und Witthums der Prinzessin Magdalena, Tochter des Markgrafen Johann und Enkelin Friedrichs, bei ihrer Verheirathung an den Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg enthält, als Bürgen genannt: Albrecht Graf zu Lindow und Herr zu Ruppin, Hasse und Achim von Bredow, Kaspar Gans von Putlitz, Hans von Quitzow, Ludolf von Alvensleben, Wichard von Rochow, Werner von Holzendorf, Werner von Alvensleben und Andere. —

Lange Jahre lebte Johann von Quitzow noch als ein

geachteter Ritter auf seinen Gütern; erst im Jahre 1437 beschloß er, 67 Jahre alt, sein thatenreiches Leben. Henning von Stechow blieb der begeisterte Anhänger und entschiedene Freund des Churfürsten bis an sein Lebensende; durch seinen Tod selbst gab er den Beweis seiner Treue. Er hatte das Glück, den Heldentod im Kampfgewühl zu finden. Gehrke Suteminn überlebte seinen jüngeren Freund um viele Jahre. In einer späteren Urkunde wird er als Rath des Markgrafen Johann genannt, eine Auszeichnung, welche ihn trotz seines bürgerlichen Herkommens, seiner großen Verdienste willen traf.

Nachwort.

Die ersten zwei Bände meines Werkes „Hohenzollern" liegen jetzt abgeschlossen vor mir; es kam mir darauf an, dem Leser das Bild einer der wichtigsten Perioden unsrer vaterländischen Geschichte zu geben, der Begründung der Hohenzollernschen Herrschaft in den Marken, des Kampfes Friedrichs I. für Recht und Gesetz gegen den widerspenstigen Adel.

Durch das Erscheinen des Buches in Lieferungen und Halbbänden wurde es mir möglich, vielfache Urtheile des Publikums vor der Beendigung der ersten Abtheilung zu hören, ich habe die Freude gehabt, manche lobende Anerkennung zu vernehmen; aber auch manchen gerechtfertigten und ungerechtfertigten Tadel hörte ich. Gegen den letzteren einige schützende Worte zu sprechen, kann ich beim Schlusse des Buches nicht umhin.

Von manchen Seiten ist mir vorgeworfen worden, das

Werk sei als Roman zu historisch, als Geschichte zu romantisch gehalten, es sei daher nicht warm, nicht kalt, nicht Fisch, nicht Vogel.

Ich habe es unterlassen, eine Vorrede zu schreiben, weil ich glaubte, das Publikum könne aus dem Buche selbst am besten beurtheilen, was ich gewollt habe; Vorreden werden meistens ungelesen überschlagen und erfüllen selten den beabsichtigten Zweck. Ich würde auch das kurze Nachwort aus demselben Grunde ganz fortgelassen haben, wenn mich nicht Freunde vielfach dazu aufgefordert hätten, mit wenigen Worten am Schlusse der ersten Abtheilung meines Buches, den Zweck desselben, seine Tendenz zu erörtern.

Der Hauptsache nach hat die Verlagshandlung in dem, dem Werk voraus geschickten, Prospect bereits treu genug die Absicht geschildert, welche ich hatte, als ich meine „Hohenzollern“ dem Publikum übergab; ich wollte in novellistischer Form die Geschichte unseres Vaterlandes dem größeren Publikum zugänglicher machen, als dies durch rein historische Werke, welche meist nur von denen gelesen werden, denen die Geschichte ein Fachstudium ist, geschehen kann. Es kam mir deshalb vor allen Dingen darauf an, die strengste historische Treue überall da zu bewahren, wo dieselbe für die geschichtliche Entwickelung von irgend einer Bedeutung war, also in der Schilderung der Charaktere, der Sitten jener Zeit, in der Erzählung der Ereignisse, welche eine historische Wichtigkeit haben. Indem ich die Form historischer Bilder wählte, glaubte ich, wie jeder andere Novellist, die Berechtigung zu haben, hier und da eine kleine romantische Zuthat beizugeben. Es konnte mir nicht darauf ankommen, jeden Sonnenschein und Sturm-

wind mit historischer Treue am richtigen Tage zu erzählen. Für die historische Entwickelung der Ereignisse erschien es mir gleichgültig, ob ich die Hochzeit Hennings von Stechow z. B. einen Monat früher oder einen Monat später stattfinden ließ; auch durfte die nicht historische Figur eines Busso von Damitz in meinem Buche sehr wohl eine Stelle finden, da sie den Charakter einer bestimmten Klasse des märkischen Adels darstellt.

Ich glaube, fest überzeugt sein zu dürfen, daß alle diejenigen, welche die vorliegenden zwei Bände gelesen haben, in denselben ein treues Bild jener Zeit finden werden; wenn ich auch keineswegs verlange oder verlangen kann, daß irgend ein Geschichtsforscher in meinem Buche etwas Neues suchen und finden werde! — Für die Geschichtsforscher habe ich nicht geschrieben; diesen liegen die zahlreichen Quellenwerke offen, er hat nicht nöthig sich mit der romantischen Geschichte zu beschäftigen; ich würde, hätte ich den Historiker befriedigen wollen, für das große Publikum, dem ich gern Belehrung und Unterhaltung bieten wollte, entweder unverständlich oder langweilig geworden sein. — Aus diesem Grunde unterließ ich es auch, die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, wie dies in rein historischen Werken sonst üblich ist, anzugeben.

Nur in einzelnen Fällen glaubte ich in den Anmerkungen dem Publikum eine Anweisung über die Quellen schuldig zu sein, habe diese aber absichtlich so kurz als möglich gehalten.

Das geschichtliche Material, welches vor mir liegt, ist ein so außerordentlich reichhaltiges, die zum Theil für unsere vaterländische Geschichte sehr werthvollen und be-

deutenden Werke bilden eine so massenhafte Bibliothek, daß es wohl Niemandem, der nicht die Geschichte zu seinem Fachstudium macht, einfallen dürfte, sich durch die Unzahl dickleibiger Bände hindurchzuarbeiten; eine Aufführung unserer vaterländischen Geschichtsliteratur erschien mir aus diesem Grunde in einem Werke, welches einen novellistischen Charakter trägt, nicht nur entbehrlich, sondern sogar schädlich. Durch zu häufige Anmerkungen wird das Interesse des Lesers vom Gegenstande abgezogen und dadurch geschwächt.

Den seltsamsten Vorwurf, welchen man meinem vorliegenden Werke gemacht hat, muß ich hier ebenfalls noch mit einigen Worten berühren. — Man hat gesagt, ich habe das treffliche Werk Klödens, „die Mark Brandenburg und die Quitzows," zu viel benutzt, mein „Friedrich I. und die Quitzows" sei gewissermaßen nur ein schwacher Abklatsch des Klödenschen Buches! — Diesen Vorwurf verdiene ich sicherlich in keiner Weise. — Hätten diejenigen, welche ihn aussprachen, das Klödensche Werk mit Aufmerksamkeit vor oder nach dem meinigen gelesen, so würden sie sofort zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß beide Werke einen ganz verschiedenen Charakter tragen, daß das meinige durchaus selbstständig, ohne irgend eine Verbindung mit dem Klödenschen dasteht. —

Klöden selbst sagt in dem Nachwort zu seinem vortrefflichen Buche, daß es ihm nicht eingefallen sei, einen historischen Roman oder eine novellistische Geschichte zu schreiben, jeder Sturmwind, jeder Sonnenschein, jeder Regentag in seinem Werke sei historisch. Klöden hat

recht eigentlich und mit dem emsigsten Fleiße eine ausführliche Geschichte jener Zeit schreiben wollen und geschrieben; mit außerordentlicher Umsicht, mit unablässigem Streben hat er Alles gesammelt, was zu seiner Zeit an Material irgerdwo vorhanden war, kein Buch über jene Zeit giebt ein so reiches Material für jeden Geschichtsschreiber, als das seinige; ein unverantwortliches Unrecht gegen Klöden wäre es gewesen, hätte ich eine so treffliche Vorarbeit unbenutzt lassen wollen; ich habe das Klödensche Werk deshalb zu den Vorstudien des meinigen ebensowohl aufmerksam studirt, als alle die anderen über denselben Gegenstand vorhandenen Quellenwerke; aber sehr ernst habe ich geprüft, ob das in dem Klödenschen Werk Gegebene wirklich historisch oder Eigenthum des Verfassers sei! — Wenn trotzdem bei der Schilderung der Charaktere, bei der Erzählung der Ereignisse hier und da eine Aehnlichkeit meines Buches mit dem Klödenschen Werke sich herausgestellt, so ist dies vollkommen natürlich, ja es kann nicht anders sein!

Wenn zwei Männer sich die Aufgabe stellen, dieselbe Zeit, dieselben Personen, dieselben Sitten der Geschichte getreu zu schildern, so ist eine gewisse Aehnlichkeit beider Werke eine absolute Nothwendigkeit, da beide aus denselben Quellen schöpfen müssen. An vielen Orten und zum Theil bei höchst wichtigen Veranlassungen bin ich indessen selbst in der Darstellung der Thatsachen sehr weit von Klöden abgewichen, da mir mehrere neuere Forschungen, welche Klöden noch nicht kannte, zu Gebote standen. — Ganz besonders ist dies der Fall gewesen bei der Erzählung jener alten Kaufgeschichte der Mark Brandenburg

durch die Hohenzollern. Durch alle die älteren historischen Werke wird die Erwerbung Brandenburgs durch Friedrich von Hohenzollern als Kaufgeschäft dargestellt. Riedel hat das große Verdienst, diesen Irrthum beseitigt zu haben, seiner Darstellung habe ich mich daher vollkommen angeschlossen, während Klöden noch der alt hergebrachten Erzählung Rechnung trägt. Ich glaube nicht nöthig zu haben, über diesen Punkt mich noch des Weiteren zu rechtfertigen, und bitte nur diejenigen, welche etwa geneigt sein möchten, mir ebenfalls den Vorwurf zu machen, ich hätte Klöden mehr benutzt, als nothwendig und gerechtfertigt ist, das Klödensche Werk zu lesen. Weiter habe ich nichts zu verlangen, dann wird dem verständigen Leser der große Unterschied beider Werke so sehr in die Augen springen, daß ich die Wiederholung dieser Anklage nicht fürchten darf. — Ich schließe hiermit die erste Abtheilung meiner „Hohenzollern", im Anhang werde ich eine kurz gefaßte Uebersicht der Geschichte unserer Mark Brandenburg bis zum Beginn der Regierung Joachims I. folgen lassen. Die ausführliche Darstellung der Regierung dieses Fürsten wird eine zweite Abtheilung meines Werkes bilden. Ob es mir möglich sein wird, in spätrer Zeit noch einmal zurückzukommen auf die an und für sich höchst interessante Geschichte der Mark unter Friedrich II., Albrecht Achill und Johann Cicero kann ich augenblicklich noch nicht beurtheilen; ich wünsche es, aber ich vermag es nicht zu versprechen, da die Ausdehnung dieses Werkes ohnehin leicht eine sehr bedeutende werden mag.

Capitel 19.

Anhang zum II. Bande.

Ein großes Glück wäre es für die Mark Brandenburg gewesen, hätte Churfürst Friedrich I. diesem Lande seine ganze Thätigkeit fortwährend widmen können.

Unter dem weisen und energischen Regimente des großen Mannes wäre sicherlich die Mark zum höchsten Wohlstande emporgeblüht, aber ein so glückliches Schicksal sollte dem Lande nicht beschieden sein. Friedrich wurde durch die wichtigsten Reichsgeschäfte meistens verhindert, seinem neuen Churfürstenthum die volle Thätigkeit zu widmen; ganz besonders nahmen die Hussitenkriege seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Die Verbrennung der beiden Märtyrer, Johannes Huß und Hieronymus von Prag auf dem Concil zu Constanz hatte im ganzen Böhmerlande, wie schon erzählt, eine ungeheure Aufregung zur Folge, welche nach dem Tode Wenzels zur allgemeinen offnen Revolution ausbrach. Die Böhmen konnten es dem Kaiser Siegismund nicht verzeihen, daß er dem Huß sein gegebenes freies Geleit gebrochen, sein heilig verpfändetes Wort verletzt habe. Sie wollten deshalb Siegismund als König von Böhmen nicht huldigen, einmüthig stand das ganze Land auf, eine glühende Begeisterung hatte sich aller Stände bemächtigt!

Kaiser Siegismund war wüthend über den Widerstand, den er in seinem neuen Lande traf; mit Gewalt der Waffen wollte er die Aufständischen züchtigen, vergeblich rieth ihm Churfürst Friedrich, sich in Unterhand-

lung mit den Hussiten einzulassen, eine freie Religionsübung zu gestatten, um dadurch fürs Erste die böhmische Königskrone zu gewinnen, eine weitere Ordnung der religiösen Angelegenheiten sollte dann später auf einem neuen Concil vorgenommen werden; Siegismund weigerte sich, auf solchen Vorschlag einzugehn, jede Unterhandlung mit den Rebellen schien ihm eine Demüthigung. Durch Waffengewalt wollte er sie unterwerfen. Er sammelte seine Völker und zog nach Böhmen.

Unter solchen Umständen konnte denn Friedrich nicht umhin, ihm fränkische und märkische Hilfstruppen zuzuführen; aber der Feldzug war ein höchst unglücklicher. Die kaiserlichen Truppen wurden vollständig geschlagen. Mit wildem Fanatismus kämpften die Hussiten; während im kaiserlichen Heere eine gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Fürsten, welche Hilfstruppen gesandt hatten, herrschte, alle Befehlsführer mit einander uneinig waren, bildete das ganze hussitische Heer ein einiges Ganze. — Seiner begeisterten Tapferkeit mußte der Sieg werden, und er war ein glänzender! — Dasselbe Schicksal hatte Kaiser Siegismund auch in der Folge. Der Name der Hussiten hatte sich bereits einen so furchtbaren Klang bei den kaiserlichen Soldaten verschafft, daß oft ohne Kampf die Armeen vor der Schlacht auseinander liefen, sobald sie nur die Namen der hussitischen Heerführer Ziska und Prokop hörten.

Die Erbitterung Siegismunds wuchs durch diese Niederlagen, er bot alle seine Kraft auf, um das ganze deutsche Reich zum Feldzug gegen die Hussiten zu vereinigen. Vergeblich rieth ihm Churfürst Friedrich aber-

mals zum Frieden, Siegismund blieb halsstarrig; er wendete sich an die Reichsstände und erhielt von denselben die Zusage der Hilfe; ein Reichsheer wurde gesammelt und Churfürsten Friedrich von den Reichsständen zum obersten Feldhauptmann ernannt; aber auch er vermochte es nicht, trotz seines Feldherrntalentes, dies Heer zum Siege zu führen. Die Macht der Hussiten war außerordentlich gewachsen, neue begeisterte Streiter strömten ihrem Heere fortwährend zu, während die meisten Reichsfürsten die versprochenen Hilfstruppen nicht sandten. So breiteten denn die hussitischen Siegerschaaren ihre Macht immer weiter aus, sie beschränkten sich endlich nicht mehr auf Böhmen allein, sondern fielen in die benachbarten Länder ein, überall plündernd, verheerend, verwüstend, überall siegend, alle ihnen entgegengesandten Heere zurückschlagend.

Noch einen Versuch beschloß Kaiser Siegismund zu machen; noch einmal wendete er sich an das Reich, und jetzt sahen die Reichsstände sehr wohl ein, daß wenn sie nicht alle ihre Macht entfalteten, um dem Kaiser beizustehen, ihre eignen Länder durch die wilden Hussitenschaaren ernstlich bedroht würden. Ein Heer von 130 Tausend Mann wurde gesammelt; abermals übernahm Churfürst Friedrich den Oberbefehl desselben, aber auch dieses große Heer wurde von den Hussiten unter Prokop dem Aeltern gänzlich geschlagen. Schaarenweise liefen die kaiserlichen Truppen in feiger Flucht vom Schlachtfelde davon, — solch Entsetzen verbreitete der hussitische Name!

Eine trübe furchtbare Zeit folgte für die deutschen Länder, besonders für die Mark Brandenburg. Hussi-

tische Heere drangen in die Mark ein, um an diesem Lande Rache zu üben, weil Friedrich den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres geführt hatte. Plündernd und verwüstend drangen sie vor, überall Dörfer und Städte in Asche legend, überall rauchende Ruinen hinter sich zurücklassend.

Vor dem stark befestigten Bernau fanden sie endlich einen kräftigen Widerstand; tapfer vertheidigten sich die Bürger von Bernau, bis ihnen der zweite Sohn Friedrichs, der spätere Churfürst Friedrich II., mit einem schnell gesammelten Heere zu Hilfe kam. Die Hussiten wurden geschlagen und mußten sich zurückziehen, Friedrich verfolgte sie und drängte sie aus der Mark.

Die fortdauernden, fast immer siegreichen Feldzüge der Hussiten, des Churfürsten Friedrich unablässiges Drängen bewegten endlich den Kaiser Siegismund, sich in Unterhandlungen wegen des Friedens einzulassen. Auf dem Concil zu Basel begannen dieselben. Durch die Vermittlung des Churfürsten ließen sich auch die Hussiten bewegen, nach Basel Gesandte zu senden, aber des Kaisers freies Geleit, sein gegebenes Wort genügte den Männern nicht, die an den Wortbruch gegen Johannes Huß zurückdachten; sie forderten und erhielten vom Kaiser für ihre Gesandten die Stellung von Geißeln. —

Den unablässigen Bemühungen Churfürst Friedrichs, seinen gemäßigten, weisen Rathschlägen gelang es endlich, den Frieden zu erzielen.

Die Hussiten wurden wieder aufgenommen in den Schoß der römischen Kirche und Kaiser Siegismund erhielt dafür die Huldigung der böhmischen Stände. —

Nicht lange sollte er sich indessen des endlich gewonnenen Königreichs erfreuen, schon im folgenden Jahre 1437 starb er. —

Der deutsche Kaiserthron war durch den Tod Siegismunds erledigt, die Reichsfürsten schauten sich nach einem Nachfolger um, und ihr Blick fiel auf Friedrich I., dessen großes Ansehn im Reiche ihn als den des Kaiserthrones Würdigsten erscheinen ließ. Aber Friedrich lehnte eine solche Wahl ab; er hatte seinem alten Freunde, dem Kaiser Siegismund das Wort gegeben, für den Schwiegersohn desselben, Albrecht von Oestreich, bei einer Neuwahl zu wirken. Dieses Wort zu halten war ihm eine heilige Pflicht; auch glaubte er nicht, diejenige Hausmacht zu besitzen, welche dem deutschen Kaiser den Einfluß über die Reichsfürsten geben konnte, dessen er bedurfte, um segensreich regieren zu können. Seinen Bemühungen, seiner kräftigen Unterstützung verdankte Albrecht von Oestreich die Wahl zum deutschen Kaiser.

Während auf diese Weise Friedrich für Deutschland wirkte, war er auch in den Marken nicht unthätig geblieben. Die pommerschen und mecklenburgischen Herzoge hatten ihre alte Feindschaft gegen Brandenburg nicht aufgegeben; sobald sie irgend eine Hoffnung auf Erfolg hatten, begannen sie immer neue Fehden gegen die Mark; in den meisten derselben wurden sie indessen besiegt und es gelang Friedrich, fast die ganze Ukermark von Pommern zurück zu erobern. — Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Friedrich in seinen fränkischen Ländern; hier schloß er im Jahre 1440 auf Burg Kadolzburg sein thatenreiches Leben. Schön-Else, seine treue Gefährtin

während so vieler Jahre folgte ihm zwei Jahre später. Seine märkischen und fränkischen Länder theilte Friedrich unter seine Söhne; der älteste Sohn Johann der Alchymist und der dritte, Albrecht mit dem Beinamen Achilles, erhielten die fränkischen Ländereien; der zweite, genannt Friedrich der Eiserne oder Eisenzahn, erhielt das Churfürstenthum Brandenburg. Es wird meistens als eine Art Ungerechtigkeit betrachtet, daß das Churfürstenthum nicht dem ältesten Sohne übergeben worden war, aber dies ist ein großer Irrthum, denn die durch fortwährende Kriege, durch die entsetzlichen Verheerungen der Hussiten ausgesogene und zerrüttete Mark Brandenburg konnte kaum verglichen werden mit den fränkischen Ländern; außerdem bedurfte sie eines energischen thatkräftigen Herrschers, wie Friedrich der Eiserne es war, während der den Wissenschaften ergebene, mehr stille und in sich gekehrte Johann, weit eher sich eignete, die ruhigeren fränkischen Länder zu regieren.

Friedrich II. fand in der Mark eine ziemlich schwere Stellung; der Adel des Landes war allerdings durch Friedrich I. kräftige Maßregeln in so weit eingeschüchtert, daß er es nicht mehr wagte, dem Landesherrn in offner Rebellion gegenüberzutreten, aber die rohen und wilden Sitten der märkischen Adligen hatte auch Friedrich I. nicht auszurotten vermocht. — Das Fehdewesen, über welches wir bereits im Anhang des I. Theils gesprochen haben, hatte noch immer seine Geltung, jeder zum Schild Geborne glaubte zu selbstständiger Kriegsführung berechtigt zu sein; mit dem Verfall der mittelalterlichen Zustände nahm aber das adlige Fehdewesen mehr und mehr den

Charakter der Räuberei und Wegelagerei an. Die Adligen führten nicht mehr Krieg gegen einander, sondern meist nur gegen die Kaufleute aus den Städten; sie machten die Straßen unsicher und unterschieden sich zuletzt wenig von den gemeinsten Buschkleppern.

Der Widerstand, welchen früher der Adel dem Landesherrn geleistet hatte, war jetzt auf die Städte übergegangen, welche ein stolzes Selbstbewußtsein dadurch gewonnen hatten, daß sie es gewesen waren, durch deren Hilfe der hohenzollernsche Fürstenstamm die Herrschaft in den Marken gewinnnen konnte, durch ihren Beistand allein hatte Friedrich I. vermocht, den widerspenstigen Adel zu besiegen, deshalb glaubten sie das Recht zu haben, auf diese Hilfe zu pochen, ihre Freiheiten zu erweitern, sich vollkommen selbstständig zu machen! Im größten Uebermuthe widerstrebten sie jeder das allgemeine Beste bezweckenden Regierung, in stolzer Selbstständigkeit widerstanden sie dem Landesfürsten!

Besonders zeichneten sich in dieser Beziehung die Schwesterstädte Berlin und Kölln aus, deren Macht und Reichthum in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gewachsen war. Hier hatten sich, wie auch in anderen Städten, reiche Patriziergeschlechter des Stadtregimentes bemächtigt, sie unterdrückten die Bürgerschaft und häufig kam es zu Zwistigkeiten zwischen den adligen Stadtgeschlechtern und den Zünften und Innungen. — Dem Churfürsten versagten Berlin und Kölln das Oeffnungsrecht der Städte, weil sie fürchteten, durch dasselbe in ihrer Selbstständigkeit beeinträchtigt zu werden.

Es war für Friedrich eine unbedingte Nothwendigkeit,

einen solchen Widerstand zu brechen, wenn er überhaupt eine allgemeine Regierung des Landes führen wollte. Er benutzte deshalb eine zwischen dem Magistrate und den Bürgern der Stadt entstandene Zwistigkeit; von dem Magistrate zu Hilfe gerufen, erschien er vor dem Spandauer Thor und rückte mit einer mächtigen Reiterschaar in die Stadt ein! — Auf dem Platze zwischen den beiden Städten an der Spree, auf dem heut noch das Schloß steht, legte er den Grundstein desselben; — Zwing-Kölln wurde es genannt von den Bürgern, und es verdient diesen Namen in der That, denn von jener Zeit an war die stolze Selbstständigkeit der Städte Berlin und Kölln gebrochen.

Nachdem Friedrich den Widerstand der Städte besiegt hatte, war es sein eifrigstes Streben, bessere Sitten im Lande einzuführen. Um die wüste Rohheit des Adels zu mildern, begründete er einen Orden, „die Schwanengesellschaft". Die ausgezeichnetesten Adligen sollten Mitglieder dieses Ordens werden, und als solche sich verpflichten, ein sittlich reines und frommes Leben zu führen; sie sollten keine Kriege unter einander führen, sondern ihre Streitigkeiten der Entscheidung der Gesellschaft überlassen. — Die Idee des Ordens war eine sehr schöne, aber sie kam nie zur vollkommnen Ausführung, denn die wilden, rohen märkischen Ritter konnten sich nicht entschließen, ihr wüstes Leben der bloßen Ehre wegen aufzugeben.

Um den Wohlstand und die Machtstellung der Mark Brandenburg im deutschen Reiche zu heben, erschien es Friedrich als erste Pflicht, diejenigen Länder wieder zu erwerben, welche früher zur Mark gehört hatten, aber durch die

jahrelangen Streitigkeiten mit den Nachbarländern, durch unglückliche Kriege derselben entfremdet worden waren. Im Jahre 1444 erlangte er durch den Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg von Reichswegen die Erlaubniß, alle die Landestheile wieder zu erwerben, welche früher mit der Mark verbunden waren. Dem Beispiele seines Vaters folgend, suchte er überall, wo dies irgend möglich war, auf dem Wege der gütlichen Einigung, durch Verträge mit den benachbarten Fürsten sein Recht zu erlangen. Wo aber Verträge nicht zum Ziel führten, da wußte er sehr wohl auch die Waffen zu gebrauchen. —

Theils durch Unterhandlungen, theils mit Waffengewalt gelang es ihm, mit Mecklenburg und Magdeburg zur Einigung zu kommen; von den deutschen Ordensrittern erlangte er die Neumark zurück; von Böhmen Theile der Lausitz.

Nur mit Pommern war es ihm nicht möglich zum Frieden zu gelangen. Friedrich hatte nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern-Stettin das Erbrecht auf dieses Land; als nun aber Herzog Otto von Stettin als der letzte männliche Sproß seines Hauses gestorben war, da weigerten sich die Pommern unter brandenburgische Herrschaft zu treten. Die Herzöge von Pommern-Wolgast traten die Stettinische Erbschaft an und setzten sich in den Besitz des Landes. Alle Unterhandlungen waren vergeblich und fortwährende, oft für die Mark unglückliche Fehden zwischen der Mark Brandenburg und den Pommern füllten fortan die letzten Regierungsjahre Friedrichs aus.

Friedrichs Gesundheit litt während dieser Kämpfe so sehr, daß er sich entschloß, seine letzten Tage in Franken zuzubringen. Sein einziger Sohn war vor ihm gestorben, der nächste Erbe des Landes war sein jüngerer Bruder Albrecht; diesem übergab er die Regierung und zog dann nach Franken, wo er schon ein Jahr später 1471 starb. —

Albrecht, welcher von seinen Zeitgenossen den Beinamen Achilles erhielt, war im Charakter, Sein und Denken von seinem Bruder so vollkommen verschieden, daß das gute Verhältniß, welches stets zwischen den Brüdern geherrscht hatte, schwer erklärlich ist! — Während es stets das Bestreben Friedrichs war, wo möglich durch Verträge zum Ziele zu kommen, das Schwert erst entscheiden zu lassen, wenn kein Mittel blieb den Frieden zu erhalten, war Albrecht Achill ein begeisterter Freund des Kriegs. Er war ein Ritter ganz nach altem Schrot und Korn, mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Fehlern der alten romantischen Ritterschaft ausgestattet, einer der letzten, aber auch einer der interessantesten Repräsentanten dieses Standes. — In allen körperlichen Uebungen hatte er die höchste Geschicklichkeit erreicht, sein Muth, seine Tapferkeit waren ohne Gleichen. Wenn er im Kampfgewühl einherstürmen konnte, dann war er froh und glücklich, überall suchte er die Gefahr, überall den Krieg; prächtige Turniere, lustige Festgelage bildeten zwischen seinen Feldzügen seine Erlustigung. Um die Mark kümmerte er sich wenig, sie war ihm nur darum werth, weil sie ihm Einnahmen gewährte, mit welchen er an seinem lustigen Hofe eine größere Pracht ent-

falten konnte. Selten und ungern ging er nach seinem Churfürstenthum, meist hielt er sich nur in Franken auf. Die rohen märkischen Ritter waren ihm verhaßt, er verachtete sie als ungebildete Bauern und zeigte ihnen dies bei seinen seltenen Besuchen in Brandenburg aufs Deutlichste, deshalb war auch er in den Marken keineswegs beliebt. Er überließ die Regierung ganz und gar seinem Sohne Johann, welchen er zum Statthalter in der Mark eingesetzt hatte. Bei einem Feldzug gegen die Pommern, den er persönlich mitmachte, zeigte er allerdings dieselbe Tapferkeit, das gleiche Feldherrntalent wie in allen seinen anderen Kriegen und erwarb deshalb von den märkischen Adligen große Bewunderung, aber dies genügte doch nicht, ihm die Liebe und das Vertrauen der märkischen Unterthanen zu erwerben. Die Mark Brandenburg verdankt ihm ein Gesetz, welches für spätere Jahre von Bedeutung wurde, das hohenzollernsche Hausgesetz, welches vorschreibt, daß jedesmal die Mark Brandenburg dem ältesten Sohne des Stammes angehören und nicht getheilt werden solle. Wenn das Hausgesetz auch später mehrfach gebrochen wurde, so hat es im Ganzen und Großen doch eine historische Bedeutung, es hat das Land vor zu großer Zersplitterung bewahrt. Der älteste Sohn Albrechts, Johann, regierte zu Lebzeiten seines Vaters die Mark als Statthalter. Die große Bewunderung, welche Johann für seinen Vater, der ihm als eines der herrlichsten Vorbilder des Ritterthums erschien, hegte, veranlaßte ihn, für alle Regierungsmaßregeln stets den Rath und Willen des Churfürsten einzuholen. Da-

durch mußte natürlicherweise die Regierung eine ziemlich langsame und energielose werden. Johann wollte das Beste des Landes; mit unendlicher Sparsamkeit versagte er sich selbst jede Lebensfreude, jeden Lebensgenuß, sein Hof war so einfach, daß die meisten reichen Adligen des Landes weit üppiger lebten als er; trotzdem aber waren die Landeseinnahmen bei Weitem zu gering, um alle Bedürfnisse des Fürstenhauses zu befriedigen, denn ungeheure Summen, nach den Begriffen jener Zeit, mußte Johann alljährlich nach Franken an den üppigen Hof seines Vaters senden.

Als Albrecht Achill im Jahre 1486 starb, erbte Johann die Mark Brandenburg und den Churhut. Er war auch ferner auf das Aeußerste bestrebt, die gesunkenen Einnahmequellen des Landes zu erhöhen, aber trotz der angestrengtesten Sparsamkeit war ihm dies doch nur in geringem Maße möglich. Johann war ein trefflicher, umsichtiger Regent, seine Zeitgenossen haben ihm den Beinamen Cicero gegeben. Seine Regierung ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als er der erste Regent des Hohenzollernstammes ist, der bleibend in der Mark Brandenburg seinen Wohnsitz nahm und in derselben auch sein Leben beendete. Er würde sicher Größeres bewirkt, die Machtstellung der Mark Brandenburg im deutschen Reiche vergrößert haben, wenn ihn nicht leider die Natur schon bei jungen Jahren mit einem so kolossalen Körper begabt hätte, daß er im höchsten Grade schwerfällig und unbehilflich wurde. Er starb im Jahre 1499 an der Wassersucht.

Wir haben hiermit einen kurzen Abriß der Regierungsgeschichte von Friedrich I. bis zu Joachim I. gegeben. Wir hoffen: in einer nächsten Abtheilung dieses Werkes mit dem Regierungsantritt Joachims eine neue Reihe historischer Bilder beginnen zu können.

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstr. 8.

Streckfuß, Adolf,

Hohenzollern historische Bilder

Bd.: 2,2

Berlin 1859